This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN NYPQ J

Ams 4487.10

Harvard College Library

FROM THE
J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

Tiroler Volkstypen

Beiträge

zur

Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen

von

Dr. Ludwig v. Hörmann

Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz

Wien

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn

1877

Tiroler Volkstypen

Beiträge

zur

Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen

von

Dr. Ludwig v. Hörmann

Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz

D385

Wien

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn

1877

Aus 44877.10

HARVARD COLLEGE
MAY 22.1924
LIBRARY

Wolcott fund

Dr. Ignaz Vinc. Zingerle

zugeeignet.

Th 385

Vorwort.

Bei Bearbeitung des „Tiroliſchen Volkslebens“, deſſen 1. Theil (Feſt- und Arbeitsjahr) in Bälde die Preſſe verlaſſen wird, fiel mir manche Erſcheinung ab, werth und geeignet, nicht als bloße Staffage desſelben verwendet zu werden, ſondern eine ſelbſtändige Behandlung zu erfahren. So entſtanden dieſe „Tiroler Volkstypen“, mit deren Herausgabe ich die Reihe meiner „Tirolenſien“, der Frucht zwanzigjährigen Studiums meiner Heimat, eröffne. Die meiſten derſelben, wie die „Nobler und Raufer“, „Dörcher“, „Holzleute“, „Fuhrleute“, „Ameiſenhexen“, „Granatler“, „Zillerthaler Oelträger“ ꝛc. ꝛc. ſind originell und finden hier zum erſten Male eine eingehende Bearbeitung; manche andere, ich möchte ſie Dorfgeſchichtenfiguren nennen, z. B. „Wilderer“, „Schwärzer“ u. A., treten ihrer novelliſtiſchen Maske ſchonungslos entkleidet im allerdings weniger intereſſanten aber dafür wahren Kleide der Urſprünglichkeit vor das Auge des Leſers.

Was die Form betrifft, ſo ſchien es mir anziehender und dem Stoffe entſprechender, ſtatt einer trockenen Wiedergabe geſammelten Materials, abgerundete und lebensvolle Geſtalten und Schilderungen hinzuſtellen, jedoch ſolche, die als natur-

getreue Abspiegelungen der Wirklichkeit zugleich dem Culturhistoriker zu einer verläßlichen Fundgrube werden können. Ich habe es zu dem Zwecke an Vorarbeiten nicht fehlen lassen und man wird daher wenigstens das Streben nach möglichster Genauigkeit der Angaben nicht vermissen. Der größte Theil der behandelten „Volkstypen" beruht auf eigener Anschauung, ja ist theilweise miterlebt. Wo mir Quellen zugänglich waren, habe ich sie benützt. Besonders jene Partien, bei denen ich nur mehr auf die Tradition angewiesen war, wurden mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bearbeitet, wie überhaupt das ganze Werk schließlich von den besten Kennern tirolischer Verhältnisse einer gründlichen Durchsicht und Prüfung unterzogen wurde.

Leider hat meine nun fast fünfjährige Abwesenheit von der Heimat, die ich nur während der Herbstferien besuchen konnte, nicht nur das Erscheinen des Buches in höchst unliebsamer Weise verzögert, sondern auch, was ich am meisten bedauere, der Vollständigkeit der Arbeit bedeutenden Eintrag gethan. Dies gilt sowohl von den Anmerkungen, die, weil die den zahlreichen Verweiszetteln entsprechenden Quellenwerke nicht so leicht zu benützen waren, nur lückenhaft ausfallen konnten, als auch vom Umfange des behandelten Stoffes selbst. Aus dem Grunde mußten auch manche Volkstypen, wie z. B. die „Tiroler Nationalsänger", „die Einsiedler" u. A. theils ganz wegbleiben, theils konnten dieselben nur als „Skizzen und Fragmente" im letzten Abschnitte flüchtig behandelt werden. Manche mußten überdies wegen ihrer besseren Verwendbarkeit im „Tirolischen Volksleben", zu dem vorliegendes Werk gewissermaßen den Anhang bildet, absichtlich ausfallen, so z. B. die Gestalten aus dem Sennerleben;

ferner die Sternſinger, Wildheuer u. A. Die Aufnahme einiger Bilder von Thalinduſtriezweigen (die Grödner Schnitzwaareninduſtrie, die Eiſenſchmieden im Stubaithale ꝛc.) unter die „Volkstypen", in deren Rahmen ſie ſtrenggenommen nicht fallen, bedarf wohl keiner Entſchuldigung. Tragen ja ohnehin die meiſten der behandelten Typen induſtriellen Charakter.

Lieb wäre es mir geweſen, wenn der Inhalt des Werkes durch Illuſtrationen anſchaulicher gemacht worden wäre. Aber erſtlich ſind verläßliche Originalzeichnungen ſchwer zu bekommen und iſt ihre Herſtellung mit zu großen Unkoſten verbunden, und dann hätte dieſe wenn auch erwünſchte Beigabe das Erſcheinen des Werkes noch mehr hinausgeſchoben. Vielleicht läßt ſich bei einer etwaigen zweiten Auflage des Werkes dem Mangel abhelfen.

Schließlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht, allen Denjenigen meinen wärmſten Dank zu ſagen, die mich bei Abfaſſung dieſes Buches unterſtützt haben, den Herren Prof. Jul. Ficker, J. A. Schöpf, J. Rappold, Val. Hintner; den hochw. Herren Alb. v. Hörmann und Hans Wimpiſſinger; Herrn E. Payr, Secretär der Innsbrucker Handelskammer und Univerſitätsdocent, dem Ingenieur Hans Gapp, dem kaiſ. Rath E. Speckbacher in Imſt, Bibliothekar A. J. Hammerle in Salzburg, Oberförſter Clement in Innsbruck und Forſtinſpector Ph. Reeb in Bozen, Herrn Julius Günther und Lehrer Seb. Hörhager in Dornauberg; desgleichen den löbl. Handelskammern von Innsbruck und Bozen, die mir ihre „Berichte" und ſonſtige Mittheilungen bereitwilligſt zukommen ließen, ſowie den Generaldirectionen der löbl. k. k. priv. Südbahngeſellſchaft, Kronprinz Rudolf-Bahn und Kaiſerin Eliſabeth-Bahn.

Zu besonderem Danke fühle ich mich aber dem hochw. Herrn Caplan Seb. Ruf in Hall und dem Herrn Univ. Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann in Graz verpflichtet, von denen Ersterer, obwohl ein Greis, mir mit seltener Güte wichtige Urkunden aus den Archiven von Hall, Zell und Fügen eigenhändig abschrieb, Letzterer mit größter Liberalität einschlägige Beiträge aus seiner reichen Urkundensammlung zur Verfügung stellte.

Graz, October 1876.

Dr. Ludwig v. Hörmann.

Die Wilderer.

Ich kenne keine tiroliſche Nationalleidenſchaft, die tiefer im Volke wurzelte, als das Wildern. Hat der Tiroler ja das Heft — den Schießprügel — ſtets zur Hand und überdies gibt es Gelegenheiten genug, die dieſem angeborenen Hange Nahrung geben. Der Haſe läuft über ſeinen Kohlacker — pums! da liegt er. Der Burſche iſt im Holzſchlag und ſieht die Spuren des Wildes, oder er arbeitet auf dem Bergmahd und hört einen Auerhahn pfalzen, oder der Hirt auf der Alm ſieht mit ſeinem Falkenauge hoch oben auf einer grünen Oaſe zwiſchen den Schroffen die Gemſen ſich tummeln, wer ſollte da in der freien Bergwelt nicht der flüchtigen Beute nachſtellen und ſie erlegen dürfen? Uralte Tradition heiligt die vererbte Anſicht, daß „Wald und Wild" frei ſeien, und ſelbſt der Geiſtliche drückt im Beichtſtuhle ein Auge zu, wenn das Wildern nur nicht am — Sonntag geſchieht, wohlgemerkt, ehe die Meſſe gehört iſt. In manchen Fällen iſt das Schießen einzelner Stücke Wildes auch wirklich Nothwehr, beſonders in jenen Gegenden, in deren Nähe ſich ausgedehnte Jagdreviere befinden, ſo z. B. in der Hinterriß, wo Hirſche, Rehe und anderes Gethier über die Gehege ſpringen. Kurz, das Wildern iſt eine natürliche Folge, ſowohl der Natur des Aelplers, als der Boden-

verhältniſſe ſeiner Heimat. Die jüngſten Buben nehmen ſchon des Vaters Gewehr über die Achſel, um Vögel und Eichhörnchen zu ſchießen, und ſo wächſt die Luſt zur Jagd mit dem Burſchen groß.

Allerdings hat er den Schießſtand, aber der iſt erſtlich zu theuer und befriedigt zweitens nur eine Seite des Schießvergnügens. Wer eine echte Jägernatur iſt, der will hinauf in das Gebirg, will mit Abenteuern und Gefahren ſeine Beute erringen, und darum iſt es gerade das Verbot, welches dem Wildern einen doppelten Reiz verleiht. Beſonders ſind es die Gemſen, welche den Gewohnheitsjäger mit unwiderſtehlicher Anziehungskraft in das luſtige Alpenrevier locken, obwohl deren Jagd die gefahrvollſte iſt.

Und 's Gamſerl am G'wand
Und der Punkt auf der Scheib'n,
Und's Diendl an der Hand
Iſt mei' Thun und mei' Treib'n.

Das größte Contingent liefert das Ober- und Unterinnthal. Der mächtige Gebirgsrücken, nördlich vom Inn, mit ſeinen romantiſchen Wildthälern, mit ſeinen unzugänglichen Felswüſteneien über kühlen Forſten und ſaftigen Alpenmähdern bietet der flüchtigen Gemſe den beſten Tummelplatz. Hier zwängt ſich das kräftige Steingras aus den kahlen Felſenrippen, weiter unten aber locken die würzigen „Pfötſchen", die jungen Tannentriebe, eine Lieblingsnahrung dieſer Thiere, und das ſalzige Kalkgebirge iſt ihnen eine willkommene „Lecke". Das wildſchöne Gleirſchthal mit den ſich anſchließenden Jagdgehegen des Herzogs von Koburg in der Hinterriß und den gräflich Tannenbergiſchen Jagdrevieren bildet den Hauptſtock und gewiſſermaßen Zuchtplatz der Gemſen. Es iſt auch ein Glück, daß auf dieſe Art durch rationelle Pflege und Ausbeutung der Jagdbarkeit der Aus-

rottung dieſes edlen Alpenthieres eine ſichere Grenze geſetzt iſt. Denn die Leidenſchaft der Gemsjägerei führt einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen dieſe Race und ihr allmähliches Verſchwinden aus den übrigen Theilen des Landes kann man am beſten aus den gefälſchten „Gamsbärten“ abnehmen, die auf den Jägerhüten leichtgläubiger Berliner Touriſten paradiren, ſowie aus den verhältnißmäßig hohen Preiſen, die man für echte Stücke bezahlt*). Andererſeits zeigen gerade die oben erwähnten Koburgiſchen und Tannenbergiſchen Reviere, wie Jagdſtände durch rationelle Behandlung gehoben werden können. Freilich vom Standpunkte des abenteuerreichen Vergnügens iſt dieſe Art der Jagd in keinen Vergleich zu ziehen mit jener gefahrvollen, der ſich der bäuerliche Schütz und Wilderer unterziehen muß, wenn er ſeine Leidenſchaft befriedigen will. In der freien Bergwelt da gibt es keine mit großen Koſten angelegten Steige und zweckmäßig poſtirten Schußplätze, wie in der Hinterriß, und daß ſich in unſerem Jahrhundert ein hoher Herr im „Geſchröff“ auf der Gemsjagd „verkraxelt“ hätte, wie weiland Kaiſer Max auf der Martinswand, habe ich auch nirgends geleſen.

Anders der eigentliche Gemsjäger. Der muß zugleich Treiber und Jäger ſein. Doch dieſes ſchreckt den Waghals

---

*) So wurde in den letzten Jahren das Gemswild in der Pragſer und Ampezzaner Gegend faſt vollſtändig ausgerottet, und es ſteht zu befürchten, daß wenn nicht gründliche Vorſorge getroffen wird, auch der Wildſtand von Enneberg, wo er ſich durch nachhaltige Verfolgung der Adler, durch Anlegung von Salzlecken und Schonung bedeutend gehoben hat, den Wildererbanden der obgenannten Thäler zum Opfer fallen wird. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1875, Nr. 41.

nicht ab, wie ſich überhaupt von der Leidenſchaftlichkeit dieſes Vergnügens keinen wahren Begriff machen kann, der nicht ſelbſt Jäger iſt. Für dieſes gefährliche Handwerk paßt auch nicht jeder. Die Gemsjagd verlangt einen an Strapazen gewöhnten Körper, der gegen jeden Witterungseinfluß unempfindlich iſt, einen ſchwindelfreien Kopf, ein helles Auge und einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Kühnheit.

Es ſind eigenthümliche Naturen, dieſe echten Gemſenjäger. Gewöhnlich ruhige ernſte Leute, einfach und wortkarg, ſind ſie theilnahmslos gegen jede andere Art von Beluſtigung. Sobald ſich aber der Auguſt naht, die Zeit, da die Gemsjagd beginnt, ſcheint ein eigener Geiſt in den Schützen zu fahren. Er prüft ſorgfältig Wind und Wetter, meiſt nach natürlichen Barometern, richtet taglang an ſeinem Stutzen und dies und das und — eines ſchönen Morgens iſt ſein Neſt leer.

Die Ausrüſtung eines Gemsjägers iſt natürlich ſo einfach als möglich, deſſenungeachtet aber gibt ſie genug zu ſchaffen. Die Gewandung iſt bald beiſammen. Eine Lodenjoppe, grau, damit ſie von der Farbe der Felſen nicht abſticht, kurze, bockleberne Hoſe, dickwollene Strümpfe und feſte Bergſchuhe, die Sohlen mit „Flügelnägeln" umſäumt; auf dem Kopfe ſitzt der grüne Jägerhut mit der Adlerflaume. Nun kommt die Ausrüſtung. Vor Allem der Schnerfer oder Schnerfſack*). Es iſt ein grobgewirkter Schnürſack, der beiläufig ausſieht, wie ein rieſiger Tabak- oder Geldbeutel, wie man ihn noch bei Fuhrleuten häufig antrifft. Die Schnurenden werden an den unteren Sackſpitzen befeſtigt und bilden

*) Von ſchnerfen = zuſammenziehen. Vergl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 637.

ſo natürliche Achſelbänder. In dieſen Schnürſack kommt Proviant für 4—5 Tage, ein Paar Laibe feſten Schwarzbrodes, Speck, geſelchtes Fleiſch, häufig auch eine Pfanne und eingebranntes Mehl, um ſich allenfalls in der kalten Bergregion eine Brennſuppe kochen zu können. Dann ein feſtes Seil und doppelte Steigeiſen für die Ferſen und für die Kniee; auch Baumbart nimmt er mit, ſchwarzen und weißen, der ſchon lange vorher zu Hauſe getrocknet wurde, aber lieber noch Werg (Flachsabfall), weil dieſes den Gewehrlauf weniger roſten macht. Kapſelſtecher, Pulverhorn und Schnapsflaſche hangen an Schnüren um die Schultern. An der Seite ſteckt das Waidmeſſer. Nicht ſelten hat der Gemsjäger auch ein „Spektivi“, wie das Fernrohr im Volksmunde heißt, bei ſich, das er allenfalls vom Herrn Pfarrer für ein ſchönes „Krückl“ (Gemshorn) geliehen hat. Man ſieht, ein Gemsjäger braucht ſchon ſeine fünf Sinne, bis er ſeine „ſieben Sachen“ beiſammen hat; daß die Tabakspfeife nicht fehlen darf, verſteht ſich von ſelbſt; braucht ſie ja der Schütz, um dem qualmenden Parfüm des Lauskrautes die Windrichtung abzuſehen. Nun kommt noch der Bergſtock mit dem Eiſenſtackel, und endlich die Hauptſache, das Gewehr, gewöhnlich ein Pirſchſtutzen.

So ausgerüſtet, macht ſich der Schütze, noch ehe der Morgen graut, auf den Weg.

Meiſtens iſt er allein. Gehen mehrere mitſammen, ſo nimmt man nicht ſelten eine Piſtole mit, um die eine oder andere Gemſe „anzulaſſen“, d. h. ſie einem ſchußgünſtigen Standorte zuzuſcheuchen. So lange Waldung iſt, geht der Weg ziemlich bequem. Bald aber beginnen die knorpeligen Zundern und das leicht abrutſchende Geröll, ſo daß mit jedem Schritte die Beſchwerlichkeit, weiter droben auch die Gefahr wächſt. Obwohl ein praktiſcher Gemſenjäger

die Standorte der Thiere genau kennt, „hext“ es ihn doch oft gewaltig, und der Mühen und Gefahren gibt es genug. Tagelang klettert er bisweilen erfolglos herum und muß oft stundenweit zerstreutes Knieholz zusammentragen, um in den frischkalten Herbstnächten nicht zu erfrieren. Noch schlimmer ist es, wenn plötzlich schlechtes Wetter eintritt und der Nebel die Berge dicht umspinnt, daß man nicht fünf Schritte weit sehen kann. Da verzichtet selbst der wegkundigste Jäger auf's Heimgehen. Der feine Alpenregen dringt durch Loden und Hemd und der malträtirte Schütze darf von Glück reden, wenn er noch eine verlassene Almhütte erreicht oder einen Stadel, in dem das Bergheu bis zum Wintertransport ablagert. Doch meistens kennen sich diese Leute mit der Witterung gut aus und haben ihre guten und bösen Anzeichen. Besonders muß der Gemsenjäger mit dem Windstrich wohl vertraut sein, um sich dem Standorte der Gemsen möglichst nähern zu können, was bei der erstaunlichen Spürkraft dieser Thiere nichts leichtes ist. Er bedient sich dabei eines ausgerissenen Haares oder Grashalmes, meistens aber der zarten Adlerflaume, die seinen Hut ziert.

Ist er so glücklich, ein Rudel aufzuspüren, so schleicht er, immer gegen die Windrichtung sich bewegend, oft auf allen Vieren, vorwärts. Ein Felsenvorsprung, eine kleine Bodensenkung deckt ihn. Jedenfalls schießt er nicht früher, als er seines Schusses sicher ist; doch trügt die Schußweite wegen der reinen Bergluft erstaunlich. Auch muß er den Grund berücksichtigen, über den die Kugel fliegt; feuchtes Gras oder Schneeflächen ziehen das Blei nieder, Felsgrund macht es steigen. Der Schütze trägt in der Regel auf Brust oder Kopf an. Sobald er die „Krucken“ (Hörner) unterscheiden kann, schießt er. Hat er getroffen, so überschlägt entweder das Thier oder es flieht thalwärts, was ein sicheres Zeichen

iſt, daß die Kugel ihr Opfer erreichte. Es iſt keine leichte Aufgabe, zur geſchoſſenen Gemſe zu gelangen, die oft halb zerſchmettert im tiefen Thalgrunde liegt. Auf großen Umwegen, unter halsbrecheriſchen Gefahren über Abgründe und thurmhohe Felswände ſteigt er zu ihr nieder. Dabei leiſten ihm Strick und Steigeiſen gute Dienſte. Am gefährlichſten ſind die abſchüſſigen Platten, auf denen der eiſenbeſchlagene Schuh ausrutſcht und nicht ſelten der Schütze ſich Schrammen in die entblößten Ferſen ſchneiden muß, weil das klebrige Blut das Ausglitſchen verhindert. Auch gilt es da kein langes Ueberlegen, um den beſten Weg herauszufinden, ſondern kurze Entſchloſſenheit; jede Minute iſt koſtbar, wenn er ſeine Beute vor den gefräßigen Hochgeiern ſicher haben will.

Hat er die Gemſe erreicht, ſo iſt das erſte Geſchäft, das Thier auszuweiden, theils um das Gewicht zu verringern, theils wegen der ſchnell eintretenden Fäulniß. Der „Schweiß“ (Blut) und die Leber wird ſchnell gekocht, welche Speiſe, mit Brodſchnitten genoſſen, äußerſt ſchmackhaft und ſtärkend iſt. Dann wird die Gemſe an den Füßen zuſammengebunden und, mit dem Oberkörper voran, in den Schnerfſack geſteckt; iſt es ein ſehr gewichtiger Bock, dann trägt ihn wohl auch der Schütz mit der Stirne, wobei ihm die zuſammengeſchnürten Füße des Thieres als Tragbänder dienen.

Nun beginnt erſt die Hauptſchwierigkeit, nämlich das durch das verdoppelte Gewicht — ein Gemsbock wiegt oft 40 Pfund — erſchwerte Aufſteigen. Ein Fehltritt — zerſchmettert liegt der Schütze unten, und nach Jahren findet der Zufall ſein gebleichtes Gebein, oder eine Lawine trägt den zertrümmerten Gewehrſchaft im Frühjahre in's heimatliche Thal. Leider fordert nur zu häufig die Leidenſchaft ihre Opfer aus der kecken Schaar der Wilderer, die nebſt den

natürlichen Gefahren auch noch die Büchse des beaufsichtigenden Jägers zu fürchten haben.

Vergleicht man die Schreckniſſe, denen ſich der Wilderer ausſetzen muß, mit dem ſchmalen Gewinn, den eine geſchoſſene Gemſe abwirft, ſo ſieht man, wie wenig ſolchen Leuten ihr Leben gilt. Er verkauft das Pfund Fleiſch für achtzehn Kreuzer, meiſtens aber wird der ganze Handel in Bauſch und Bogen für ein paar Gulden abgemacht, da den Wilderern daran liegt, ihre Beute bald los zu kriegen. Theurer werden die „Krucken" oder „Krückeln" gezahlt, welche zu allen möglichen Galanteriewaaren verarbeitet werden, und der weiße „Bram" am Rücken und Kinn des Thieres; je weiter er am Rücken herabreicht, deſto höher wird er geſchätzt. Aber, wie geſagt, der Gewinn wandert meiſt in andere Taſchen, als in den Säckel des armen Wildſchützen.

Jetzt hat ſich die Zunft der Wildſchützen bereits ſehr gelichtet und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil alle Gattungen Wild ſehr ſelten geworden, ja in vielen Gegenden faſt ganz ausgerottet ſind. Aber auch dort, wo es noch deſſen gibt, und in der Nähe künſtlicher Jagdreviere iſt den Wilderern das Handwerk ſo ziemlich gelegt, beſonders ſeit man die kluge Maßregel ergriff, als Jäger und Hüter der Reviere die Wilderer ſelbſt anzuſtellen, die wegen der genauen Ortskenntniß von ihren früheren Streifereien her vorzügliche Dienſte leiſten. Traurig allerdings, wenn bei der ſtrengen Handhabung des Jagdrechtes ſo ein uniformirter Wilderer in die Alternative kommt, entweder ſeine Pflicht zu verletzen oder einen ſeiner früheren Jagdgeſellen niederzubrennen. Denn bei ſolchen Gelegenheiten in der einſamen Bergregion gibt es kein Parlamentiren; wer zuerſt den

Gegner erblickt, reißt den Stutzen an die Wange und schießt. Es ist ein Kampf um Sein oder Nichtsein, und die blutigen Scharmützel zwischen Jägern und Wilderern haben trotz des romantischen Zaubers, mit dem sie der Novellist häufig umkleidet, in der Nähe betrachtet etwas verflucht Ernsthaftes. Man darf nur in den Friedhof von Scharnitz hineingehen oder alte Leute dort fragen und man könnte Stoff für ein paar dicke Novellenbände zusammentragen. Noch stehen die „Raggbuben" in frischem Andenken, drei baumstarke Brüder, die selbst den Teufel nicht fürchteten, und als Schwärzer und Wilderer wegen ihrer Kühnheit und Grausamkeit weitum gefürchtet waren. Einer von ihnen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, präsentirte sich mit dem Stutzen in der Hand dem gestrengen Herrn Landrichter in der Amtsstube in höchsteigener Person als „Ragg", so daß der arme Beamte bald den „Tatterer" bekommen hätte. Die kühnen Abenteuer dieser Gesellen, von denen vor einigen Jahren der letzte starb, sind unzählige, manche davon haben sich auch in Volksgesängen fortvererbt.

Es ließe sich nun noch vieles sagen von den abergläubischen Gebräuchen, die sich an diese Art der Jagd anschließen, von den verhexten Gemsen, die den Jäger auf Plätze locken, wo er „einsteigt", d. h. weder vorwärts noch rückwärts kommt und elend umkommen muß, und vom sogenannten Gamshimmel, einem einsamen Alpenfelde im Kaunserthale, wo die Saligen Fräulein Gemsen hüteten. Dem Blut und Eingeweide der Gemsen, Hirsche und besonders auch der jetzt verschwundenen Steinböcke schreibt das Volk — ehemals thaten es auch die gelehrten Aerzte — wunderbare Heilkräfte zu, vorzüglich gelten die Gemskugeln, die Herzkreuzchen und Augensteine der Gemsen als Talis-

mane gegen verschiedene Krankheiten und Unfälle. Auch Schauergeschichten erzählt man sich von Wilderern, welche dem Teufel ihre Seele verschrieben und dafür unfehlbare Teufelskugeln erhielten, oder vom Bösen lernten, ein weißes Pulver zu machen, welches nicht knallt; der geängstigte Hirsch aber soll weinen, wenn er sich mit so unrechtmäßigen Mitteln verfolgt sieht.

Die Robler und Raufer.

Vom Unterland her
Auf an Leiterwagen,
Zum Hangglen, zum Raffen
Sein wir auferg'fahren.

So klingt es von einem Leiterwagen, gepfropft voll übermüthiger Bauernburſchen, die, die Hüte ſchwenkend und mit lautem Jodeln und Juchezen die müden Gäule anſpornend, eben in's Zillerthal einbiegen. Keck nicken von den breitſchattigen Hüten die weißen Birkhahnfedern und an den Fäuſten blitzt der ſilberne Schlagring. Sie kommen aus dem tiefern Unterland, etwa aus Wörgl oder aus dem Brixenthal, und fahren nach Zell zum berühmten Kirchtag, denn da gibt's etwas zu raufen. Daß ſie einen Strauß nicht fürchten, zeigt ihr herausforderndes Coſtüm und ihre trutzigen Spottlieder, die unausgeſetzt aus den kräftigen Kehlen hüpfen. Bisweilen reckt ſich einer wie eine junge Tanne vom Wagen empor und ſendet aus der mächtigen Bruſt einen weithin gellenden Kampfruf durch's Thal, wie den Schrei eines Adlers, als wollte er höhnend kundthun, daß er nun hier ſei, und fragen, wem es etwa mißfalle.

Es iſt gerade nicht das hellſte Stück Tiroler Lebens, das ich im Folgenden entfalten will; aber ich nehme um ſo weniger Anſtand, dasſelbe ohne Abſchwächung nach ſeiner anziehenden und abſtoßenden Seite zu behandeln, als das

Robeln und Raufen seiner rohen Gestalt nach im Großen und Ganzen bereits zu den abgebrachten Unsitten gehört, und andererseits gerade durch eine vorurtheilsfreie Aufdeckung viel Irriges über diesen Punkt berichtigt wird.

Der Tiroler, besonders der Unterinnthaler, ist ein geborener Raufer im guten und schlimmen Sinne. Dieser anererbte Trieb der Aelpler, sich in Spiel und Ernst miteinander zu messen, hat seine Wurzel theils in der strotzenden Kraft, die ihnen innewohnt und die sich nur zu natürlich außer den friedlichen bäuerlichen Beschäftigungen in dieser mehr ritterlichen Weise kundgibt, andererseits im Hange des ungebildeten Bauernstandes, gewisse Differenzen „selbst" auszumachen, erstlich weil er sich auf dieses Gerichtsverfahren besser versteht, weil es weniger kostet, und drittens weil es schneller ist, als der schleppende Rechtshandel vor dem Landrichter oder Advocaten. Diese Einzelkämpfe hatten sogar früher eine gewisse historische Berechtigung; sie vertraten, wie sich noch aus manchen Ueberbleibseln im Vorgange nachweisen läßt, häufig die Stelle der alten Ordalien und hatten ihre eigenen Dingstätten und Gesetze. Zwar hat sich diese Seite in ihrer rohen Ausartung nur mehr im Raufen erhalten, das deshalb vom Robeln, d. i. Erprobung der Kraft und Gewandtheit im friedlichen Wettspiele, wohl zu unterscheiden ist. Letzteres, das Robeln oder Robbeln, welcher Name seiner Wurzel nach wahrscheinlich mit Raufen gleichbedeutend ist, erhielt sich nicht mehr viel im Schwange, und wo es noch geübt wird, hat es von seiner Ursprünglichkeit das Meiste eingebüßt. Es gleicht in vieler Hinsicht dem Ringspiele der Oberberner*), und ist gleich diesem an bestimmte Zeiten und Festorte gebunden. Gewöhnlich sind es

*) Vgl. Berlepsch „Die Alpen" 2. Aufl., S. 416 ff.

weitbekannte Wallfahrtsorte, bei denen zu Kirchzeiten und Markttagen ein großer Zuſammenfluß des Volkes ſtattfindet, ſo der Hainzenberg im Zillerthale, die Zetten in Dux, die hohe Salve im Brixenthal, das weitberühmte Nothburgakirchlein auf Eben, die Jochberger Waldcapelle, der Angerberg u. A. Auch bei einer Schnapshütte im innern Wattenthal, „beim Walcher" genannt, wurden in früherer Zeit am Schutzengelſonntag, gewöhnlich letzten Sonntag im Auguſt, ſolche öffentliche Ringſpiele abgehalten, wobei ſich in erſter Reihe die Senner der umliegenden Almen betheiligten. Ein ſeiner Zeit berühmter Turnierplatz ſoll nach Staffler, Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1842, 2. Theil, S. 864, die Schlaberſtatt, ein grüner Raſenplatz nördlich vom Geisſtein im Brixenthale, geweſen ſein, wo der berüchtigte Schlaberſtatter Kirchtag gefeiert wurde. Doch konnte ich darüber nichts Näheres erfahren. Hingegen erfuhr ich kürzlich, daß auch in Hochfilzen ein ſolcher Turnierplatz geweſen ſei, und daß die Robler von Pinzgau und Pongau, nachdem ſie am Jakobitag auf dem Hundsſtein bei Zell am See, wo noch gegenwärtig dieſes Kampfſpiel geübt wird, „gerangkelt" hatten, noch in der Nacht an den genannten Ort gezogen ſeien, um am darauffolgenden Annatag mitrobeln zu können.

Die Theilnahme an dieſen Feſten war einſt ſo groß, daß die Hagmair (Hauptrobler) oft tageweit herkamen, um ihre Kraft zu erproben. Nach beendigter Kirchzeit ſtrömte das Volk zum Kampfplatz, ſchloß einen Kreis und das Spiel begann*).

---

*) Johann Gg. Mayer beſchreibt in ſeinem „Mann von Rinn" (Innsbruck 1851, S. 4 ff.) ein ſolches Kraftkampfſpiel, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Hall im Unterinnthal „nicht ohne einen

Den Anfang machte gewöhnlich das Hangkeln. Es beſteht darin, daß zwei gegenüberſtehende Burſchen ſich mittelſt der gekrümmten Mittelfinger (Hangkel) aus der gefaßten Stellung zu ziehen ſuchen. Das Hangkeln erfordert große Fingerkraft; deshalb üben ſich die Burſchen ſchon in früher Jugend darauf ein*). In einem Landſtriche der beſte Hangkler zu ſein, gilt noch gegenwärtig als hohe Ehre. Ueber den Tiſch hinüber eine Maß Wein „aushangkeln", kann man in den tiroliſchen Wirthsſtuben häufig ſehen **). Für weit größeren Ruhm aber gilt es, ſich im eigentlichen Robeln oder Rangkeln (von Rank, ranggen, ſich ſtrecken, wenden, krümmen) hervorzuthun. Es iſt dies ein förmliches Ringen, wobei ein Gegner den andern zu Boden zu werfen und unter ſich zu erhalten ſucht. Und zwar muß dies dem Betreffenden im dreimaligen Gange wenigſtens zweimal gelingen, ehe er als Sieger anerkannt wird. Liegt Einer, ſo fragt der Obenliegende: „Gibſt di'?" Die Antwort iſt entweder: „I' gib mi'" oder „I' gib mi' nit". „Nu! nacher wehrſt Di'", ruft dann der Andere und die Balgerei geht von Neuem los. Sagt aber der Untenliegende: „La' mi'

---

gewiſſen alterthümlichen Prunk und Zier" gefeiert wurde. „Auf offenem Platz war ein Bodeum (!) aufgeſchlagen, das mit einer farbigen Barrière gegen die meiſtens zahlreich herbeigeſtrömten Zuſeher geſchützt war; eine ſinnig geſchmückte Tribüne empfing die Schiedsrichter mit den Preisfähnleins; viele Kampfbefliſſene waren bei dieſem athletiſchen Spiel betheiligt . . ."

*) Eine Vorübung dazu iſt das „Stöckheben". Senner üben ſich auch in der Weiſe, daß ſie in der Hütte einen Strick ſpannen und ſich am Mittelfinger daran hängen und aufziehen.

**) Dahin gehört auch der ſg. Duxerſchub, der im Entgegenſtemmen je einer Fauſt über der Mitte eines Tiſches mit ausgeſtrecktem Arme beſteht, während der andere Arm, beziehungsweiſe Hand, ſeitwärts am Tiſchrande angeklammert, den Körper unterſtützt.

geh'n", so erklärt er sich damit für besiegt und der Andere muß ihn aufstehen lassen.

Gefährlicher als das eigentliche Rangkeln ist das sogenannte Stieren, das besonders in Jochberg und am Hundsstein in Pinzgau am Jakobitag *) geübt wurde. Man sucht den Gegner an den Armen zu fassen und mit einem kräftigen Schwung über den Kopf zu schleudern, so daß er auf den Rücken zu liegen kommt. Der Andere, der sich bei dieser Procedur niederläßt und meist selbst fällt, springt schnell auf. Ist der Angreifer ein kleiner, aber gedrungener Mann, so springt er dem Gegner mit dem Kopf zwischen die Füße und wirft ihn so über sich. Diese Variation des Robelns, deren Name von der Kampfweise des Stieres genommen ist, ist begreiflicherweise sehr gefährlich, und mancher hat sich hiebei schon Hals und Bein gebrochen. Das Gleiche gilt vom Hufen oder Hüefen, so genannt von der Hüfte, weil man hiebei den Gegner über die rechte oder linke Hüfte hinauswirft, und zwar mit einer Hand**). Man sucht demselben nämlich mittelst des sogenannten Kreuzsprunges mit der einen Hand über's Kreuz unter die Achsel zu kommen. Daher muß der Angegriffene die

*) In früheren Jahren geschah es am Bartholomäustage.

**) Das ist die volksthümliche Ableitung des Wortes für diese Art des Ringens, die aber wahrscheinlich falsch ist. Es steht Hufen und Hüefen eher in Beziehung zum Zuruf an die Anspannthiere, wenn sie rückwärts gehen oder schieben sollen: huef, wovon auch das im Neuhochdeutschen gebräuchliche Zeitwort hufen gehört. „Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem Einer huft, müssen Alle hinter ihm auch zurückweichen." Göthe XXIV, 34. „Erschreckend über den immer zurückhufenden Küfer." Gutzkow, Zauberer III, 330. „Wenn ich vor will, hüfet er." Rückert, Mak. II, 92. Vgl. darüber Frommann, die deutschen Mundarten, V, 450; VI, 371. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 2. A. S. 1063.

Arme feſt ſchließen und an die Bruſt drücken, was oft etwas ſagen will; denn der Angreifer faßt oft den Arm des Andern und preßt ihn ſo mit der Hand, daß er den „Kram" (Krampf) kriegt. Freilich muß er bei dieſem Beſtreben, dem Gegner die Arme vom Leibe zu bringen und ihm unter die Achſel zu kommen, ſelbſt auf der Hut ſein, daß der ſo Angegriffene nicht einen günſtigen Moment erſpäht und dem Andern das Schickſal bereitet, was er ihm zugedacht hat, d. h. ihn „huft". Es kommt hiebei, wie leicht denkbar, vorzüglich auf Kraft an. Sind beide Kämpfer gleich ſtark, ſo bricht leicht ein Arm.

Alle dieſe genannten Arten des Rangkelns gehen übrigens bei einem Ringkampfe ineinander über und kommen bald die eine oder andere, bald alle zur Ausführung. Ehe die Gegner „zuſammenſchießen", werden alle nur möglichen „Finten" und „Faxen" gemacht. Mancher ſchleicht wie eine Katze um den beobachtenden Gegner, neckt ihn und ermattet ihn durch Scheinangriffe, bis er endlich mit einem blitzſchnellen Sprung ihn faßt, dreht oder hebt und „ſchmeißt". Einige haben den Vortheil, daß ſie während des Falles obenauf kommen und Sieger werden. Ein Anderer fingirt ſogar ein Stolpern, um den Gegner zu täuſchen und aus ſeiner zuwartenden Stellung zu locken, beſonders wenn Letzterer eine ſchwerwiegende Herkulesgeſtalt iſt, die ſich mehr auf Kraft und erdrückendes Gewicht, denn auf Beweglichkeit und Raſchheit verlaſſen muß*). Die Rob-

*) Einen ſolchen Moment hat mein berühmter Landsmann, Meiſter Defregger, bei ſeinem Gemegemälde „die Robler" aufgefaßt; es iſt der Moment der höchſten Erregung der beiden Gegner, ehe ſie „zuſammenſchießen". Alle Nerven und Muskeln ſind geſpannt, die Augen ſtier aufeinander geheftet, jeden Augenblick kann der Eine vom Andern gepackt werden. Ringsherum ſtehen Gruppen in größter

ler ſind nur in Hemd und Hoſe. Hut und Joppe wird beim Ringſpiel weggeworfen. Oft binden ſie ſich noch Sacktücher unten um die Hoſe, um dem Gegner weniger Faſſung zu geben.

Eine eigene, vorzüglich im Brixenthal, Iſelthal und Jochberg geübte Form des Ringens iſt der ſogenannte Hoſenlupf oder das Hoſenrecken. Es gleicht ganz dem ſchweizeriſchen „Schwingen" oder Hoſenlupf, von dem Berlepſch (vgl. Anmerkung oben) ſpricht*). Die Gegner ſtellen ſich nur in Hemd und Hoſe gekleidet einander gegenüber, faſſen ſich ruhig mit den Händen am hirſchledernen Hoſenbund, und zwar eine Hand außerhalb, die andere innerhalb der des Gegners und ſuchen ſich nun durch Heben (Lupfen) oder durch raſche Drehung zu werfen. Gewiſſe Vortheile, z. B. das Füßeunterſchlagen, das ſogenannte Füßeln, ſind erlaubt. Dabei fixiren ſich die beiden Kämpfer beſtändig mit den Augen, fingiren Scheinangriffe, bis endlich ein kräftiger Ruck den Gegner zum Falle bringt. Gewöhnlich gewinnt der Raſchere.

Bei allen dieſen Arten des Robelns darf nicht „geſchelmt" werden, d. h. man darf ſich nicht durch unehrliche Mittel, wie Schlagen, Beißen, Kneipen ꝛc. den Sieg zuſchanzen wollen. Iſt dies der Fall, ſo wird der Betreffende von den Umſtehenden, ſelbſt von den eigenen Kameraden, vom Kampfplatze hinausgeworfen. Es wagt es auch keiner, ſo eine durch Tradition geheiligte Satzung zu übertreten, denn im Kreiſe der Zuſchaner befinden ſich die geachtetſten

---

Aufmerkſamkeit als Zuſeher, und andere Roblerpaare. Der Schauplatz iſt eine Tenne.

*) Ueber den Hoſenlupf im Iſelthale vgl. den trefflich geſchriebenen Aufſatz von A. Auer: Die Iſelthaler in Amthor's Alpenfreund, Bd. V, S. 35.

Gemeindeglieder, die auch die Stelle der Kampfrichter verſehen und zugleich ſorgen, daß das friedliche Spiel nicht in eine Rauferei ausarte, was bei lange währendem Ringen, in dem ſich zwei gleich ſtarke Gegner oft übermäßig erhitzen, leicht ſein könnte. Hat daher der Kampf ſchon lange ohne Reſultat gewährt, ſo daß die Gegner vollſtändig ermattet ſind, dann treten dieſe Männer dazwiſchen und auf ihren Zuruf: „Buben auseinander, Ihr ſeid gleich gut und könnt' das nächſte Jahr wieder probiren, wer der Beſſere iſt", laſſen die Gegner ohne Widerrede, wie zwei folgſame Kinder, von einander. Gewöhnlich jedoch wird Einer „Hagmair", d. h. er iſt an dieſem Tage und Orte Sieger und bleibt es, bis ihm ein Anderer das „Federl herunternimmt". Der ſiegende Robler hat nämlich das Recht, dem Beſiegten die Huifeder vom Hute zu nehmen und ſelbe auf ſeinen Hut zu ſtecken, daher der Ausdruck „Einem das Federl herunternehmen", wie andererſeits das „Aufſtecken der Feder" als Herausforderung zum Kampfe betrachtet wird. Dieſes geſchieht ſo, daß die Feder gerade auf, etwas vorgeneigt, auf dem Hute ſteht.

Gerobelt wurde bei einem größeren Ringen partienweiſe nach Landsmannſchaften, die, in Rotten geſchaart, den Kampfring umſtanden. Oft kamen da, wie erwähnt, die Hagmair aus dem halben Tirol und den angrenzenden Gebieten zuſammen. Vorzüglich war dies an den berühmten Ringfeſten bei der Jochberger Waldcapelle der Fall, wo ſich Robler aus dem Puſter-, Brixen-, Inn- und Zillerthale, ſo wie aus dem benachbarten ſalzburgiſchen Pinzgau einfanden und um die Ehre des Sieges ſtritten. Meiſtens ſtellte man einen Tiroler und einen Pinzgauer einander gegenüber, und die Freude der betreffenden Landsleute, welche den unbeſiegten Hagmair zu den Ihrigen zählten, war unbegrenzt. Sieger

wurde er übrigens erſt dann, wenn ſich Keiner mehr auf dem Platze mit ihm zu robeln getraute. Dann erſt konnte er ſeinen Hut mit den erbeuteten Huifedern ſchwingen und ſingen:

Mei' Federl ſteht feſt,
Wie die nußbaumen Aeſt,
Wer mei' Federl will haben
Muß'n Nußbaum ausgraben.

Gewettet wurde bei dieſen Spielen ſelten; es ging nur um „die Ehre", an der nicht nur der Sieger, ſondern das ganze Thal, dem er angehörte, Antheil nahm. Einer der berühmteſten Robler war ſeiner Zeit der Jochberger Bauernſohn Johann Obriſt, vulgo Spitaler Hanſel, der 20 Jahre lang nie beſiegt worden iſt, und nur einmal mit einem Puſterthaler auf Zuruf der Kampfrichter, ohne daß die Sache entſchieden worden wäre, den Platz verlaſſen mußte. Er war nicht ſonderlich groß, aber von ſtarken Knochen, feſten Nerven, gut gebaut und äußerſt ſchnell und gewandt. Zum Raufen war er nie zu bringen, ebenſo trat er als Robler nur dann in die Schranken, wenn es die Ehre ſeiner Heimat galt. Gegenwärtig gilt als Hagmair der „Neuhauſer" von Oberndorf ober St. Johann im Unterinnthal. Auch der ſogenannte Dores, mit dem nur der Zimmermann Tanzer robelte, und der Neuwirth von Wilten, ſowie der Flunk von Völs galten noch vor einiger Zeit als Hauptrobler, beſonders der Erſtgenannte; ebenſo der alte Rainer Sepp und der Hausmann von Brixen. Vergeſſen dürfen wir auch nicht den „Hueber Thumele" von Stummerberg und den X. vulgo Höllenrammel. Der „Moſer im Thal", einſt Hauptrobler von Angerberg im Unterinnthal, welcher Ort gleich dem erwähnten St. Johann ein Hauptraufneſt iſt,

richtet, weil es bei ihm ſelbſt jetzt nicht mehr recht gehen will, nun ſeinen Sohn in der höheren Raufkunſt ab*).

Das eigentliche Robeln, als mehr edlere Art der Erprobung körperlicher Kraft im geſetzlichen Ringkampfe, iſt ſeit den vierziger Jahren wenigſtens als feſtliches Volksſpiel faſt abgekommen**), und hat jener widrigen Ausartung des Raufens Platz gemacht, einer Unſitte, die ſich abgeſchwächt bis auf den heutigen Tag erhielt, wenn ſchon durch die ſtrengſten polizeilichen Maßregeln die Glanzperiode dieſes bäuerlichen Raufritterthums als überwundener Standpunkt zu betrachten iſt. Wie in den beſſeren Zeiten des Mittelalters der echte Ritter nur im edeln Turniere Proben ſeiner Ritterlichkeit gab, hingegen rohe Gewaltthat als ſeiner unwürdig verſchmähte, ſo ließ ſich auch urſprünglich der Robler faſt nie zum Raufen herbei. Erſt als im Verlaufe der letzten Jahrzehente das Robeln als durch Geſetze geordnetes Feſtſpiel abkam, trat, wie mit dem Verfall des Ritterthums das Fauſtrecht, ſo hier das Raufrecht an ſeine Stelle. Zwar handelt es ſich auch hier meiſtens um die Ehre des Stärkerſeins; aber es wird auch nur zu oft einerſeits als Wettſpiel betrachtet, wobei von den Kämpfenden oder Anweſenden beträchtliche Summen geſetzt werden, andererſeits als Mittel der Rache oder als Surrogat für die richterliche Entſcheidung. Werden zwei bei einem Wortwechſel oder ſelbſt Rechtsſtreit nicht einig, ſo heißt es: „Gut, machen wir's

*) Nach J. G. Mayr a. a. O. ſoll auch Speckbacher in ſeiner Jugend ein weitum gefürchteter Robler geweſen ſein, der ſogar einmal bei einem ſolchen Preisringen den Sieg über einen „Hauptmayr" davontrug, obwohl er ſich die linke Hand auf den Rücken hatte binden laſſen.

**) Am urſprünglichſten erhalten blieb es noch im „Hoſenlupfen" der Iſelthaler. Vgl. Alpenfreund Bd. V, S. 35.

aus", d. i. raufen wir's aus. War beim Robeln jede Gewaltthätigkeit strengstens verpönt, so ist das Raufen eine ganz ordinäre Schlägerei oder Boxerei, bei der dem feindseligen Vorgehen keine Grenze gesteckt ist, und wobei es äußerst blutig hergeht.

Rauferwaffe ist der gewaltige Stoß- oder Schlagring. Er besteht gewöhnlich aus einem schweren eisernen, messingnen, wohl auch silbernen Reifen, mit einem großen, darauf gelötheten, runden oder kantigen Stahlknopfe.

„. . . . Den schweren Schlagring aus massivem Silber,
Vorn eingelassen ragt im Reif ein Stück
Von Stahl, vierkantig, spitz und scharf wie Gift"

heißt es in Adolf Pichler's „Hexenmeister". Oft befinden sich zum Ueberfluß auch Kreuze darauf oder Bildnisse des heil. Antonius und Benedictus in die Markgroße silberne oder glockspeisene Platte eingeprägt, damit durch die Fürbitte dieser Heiligen die zerschlagenen Köpfe wieder zusammenheilen. Sogar Sensensplitter und bösverwundende Zahnkränze werden nicht selten, besonders im Unterinnthale, statt des Knopfes eingefügt. Solche Ringe wurden denn auch als gefährliche Waffen durch verschiedene Verordnungen verboten*).

*) Die Schlag-, Stoß- oder Raufringe werden gewöhnlich bei sogenannten Bauernsilberarbeitern gekauft, die unter Anderem auch die schweren silbernen Ketten für die Großbauern machen und die Giletknöpfe mit den Zwanzigern und Thalern seligen Angedenkens ꝛc., deren Handwerk gerade wegen dieser vielgesuchten Waare sehr einträglich ist, besonders wenn es der Meister, wie jener berühmte Selrainer versteht, den Bergsegen umsonst auszubeuten, so daß ihm das Material nichts kostet. Uebrigens werden die Schlagringe auch von den Burschen selbst auf ganz einfache Weise fabrizirt. Sie nehmen ein rundes Stück Holz, schneiden die Fingerweite ein, geben Lehm herum und gießen nun durch das offengelassene Loch das Metall — meistens Blei — in die Form. Die Eingußöffnung gibt den Zapfen des Ringes. In besonderem Rufe

Der Schlagring wird am kleinen Finger der rechten Hand getragen und beim Kampfe mit der Kante nach abwärts gedreht. Nun denke man ſich dieſe Waffe von einer wuchtigen Hand auf den Schädel des Gegners niederſauſend, und man wird begreifen, daß auf einer ſolchen Stelle kein Haar mehr wächſt, oder das Geſicht manches Gewohnheitsraufers ausſieht, wie das eines tätowirten Südſee-Inſulaners. In Wirthshäuſern, wo viel gerauft wird (wie z. B. in der Gaſtſtube zu Gries in Selrain), trifft man die getäfelten Wände oft ganz überdeckt von kleinen Riſſen und Scharten, welche von den Schlagringen beim Ausholen des Armes hineingeſchlagen wurden. Indeſſen bedienen ſich eigentliche Robler dieſer Ringe höchſt ſelten, da ihnen die geballte Fauſt dieſelben Dienſte leiſtet. Ich lernte ſelbſt einen Zillerthaler kennen, der mit den bloßen Fingerknöcheln ſichtbare Grübchen in einen ahornen Tiſch ſchlug. Einen Schlagring, meiſt in Abſam, Altötting oder an einem anderen berühmten Wallfahrtsorte geweiht, trägt ſonſt jeder Tiroler, theils als Zierde, theils als Waffe, um ſo mehr, als er nie weiß, ob er ihn nicht braucht.

A Büchſerl zum Schießen,
An Schlagring zum Schlagen,
A Dienbl zum Gernhaben
Muß a friſcher Bua haben.

ſtehen die Schlagringe aus ſogenanntem Pfaffeneiſen, d. i. aus den verlorenen Hufeiſen der vom Teufel gerittenen „Pfaffenköchinnen“, die man hie und da auf unzugänglichen Jochen findet. Ein ſolcher Schlagring macht nach weitverbreitetem Glauben unüberwindlich im Ringkampfe. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1. Aufl. Innsbruck 1857, S. 137. Quitzmann, die heidniſche Religion der Baiwaren. Leipzig 1860, S. 30 und 45. Ueber Robleraberglauben und Roblerabenteuer vgl. noch Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 354.

An Gelegenheit fehlt es keinesfalls. Kirchtagfeste, Markttage, Hochzeiten, wo es luſtig hergeht und der Wein in die Köpfe ſteigt, bieten genug Veranlaſſung, und im Zillerthale kann man an Kirchtagen ganze Rotten raufluſtiger Burſchen, die rieſigen goldbefaſerten Rosmarinſtöcke auf den Hüten, Wirthshaus aus, Wirthshaus ein ziehen ſehen. Dieſe „Buſchen" ſind größtentheils Geſchenke ihrer Liebſten und laſſen von ihrer Größe auf den erworbenen Kampfruhm ſchließen. Am verbreitetſten war und iſt theilweiſe noch dieſe rohe Beluſtigung im Unterinnthale, beſonders im Zillerthal, und es vergeht wohl keine „ordentliche" Kirchzeit daſelbſt, die nicht wenigſtens mit einer allgemeinen Rauferei geſchloſſen wird. Auch das ſogenannte 40ſtündige Gebet gibt oft Gelegenheit dazu.

Kommt ein Hagmair mit Burſchen aus einem andern Dorfe zuſammen, mit deren Stärke er ſich noch nicht gemeſſen, oder treffen ſich zwei oder mehrere „Mairraffer", wie ſie im Zillerthale heißen, in einem Wirthshauſe, ſo geht es in der Regel los. Es rennt z. B. Einer im Vorübergehen den Andern abſichtlich an oder ſtellt ſich ihm in den Weg, fragend, was ſeine Feder koſte. Die Antwort: „Fünf Finger und einen Griff" gibt das Signal zum Kampfe. Wollen ſie ſelbſt nicht daran, ſo werden ſie von den Andern ſo lange geſtichelt, bis ſie losgehen. „Itz weiß i net, wer's epper (etwa) von Euch zweien g'winnen thät?" fängt einer der Gäſte an. Nun wird gewettet. „Wettet ös (ihr) net?" „Nein, wir thun blos, wer's dem Andern iſt." Nun fliegen die Joppen weg, Jeder ſtellt ſich an eine Zimmerecke oder ſie faſſen auf dem Plan hinter dem Wirthshauſe einige Schritte voneinander entfernt Poſto und dann ſpringen ſie zuſammen, ducken ſich, faſſen ſich, bis Einer „klein derſchlagen" daliegt. Oder es bringt ein Robler dem andern

spöttisch das Glas zu: „Bring dir's! Setzt enk (euch) nur a bissel nieder, wir thun enk nix.“ „Fürcht' mir's net“, ist die Antwort, „hast mir nie etwas gethan.“ So geht die Spötterei in stets gesteigerten Ausdrücken fort, bis Einem die Geduld reißt und er mit einem herausfordernden Schnadahüpfel hinterm Tisch herausspringt und den Kampf aufnimmt. Manche Gegner höhnen einander gleich den homerischen Helden halbe Stunden lang durch diese beißenden vierzeiligen Spottliedchen, bis sie endlich gehörig warm sind und einander „anfliegen“*).

Man sieht schon aus der Art der Herausforderung,

---

*) Aus einem solchen Wechselgesang nur ein paar Stichproben:

A. Kimm von Unterland auser,
Koan Weg ist mir z'weit,
Hab' an Trager bei mir
Mit 'r Kraxen voll Schneid.

B. Bald's regnet, regnet's strichweis,
Bald's schneibt, so schneibt's kluag (fein),
Dein Singen geht stichweis,
Das merk' i mir g'nuag.

A. Buxbaum und Ahornlaub,
Türkisch Papier,
Heut' hätt' i mei' glockspeisern
Raufzeug bei mir.

B. Hör' auf a so z' singen
Und nachi schnagglen,
I thät' mit dir schmeißen
Und Fingerhagglen.

A. Hör' auf a so z' singen,
Du spannlange Wurz',
Wenn d' abbrechen thätst,
Wärst zum Anknüpfen z' kurz.

daß es hiebei ernſter hergeht, und daher die gewöhnliche Frage des Gegners: „Ringen oder raufen?“ nur als bloße Formel zu faſſen iſt, wie denn auch gegenwärtig der Ausdruck „robeln“ meiſt gleichbedeutend mit „raufen“ gefaßt wird. Anders bei einem zwiſchen zweien oder mehreren verabredeten Stelldichein. Da wird genau beſtimmt, ob mit oder ohne Schlagring. Die Kämpfer müſſen erſt das Meſſerbeſteck abgeben, dann wird ausgemacht, ob Alles gelte, d. h. ob Beißen u. dgl. erlaubt ſei.

Preis iſt auch beim Raufen gewöhnlich nur die Ehre des Stärkeren, ſo wie bemerkt werden muß, daß trotz der Erbitterung, mit welcher ſolche blutige Kämpfe geführt werden, ſelten Einer dem Andern etwas „für ungut“ hat. Sie bleiben nach wie vor ganz gute Freunde, wenn auch der Eine ein Ohr oder die halbe Naſe, der Andere ein paar

---

B. Dort oben auf der Heach (Höhe)
Steh'n drei Zunterbuachen,
Wir wollen nit lang grein' (ſchelten),
Lieber d' Schneid verſuachen.

A. A friſcher Bua bin i
Han d' Federn aufg'ſteckt,
Im Raufen und Schlagen
Hat mi' Koaner derſchreckt.

B. Büebel, wenn d' ſchlagſt,
Schlag grad nit auf d' Augen,
Daß i no' ſehen kann
Deine Scherben z'ſamm'klauben.

A. Henneler, Henneler,
Pack' nur gleich z'ſamm',
Dein hochmüthig's Reimen
Das dauert mir z' lang.

Finger eingebüßt hat. So kamen einmal in der Kirche von Brixen im Brixenthale zwei Hauptrobler zusammen, die ihre Kräfte noch nie miteinander gemessen hatten. Kaum war die Kirchzeit aus, so gingen sie hinaus zu raufen. Lautlos fiel Schlag auf Schlag der Ringenden, so daß sie von Blut ganz überronnen waren. Wohl eine halbe Stunde lang dauerte das Ringen und Schlagen, bis keiner mehr athmen konnte. „Itz thun wir sie auseinander", sagten endlich die Umstehenden. Als die Kämpfer einander losließen, fielen beide vor Ermattung um. Dann gingen sie mitsammen in's Wirthshaus. Dort stellte man ihnen eine Schüssel mit Wasser hin, mit dem sie sich gemeinschaftlich abwuschen, und der Eine sagte ganz gemüthlich zum Andern: „'s nächstemal, Thumela (Thomas), wenn wir wieder z'sammenkommen, machen wir's ganz aus." Von einer weiteren Feindschaft war keine Rede. Die Feder sträubt sich, die Rohheit wiederzugeben, die häufig bei diesen blutigen Spielen zu Tage trat. Mir erzählte selbst ein langjähriger Augenzeuge, der vielleicht wie Keiner in dieses thierische Treiben Einblick hatte, daß er schon gesehen, wie sich bei solchen Raufereien die Hunde um die abgebissenen Ohren, Lippen 2c. rauften. Diese Raufluft steigert sich bei eigentlichen Raufern oft zu einer solchen Leidenschaft, daß ein halbwegs civilisirter Mensch gar keinen Begriff davon hat. So war ein gewisser Bader Lois in Fügen ein so passionirter Raufer, daß er, als einmal Keiner mit ihm anbandeln wollte, den Andern vor die Füße

---

B. Hagglen und Lupfen,
Schmeißen g'rad frei,
Büebel, komm' her zu mir,
Bin schon dabei.

Darauf spucken sie in die Hände und gehen aufeinander los. —

kroch und mit aufgehobenen Händen bat, sie möchten doch mit ihm raufen. Und Martin Meyer in seinem prächtigen „Sagenkränzlein" erzählt, daß ein Anderer in einem ähnlichen Falle wie ein Stier den Rasen ausraufte, um seine Kampfwuth zu befriedigen*). Wie tief gewurzelt diese Leidenschaft in Manchem sitzt, mag auch Folgendes bestätigen. Zum Dr. Sch. von Fügen kam einmal ein älterer Robler, der ganz zerschlagen und „zerschelmt" war, wegen eines Uebels. „Aber, lieber Jaggel", sagte der Doctor, „gibst's denn nit auf, das Raufen? Du mußt ja bei dem beständigen Blutverlust auf den Hund kommen." „Ja", meinte das Jaggele, „bös Raffen ist a Teufelsding. Sigst (siehst) Doctor, wenn i in der Kirch' bin und 's kimmt so a frischer Lotter (Bursche) einer, dann thuet's mi ganz „„zwoibeln und wurlen"" da innen."

Die Folgen solcher unnatürlichen Kraftanstrengungen und Extravaganzen bleiben natürlich nicht aus. Eigentliche Gewohnheitsraufer altern früh und werden auch selten alt. Meistens haben sie auch Defecte oder sind sonst „tadelhaftig". Davon wüßten der Doctor und die Regierungsbehörden genug zu erzählen.

Hat das Raufen von zweien bekannten Roblern noch wenigstens einen Schein von roher Ritterlichkeit, so fehlt dies vollständig bei allgemeinen Raufereien, in denen Hunderte von Burschen sich förmliche Schlachten liefern. Sie bilden den gewöhnlichen Schlußact von Kirchtagen und größeren Hochzeiten, bei denen im Zillerthal oft 500—600 Leute geladen sind und viel getanzt wird. Wenn nämlich so ein Erzrobler einen Tanz „anfrümt", so müssen die Andern warten, bis es ihm beliebt, aufzuhören. Da braucht es

*) Vergl. auch Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 353.

dann zum Raufen nur einen Schritt. Haben einmal ein Paar angefangen, ſo bilden ſich bald Parteien und der Handel geht los. Meſſer werden auch bei ernſteren Conflicten nicht gebraucht, deſto mehr aber die Schlagringe und die Bierkrüge, oder man ſtürzt die Bänke um, tritt die Füße ab und ſchlägt damit drein. Man muß ſich geradezu wundern, daß hiebei nicht öfter größeres Unglück herauskommt. Häufige Veranlaſſung von ſolchen Maſſenraufereien war, beſonders in früherer Zeit, die gegenſeitige, traditionell ſich forterbende Animoſität von Nachbardörfern, z. B. von Fügen und Schlitters u. A. Die junge Burſchenſchaft unternahm da förmliche Streifzüge. Nachts zogen ſie in Rotten von 40—50 herum. Begegnete ihnen eine ähnliche Schaar von einer nicht befreundeten Ortſchaft, ſo wurde ſie zuerſt „anpfipfizt", ein eigenthümlich ſchnalzender Laut, der faſt einem recht ſaftigen „Schmatzer" gleicht. Dann ſchlichen ſie ſich geduckt mit vorgehaltener Joppe hinan, warfen dieſe wohl auch dem auserkorenen Gegner über den Kopf und bald war die ganze Maſſe nur ein unförmlicher hin- und herwogender Klumpen, in dem Alles darunter und darüber ging. Oft rauften ſich ſo in der Dunkelheit die beſten Freunde lange Zeit ab, bis endlich Einer rief: „Ja, Jörgei, biſt Du 's?" und der Andere: „Jeſſes, Seppel, Du biſt 's!" Am andern Tage hieß es dann im Dorfe: „Geſtern haben die Fügner und Schlitterer wieder „g'rafft" und die Fügner ſein „pleſcht worden." Bei Gericht erfuhr man ſehr wenig; denn wo kein Kläger iſt, iſt auch kein Richter, und die Burſchen wußten zu gut, daß in der Regel beide Theile Schuld waren, und ſie verglichen ſich trotz ihrer blutigen Köpfe lieber unter ſich. Hatte ſich ja doch nach und nach eine eigene Taxe für auf dieſe Weiſe erlittene Beſchädigungen feſtgeſetzt. So wurde z. B. für ein ver-

lorenes Ohr, Auge oder Daumen ein „Zehner“ (10 fl.) als Sühne verlangt. Meist kamen sie noch in derselben Nacht „klein verzagt“ zum Ortsdoctor und baten, sie bei Gericht nicht anzuzeigen, wozu der Arzt streng genommen verpflichtet war. Der mußte dann oft die halbe Nacht an den zerrissenen und zerbissenen Ohren, Fingern und Nasen herumflicken, oder gar ein ausgedrücktes Auge wieder einrichten.

Bei Raufereien von schlimmerem Ausgange ging es nun allerdings nicht so leicht ab, besonders seit der damalige Landrichter Berger und der jetzige Statth.-Rath Wieser die Abstellung dieser Sache ernstlich in die Hand nahmen. Diesen beiden Männern gebührt das Verdienst, diese widerliche Raufsucht abgebracht zu haben, so daß jetzt Raufereien, ich möchte sagen, organisirtere, fast gänzlich vertilgt sind. Ersterer machte sehr kurzen Proceß. Die Haupthähne steckte er unter die „Weißen“, d. i. unter die Infanterie, wovor die Burschen einen hölliſchen Respect hatten, bei den Andern ging er summarisch zu Werke. Er ließ sie zusammenrufen und vom Büttel hauen, daß „die Fetzen davon flogen“. War Einer für diese Procedur untauglich, so kam er auf die Frohnfeste. Nur bei schweren Verletzungen, meistens durch Bierkrüge hervorgerufen, fand eine Specialuntersuchung statt. Im Unterinnthale, wo es noch vor zwanzig Jahren fast in jedem Dorfe einen Hagmair gab, verfuhr der damalige Landrichter von Rattenberg in ähnlicher Weise, indem er, eingedenk des Grundsatzes similia similibus, die rohe Gewalt mit — Stockstreichen curirte. Auch der Kreisrichter Knoll vom Erzbisthum Salzburg trat besonders aus Sittlichkeitsrücksichten energisch dagegen auf, auch gegen das harmlosere Robeln, da beim sogenannten Hosenlupf oft das ganze Gewand vom Leib gezerrt wurde, was bei dem Umstande, daß unter den Zuschauern auch der weibliche Theil

der Bevölkerung ſtark vertreten war, allerdings einigermaßen gerechtfertigt erſcheinen muß*).

Dieſes energiſche Vorgehen und dieſe unnachſichtliche Strenge haben denn auch die gewünſchten Erfolge gehabt. Gegenwärtig gibt es nur noch in Unterangerberg einen oder den andern Hagmair, die ſich wohl noch, wie in früheren Zeiten, an beſtimmten Plätzen Stelldichein geben (ſogar heimliche Ausſchreibungen ſollen noch vorkommen), und auch im Puſterthale ſpukt noch hie und da dieſer Dämon des Raufens**), aber im Großen und Ganzen iſt er glücklich vertrieben, und ſo ſteht zu erwarten, daß mit dem Fortſchreiten der wahren Aufklärung in dieſen intelligenten Diſtricten auch dieſer rohe Auswuchs des Volkslebens bald gänzlich beſeitigt ſein wird.

---

*) Viel wirkte indirect in dieſer Hinſicht das energiſche Vorgehen des damaligen Statthalters von Oberöſterreich, Dr. Alois Fiſcher, gegen das Rauferunweſen im Innviertelkreiſe. Vgl. deſſen: Aus meinem Amtsleben. 2. Aufl. Innsbruck 1860, S. 136.

**) Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. 1873, Nr. 129. 1875, Nr. 157. Schützenzeitung. 1871, Nr. 53. Innsbrucker Tagblatt. 1872, Nr. 175. Bekannt als Raufbolde ſind auch die Burſchen von Götzens, Birgitz und Arams (Dörfer in der Nähe von Innsbruck), ſo wie die vom oberinnthaliſchen Dorfe Matſch.

Die Schwärzer*).

Faſt in allen Gegenden, welche nahe an einer Landesgrenze liegen, gibt es Leute, die ſich mit dem gefahrvollen, aber einträglichen Handwerk des Schmuggelns oder „Schwärzens"*), wie es in Tirol heißt, beſchäftigen. Das Volk kann es einmal nicht begreifen, wozu das Geſetz der Verzollung gut ſein ſoll, und will es auch nicht begreifen; es dünkt ihm ganz natürlich und recht, die Waaren dort zu kaufen, wo ſie billiger zu haben ſind. Was nicht im Katechismus direct verboten iſt, gilt nicht als Sünde, und von den moraliſchen Verpflichtungen eines Staatsbürgers haben die Wenigſten einen klaren Begriff. Daß das Schwärzen ein Vergehen ſei, denkt kein Menſch, um ſo mehr, als ſich ſelbſt die Geiſtlichkeit aus der Uebertretung des Zollgeſetzes, ſo wie beim Wildern, häufig nicht viel daraus macht, wenn nur nicht Sonn- und Feiertage dadurch entheiligt werden. Was Wunder, daß ſich arme Leute, beſonders kräftige junge Burſchen, denen die Strapazen und haarſträubenden Gefahren dieſes lichtſcheuen Handwerkes ein Kinderſpiel ſcheinen, durch den lockenden Gelderwerb zum Schleichhandel verleiten

*) „Ob der ſonderbare Ausdruck aus der Gaunerſprache, wo die Schwärz für Nacht gebraucht wird (Achim v. Arnim, Wintergarten S. 147), oder von den angeſchwärzten und unkenntlich gemachten Geſichtern, von denen dies meiſt nächtliche Geſchäft getrieben wird, entlehnt ſein mag?" Schmeller, Bayer. Wörterbuch III, 549.

laſſen. Begünſtigt wurde dieſer Hang durch die hohen Einfuhrzölle, welche den Preis der Waaren unverhältnißmäßig ſteigerten und deren Umgehung einen ſo lockenden Gewinn eintrug. Denn die Kaufleute waren ſo in der Lage, die Schwärzer gut zu entlohnen, und beſtellten immer wieder neue Sendungen. Iſt es ja öffentliches Geheimniß, daß früher die erſten Schnittwaarenhandlungen Nordtirols einen großen Theil ihrer Waaren auf dieſe Weiſe bezogen. Freilich die goldenen Zeiten der Schwärzer ſind ſeit der Tarifherabſetzung vorüber, aber dennoch iſt ihre Zunft nicht ausgeſtorben. Nicht allein der Gewinn, der in manchen Grenzgebieten oft kaum mehr als ein paar Gulden ausmacht, die, wenn die Furcht vor Entdeckung zu längerem Aufenthalt an einem Orte zwingt, noch bei der Zehrung daraufgehen, ſondern auch die Luſt an dem abenteuerlichen Leben läßt Viele mit wahrer Leidenſchaft dieſem armſeligen Brode nachgehen. Um ſo mehr dort, wo der Profit nicht ſo ſchmal bemeſſen iſt und mancher geſchickte und pfiffige Schwärzer ſich auch jetzt noch an einem glücklichen Tag ſeine 20 fl. verdient.

Geſchwärzt wird alles Mögliche, leicht und ſchwer Transportirbare: Kaffee und Zucker, Salz, Gold- und Silberwaaren, Baumwollſammt, Seidentücher, Steingutwaaren, ſeltene Galanteriegegenſtände, vorzüglich aber Tabak. Die Einführung des Tabakmonopols im Jahre 1836 brachte das Schwärzergeſchäft erſt recht in Flor. Früher baute der Bauer ſelbſt ſeinen Tabak, vorzüglich gab es in Vorarlberg ganze Striche, wo derſelbe gepflegt wurde, ſo z. B. bei Fraſtanz. Nun aber war es nur mehr den armen Oberinnthalern geſtattet, für ihren Bedarf das gelbe Lauskraut (herba nicotiana rustica) zu pflanzen, ſonſt mußte der Tabak überall gekauft werden, und zwar in Folge des Monopols mit einem Zuſchlag von 25 Kreuzern per Pfund.

Deshalb nahm man zum Schleichhandel die Zuflucht und ſchwärzte den unentbehrlichen Vergnügungsartikel über die Grenze. Aber ſauer genug mußte der Gewinn erkauft werden, beſonders wenn es über jene halsbrecheriſchen Steige ging, die aus dem Innthale durch grauenvolle Felſenwildniſſe und an Abgründen vorbei über die Jöcher der nördlichen Kalkalpenkette in's benachbarte Baiern führten. Solche Schwärzerſteige gibt es im Oberinnthal über die ſogenannte Schwärzerſcharte nächſt der Telfſer Munde, ein äußerſt weiter und beſchwerlicher Weg, ferner durch die Scharnitz über die ſchroffen Felſenwände des Karwendelgebirges, ein dritter geht über die Frauhütt durch das wilde Gleirſchthal, ein vierter ſchauerlicher iſt der ſogenannte Katzenſteig, der durch das Vomperloch geht, einer Schlucht, die wenigſtens ſo ausſieht, als ob kein menſchlicher Fuß ſich hineinwagen könne, ohne unrettbar verloren zu ſein.

Auf die gewöhnlichen Steige und oft betretenen Jöcher darf ſich kein Schwärzer wagen, wenn er nicht in die Hände der öſterreichiſchen Cordoniſten oder baieriſchen Gendarmerie fallen will, welche die Grenze zu beiden Seiten ſcharf bewachen; es müſſen daher die ſchwierigſten Uebergangspunkte aufgeſucht werden, wo oft nur das Wild fortkommen kann. Das ſchreckt aber die Waghälſe keineswegs. Ein echter Schwärzer beſitzt ebenſowohl körperliche Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, als Muth, kaltblütige Unerſchrockenheit und Liſt, Eigenſchaften, welche ihm theils die Natur, theils die Erziehung verliehen; denn die Buben, beſonders ſolche, deren Vater Schwärzer iſt oder war, werden in früheſter Jugend dazu abgerichtet, wie man Soldaten drillt.

Die Schwärzer machen ihre Streifzüge ſelten allein, ſondern, um es nöthigenfalls mit dem Wachpoſten aufnehmen zu können, zu zweien oder mehreren. Sie ſind ſtets bewaffnet,

wenn auch nicht mit einem Gewehr, ſo doch mit ſtarken Knütteln. Ihre übrige Ausrüſtung iſt die eines jeden bäuerlichen Bergſteigers. Zum Transport der Waaren bedienen ſie ſich großer Säcke mit zwei Tragbändern.

Am Ziel angelangt, wird eingekauft, meiſt bei beſtimmten, mit ihnen einverſtandenen Kaufleuten, und Alles heimlich und ſorgfältig verpackt. Ein ſolcher Sack repräſentirt oft einen ſehr bedeutenden Werth, ſo daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die Leute dafür ihr Leben einſetzen. In der Stille der Nacht macht man ſich dann auf den Heimweg. Da heißt es nun, Falkenaugen haben und Luchsohren, theils wegen der örtlichen Gefahren, die das Dunkel verdoppelt, noch mehr aber, um jede fremde Erſcheinung, jedes verdächtige Geräuſch zu erſpüren, ehe es zu ſpät iſt. Liſt und Schlauheit kommt ihnen da viel mehr zu Hilfe als Muth. Wenn die Schwärzer Wind haben, daß ihnen die Grenzjäger auf der Spur ſind, ſo wenden ſie oft die raffinirteſten Scheinmanöver an, um die „Aufpaſſer“ zu täuſchen. Sie laſſen ſich entweder irgendwo mit leeren Säcken ſehen oder erſtatten falſche Anzeigen, und wandern, während ſich die Wachen alle Mühe geben, ſie am bezeichneten Orte aufzufinden, gemüthlich einen andern Weg. Gelingt ihnen das nicht oder wittern ſie ſonſt „Finanzler“ auf dem Gebirg, ſo werfen ſie augenblicklich ihre Päcke in einen Abgrund, wo ſie dieſelben wieder finden können, und klettern Katzen gleich die Felſen hinauf, um ſich in Schlupfwinkeln zu bergen oder aus dem Staube zu machen. Nachſchießen iſt den Finanzwachen nicht erlaubt.

Doch nicht immer glückt ihnen die Flucht. Nicht ſelten tritt ihnen unerwartet die Patrouille entgegen und herrſcht ihnen ein donnerndes Halt zu. Eine Schwärzerbande ergibt ſich ſelbſtverſtändlich faſt nie ohne Widerſtand. Schon oft

ſetzte es förmliche Schlachten ab, wobei von beiden Seiten Todte und Verwundete auf dem Platze blieben. Sind aber die Schwärzer in der Minderzahl, ſo müſſen ſie mit trübſeliger Miene ihre koſtbaren Säcke dem Oberaufſeher abliefern, ſich ergeben und mitgehen. Die Wachſoldaten müſſen indeß gut Acht haben auf ihre Gefangenen, denn ſo ein pfiffiger Burſche iſt im Stande, in einem unbewachten Augenblick ſeinen Ueberwältiger in den Abgrund zu ſtoßen, wie es ſchon öfters vorkam. So hatte ſich einmal in den Scharnitzer Gebirgen ein Schwärzer einem „Grenzer" ergeben müſſen, der ihm nach Gepflogenheit den Pack abnahm und trug. Unterwegs kamen ſie in's „Heimgarten" und wurden ſchließlich ganz gemüthlich mit einander. Da meinte der Schwärzer: „Geh, itz iſt es ſchon Ein Ding (gleich); gib mir itz den Pack, will ich ihn tragen." Der argloſe Grenzjäger, froh, der ſchweren Bürde los zu ſein, willfahrte ſeinem Begleiter, der keuchend an ſeiner Seite weiter ſchritt. Endlich kamen ſie zu einer Stelle, wo der Weg knapp an einem Bache vorbeiführt; da ſtieß der Schwärzer auf einmal den Grenzer in's Waſſer und nahm mit ſeinem Pack eiligſt Reißaus. Ebenſo erging es erſt im vorigen Jahre in Ampezzo einem italieniſchen Finanzwachbrigadier, der ſammt ſeiner ganzen Mannſchaft von einer Schwärzerbande in's Waſſer geworfen wurde. Während ſie ſich aus dem unfreiwilligen kalten Bade herausarbeiteten, nahmen die Schwärzer triumphirend ihren Weg in's Gebirge *).

Ueberhaupt erzählt man ſich von den Abenteuern und von der Waghalſigkeit dieſer Leute ganz unglaubliche Dinge. Ich kannte ſelbſt einen Bauernknecht in der Nähe von Innsbruck, der in früheren Jahren Schwärzer geweſen, ein

*) Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1873, Nr. 90.

zäher, gelenkiger, verſchmitzter Kerl, der von ſeinen Streifzügen einen gelähmten Fuß davon getragen und ein Auge verloren hatte, auch mit dem andern nicht mehr gut ſah. Der wollte eines Tages — es war im Frühjahr — im Verein mit mehreren Kameraden Päcke mit Tabak, Seidentüchern, und Gold- und Silberwaaren aus Baiern über die Scharnitz herüberſchwärzen. Im Thale war der Schnee ſchon vergangen, es drohte daher große Gefahr von den ſtürzenden Lawinen. Dennoch wurde der Weg angetreten, denn man verſprach ſich ſicheren Gewinn. Aber die Sache war bereits der Wache verrathen, die unfern der Grenze auf die Bande lauerte. Viele warfen das Gepäck weg und flüchteten ſich, unſer kecker Schwärzer aber wollte trotzdem verſuchen, es zu retten. Keuchend und ſchweißtriefend hatte er beinahe den die Grenze bildenden Kamm erreicht, da donnert eine Lawine nieder, der Wind faßt ihn und führt ihn wieder in's Thal zurück. Als er wieder zu ſich kam, konnte er ſich nur mehr dunkel an das Geſchehene erinnern. Der Sack war verſchwunden, ein Stiefel fort, ſein Kopf zerſchunden. Fluchend raffte er ſich auf, ging aber nicht nach Haus, ſondern wieder zurück, um ſein — Glück neuerdings zu verſuchen. Indeſſen waren ſeine Collegen heimgekommen, und da ſie glaubten, daß er durch die Lawine zu Grunde gegangen ſei, veranſtalteten ſie eine Todtenmeſſe für ſeine arme Seele. Als man eben im Gaſthauſe beim Todtenmahle verſammelt war, da öffnete ſich die Thüre und herein trat — der Todtgeglaubte. Er hatte zum zweitenmale Alles glücklich herübergebracht und verkauft.

Sehr gut kommt in vielen Fällen den Schwärzern die Freundſchaft der Senner, Jäger und Wildſchützen zu ſtatten, welche meiſt treu zu ihnen halten und die Wachſoldaten nach Kräften betrügen helfen. Schon mancher verfolgte

Schwärzer barg ſich in einem Milchſtalle oder in Hägen unterm Heu. Dafür lohnt er ſeinen Beſchützer mit dem beſten geſchmuggelten Tabak.

Die blutigen Kämpfe zwiſchen den Schwärzern und den Grenzjägern ſind noch nicht die dunkelſten Schattenſeiten, welche dieſes verbotene Gewerbe mit ſich bringt. Mancher Schwärzer, der ſich knirſchend ergeben mußte, oder ſeinen Mitgenoſſen von der Hand des Wachſoldaten niedergeſtreckt ſah, nährte Jahre lang den tiefſten Haß gegen den Vollſtrecker des Geſetzes, der ihn beſiegte, und wartete nur auf die Gelegenheit, um ſeine Rachſucht zu kühlen. Mancher Grenzer verblutete in einſamer Schlucht und das war noch nicht das Schlimmſte; denn man hat Beiſpiele, daß Schwärzer ihren Feind in raffinirter Grauſamkeit nackt auszogen, und ihn lebendig kopfunter über einem Ameiſenhaufen aufhängten, ſo daß der Arme ein gräßliches Ende nehmen mußte. Doch genug von dieſer Kehrſeite des romantiſchen Bildes.

An vielen Orten, verſteht ſich, wo die Wege nicht ſo halsbrecheriſch ſind, befleißigen ſich auch Weiber des Schwärzergeſchäftes. Beſonders in der Scharnitz ging einſt Jung und Alt auf Schleichhandel aus; ganze Familien lebten von dem Ertrage. Namentlich ſchwärzten die dortigen Schmalzträgerinnen viele Zuckerhüte, die ſie ſich mit einem Band unter den — Kittel banden. Einmal fand der Finanzwach-Obercommiſſär K. drei Weiber erfroren, die entſprungen und unter eine Lawine gekommen waren. Sie ſaßen alle drei beiſammen.

In Vorarlberg werden noch jetzt ganze Fuder von Waaren unter den Röcken der frommen Wallfahrerinnen aus Einſiedeln über die Grenze getragen. Ferner blühte der Schleichhandel und exiſtirt theilweiſe noch in Landl im

Unterinnthale, in Reutte und Lechthal über das dahinter liegende Mittelgebirge. Auch in's Engadin und zurück über den berüchtigten Novella- (im Volke Rebell-) Steig wird viel geſchwärzt*). Der Schwärzerſteig über die Telfſerſcharte früher, ſowie der über Scharnitz und das Karwendelgebirge vorzüglich von den Axamſern und Selrainern benützt, wird gleich den andern nach Baiern führenden weniger mehr begangen, da ſich die Hauptwaare, der Tabak, nicht mehr rentirt, erſtens wegen der Herabſetzung des Tarifs und dann, weil Niemand das ſchlechte baieriſche Erdäpfelkraut mehr mochte. An der welſchtiroliſchen Grenze aber iſt das Schmuggeln, vorzüglich von Tabak und Salz, eher in Aufnahme begriffen, wie mehrere erſt in jüngſter Zeit vorgefallenen Kämpfe beweiſen**).

*) Vgl. Amthor's Alpenfreund Bd. V, 16. Staffler a. a. O. II, 188.

**) Vgl. Bote für Tirol u. Vorarlberg, Jahrg. 1873, Nr. 90, 117 und 136. Jedenfalls trägt einen Theil der Schuld auch die italieniſche Regierung, die den Grenzdienſt nicht ſyſtematiſcher betreiben läßt.

Die Dörcher.

Welchem Wanderer durch Tirol wäre nicht, wenn er zeitweilig ſeinen Weg auf ſtaubiger Landſtraße fortſetzen mußte, karrenziehendes Geſindel begegnet, deſſen halbnackte verwahrloſte „Fratzen" ihn mit beiſpielloſer Unverſchämtheit und Ausdauer um einen Kreuzer anbettelten! Es ſind die „Dörcher" oder „Laniger", welche ſprachlich noch nicht vollſtändig erklärte Namen gewöhnlich mit „Durchgeher" oder „Landgeher" verdeutſcht werden; vom Volke werden ſie auch ſchlechtweg „Kärner" oder „Gratelzieher" genannt*). Sie

*) Die Ableitung der dieſen vacirenden Leuten in Tirol anhaftenden Namen Dörcher, Laniger, Sterzer bietet große Schwierigkeit. Am meiſten gilt dies vom Worte Dörcher oder Törcher (Törcherer). Es von durch abzuleiten, was das Einfachſte wäre (vgl. mhd. dürkel, dürkeln) und auch der landläufigen Erklärung „durchgehen" entſpräche, iſt beim vollſtändigen Mangel der Form Dürcher lautlich unmöglich, ebenſo eine Verwandtſchaft mit dem mhd. Dorpäre, Dörper in der Bedeutung „bäueriſch roher Menſch, Tölpel". Grimm (Wörterbuch II. S. 1276) und Lexer (Kärnt. Wörterb. S. 58) geben keine ſprachliche Erklärung; nach letzterem bezeichnet törch'n umherſchlendern, müßig gehen, térchar Taugenichts, Faullenzer. So auch bei Vilmar, Idiotikon von Kurheſſen. Marburg 1868, S. 478. Dörchen, ſich müßig herumtreiben „im Fuldaiſchen ſehr üblich". Schmeller (Bair. Wörterb. 2. Aufl. I. S. 536) bringt es mit dem alten terchnan (dissimulare, palliare) in Zuſammenhang; es bedeutete alſo: ſich ſchlafend ſtellen. Damit ſtimmte die Bedeutung, die Dörchen in Franken hat, nämlich „im Bette liegen, ohne zu ſchlafen". Schöpf (Tirol. Idiotikon, S. 80) leitet Dörcher von Theriaker (Theriakverkäufer) ab. Er verweiſt dabei

ſind die Zigeuner Tirols, der Schrecken aller Einödhöfe, eine Pflanzſchule ſittlichen Verderbens, ein Hauptfactor der

---

auch auf Wolf's Zeitſchrift f. deutſche Mythologie. Bd. I. S. 35, worin in einer heſſiſchen Urkunde von 1559 ein „Störger oder Theriakkrämer" erwähnt wird. Hintner in ſeinen trefflichen „Beiträgen zur tirol. Dialectforſchung". Wien, 1873—74. I., S. 39, läßt es aus dem ital. dialectiſchen terricare (von terra) ſtammen, was allerdings mit der verbreitetſten Bedeutung des Wortes Dörcher als Landſtreicher am beſten ſtimmte. Auch an das in Urkunden über Hexenproceſſe des 16. und 17. Jahrhunderts häufig vorkommende Wort terren, berren und dörren, welches vom Schädigen durch Zauber gebraucht wird, wäre zu denken. Es entſpräche ihm der oben in der heſſiſchen Urkunde erwähnte „Störger und Theriakkrämer", der wirklich auch Zauberei trieb. „Dörcher und Hexe" verbunden kommt übrigens auch in Tirol häufig als Schimpfwort vor und man hält die Kinder zurück, damit ſie von dieſen Leuten nicht verzaubert werden. (Mündl. Mittheilung Hintner's.) Noch wäre herzuziehen das von Schmeller, a. a. O., 1. Ausg., II., S. 539 mit Dorf verglichene kärnt. terg = Markt, Marktflecken, isl. torg. Vgl. auch Diefenbach Glossarium med. et inf. aetatis. Suppl. Frankf. 1857, S. 190 s. v. dorco und desſelben Novum glossarium. Ebend. 1867, S. 141 s. v. dorcus. Nach meiner Anſicht ſind Dörcher und das dazugehörige Zeitwort dörchen der Gaunerſprache entnommene Ausdrücke, abgeleitet vom jüdiſchen derech Weg, Straße, Markt (darach gehen, dorach gehend). Vgl. Avé-Lallemant, das deutſche Gaunerthum. Leipzig 1858 — 62, Bd. IV., S. 354, I., 235. In ſeinem angehängten „Wörterbuche der Gaunerſprache" bringt er die Formen: tarchenen, targenen, dörgen, dorchen, betteln, hauſiren gehen; Tarchener, Bettler, Vagant, Hauſirer; doch möchte er die Ausdrücke eher vom hebr. tirgel, den Fuß leiten, gehen lehren oder noch lieber vom ahd. turg, ungewiß, Turg, Abweichung oder von ſtorgen, Störger, umherziehende Pfuſcher, Quackſalber ableiten. Vgl. Bd. IV., S. 613 und 614.

Nicht mindere Schwierigkeit macht die Ableitung des Wortes Laniger, mit den Nebenformen Laninger, im Puſterthale auch Lamiger. Am nächſtliegenden ſchiene die von Lana, einem Dorfe unweit Meran. Wirklich hielt ſich nach B. Weber, Bozen ꝛc. 1849, S. 171, vorzüglich um die Mitte des letzten Jahrhunderts an der

Verarmung gerade der ärmſten Theile Tirols, mit einem Worte ein Krebsſchaden des Landes, welches Renommée die unleugbare Romantik, die ihre ganze Erſcheinung umgibt, nicht zu paralyſiren vermag.

Die Hauptneſter dieſer intereſſanten Wandervögel ſind die armen Weiler Stilfs und Schönwies (Unterſauers) im oberen Vintſchgau und Oberinnthal, ſowie das oberländiſche Dörcherdörfchen Mötz, ein ſchmutziges Neſt unweit des reichen Ciſterzienſer Kloſters Stams, eines gaſtlichen Hoſpizes für manchen armen Thalſohn, der dieſe troſtloſe Gegend durchwandern muß. An beſagten Orten halten ſie ſich den Winter über auf. Aber ſobald der erſte Kukukruf den Frühling verkündet und die harte Arbeit für den Bauern beginnt, dann brechen ſie auf und ziehen Land aus, Land ein, oft bis tief in's Kärnten und in's Steiermark hinunter oder in's benachbarte Hochbaiern. Sogar in Croatien fand ſie ein befreundeter Landsmann.

Ihr beſtändiger Begleiter auf dieſen Zügen iſt, wie ſchon der Name „Gratelzieher" andeutet, ein roh gearbeiteter zweiräderiger Karren (Graten) mit einer Doppeldeichſel,

---

Etſch allerlei Diebsgeſindel und fahrendes Volk auf. Doch werden die wegen ihres Stolzes verſchrieenen Bewohner dieſes Ortes ſelbſt von den ihnen auffäſſigen Meraner Nachbarn nicht Laniger, ſondern Lanaer genannt. Vilmar (Idiotikon von Kurheſſen. Marburg 1868. S. 237) hat: „Auf der Lange herumgehen, ſich unbeſchäftigt umhertreiben, flanieren." Das ſtimmte zu Laniger, wo das i nach baieriſcher Sitte eingeſchoben ſein könnte, wie z. B. in Werich = Werk. (Vgl. Weinhold's baier. Grammatik. S. 36.) Im Henneberg. bedeutet Lener Müßiggeher. Ueber den Ausdruck Sterzer — Störzer, mhd. sterzaere vgl. Schmeller a. a. O. S. 785 und 786 und Benecke-Müller, mittelhochd. Wörterbuch. II., 2. S. 645. Es bedeutet einen, der „müßig umherzieht, Vagabunden", zu ſtörzen, mhd. ſterzen, von der Stelle bewegen, ziehen.

Geſtänge genannt. Er wird von den Leuten ſelbſt gezogen; häufig trifft man auch einen mageren Eſel als Vorſpann benützt. Nur beſſer ſtehende Dörcher haben einen vierräderigen Wagen, der von einer oder zwei Schindmähren weiter bewegt wird. Ueber den Graten wölben ſich ſtarke Haſelreifen, worüber die „Blache*)", eine weiße groblinnene Decke geſpannt iſt. Dieſe iſt hinten durch einen Strick zuſammengeſchnürt und an einem eiſernen Haken befeſtigt. Um das Umſchnappen des Karrens nach rückwärts zu verhindern, ragt als Verlängerung des Wagenbodens ein armdicker, unten halbmondförmig nach auswärts gekrümmter Holzprügel vor, der zugleich als „Schrepfer" benützt wird und nachſchleift, wenn man das Geſtänge vorn in die Höhe läßt. Unten hängt der Schmiertiegel. An den Flanken des Gratens ſind eiſerne Haken angebracht, an denen die Halftern oder Zugbänder eingehängt werden. Letzterer bedient ſich faſt ausſchließlich der weibliche Theil der Bande, um nebenher trabend den Wagen ziehen zu helfen. Der Mann hat ſeinen Platz zwiſchen dem Geſtänge, unmittelbar hinter dem Eſel und beſchränkt ſeine Zugthätigkeit meiſt blos darauf, den Graten in der Schwebe zu erhalten und das Fuhrwerk zu dirigiren**). Zur äußeren Ausſtattung des Wagens gehören noch einige kleine Wand-Etuis, die in der Geſtalt alter ausgeſchnittener Filzhutgüpfe an den Außenſeiten angenagelt ſind und zur Aufbewahrung von Angelſchnüren, Nägeln und anderem Handwerkszeug dienen. Der Inhalt des Wagens beſteht aus Weidenkörben, Beſen, Zunderſchwämmen, Geſchirren oder ſelbſtverfertigten Küchengeräthen ꝛc., je nach dem Metier des

*) Vgl. Schöpf's Tiroliſches Idiotikon. Innsbruck 1866, S. 43.

**) Der tiroliſche Künſtler Matth. Schmid hat eine ſolche auf dem Zuge begriffene Dörcherfamilie zum Vorwurf eines reizenden, tendentiös gefärbten Genrebildes gemacht.

Familienoberhauptes. Häufig findet man auch auf dem vorderen Theil des Karrens eine Unzahl von Vogelſteigen, angefüllt mit Meiſen, Stieglitzen, „Gogatzern" und ähnlichem ſingenden Gevögel, das für den Verkauf bestimmt iſt. Aber gewiß bei keiner Familie vermißt man einen Krummſchnabel, der vorn unter der „Blache" mit hochaufgeblaſenen Federn in ſeinem Heuneſt hockt, und „g'wiß an achzig Stückleu kann und ein's wie's andere". Ebenſowenig fehlt ein ſchmieriger Spitzhund oder ein einäugiger Pudel, häßlich, aber treu wie Gold. D'rum heißt es auch im berühmten Dörcherliede:

„Der Spitzele lauft nebm'an Karr'n,
Der Krummſchnabel hängt vorn d'rauf."

Was die Reiſeausrüſtung der eigenen Perſon anbelangt, ſo iſt der Dörcher damit nicht ſehr wähleriſch. Obwohl die Heimat dieſer Leute das Oberinnthal und Vintſchgau iſt, ſo verräth doch außer dem rauhen Dialecte und dem Geſichtscharakter nichts dieſe Gegend. Man möchte faſt meinen, daß von der Tracht eines jeden Thales, das ſie durchzogen, ein Fetzen an ihnen hangen geblieben ſei. Nur der ſchwarze „Schnauzbart" und die trotzige Hahnenfeder auf dem Hute, ſowie der eiſenbeſchlagene Stock fehlt nie dem Manne. Die Weiber haben gewöhnlich den Kittel von verwaſchenem Kattun heraufgeſchürzt, um das Ziehen zu erleichtern; über den Kopf iſt ein Tuch geſchlagen. Da ſie bei guten Wegen barfuß gehen, ſo werden die ſchweren Schuhe um die Mitte geſchnallt getragen. Gleich den Zigeunern, mit denen die Dörcher überhaupt viele Aehnlichkeit haben, lieben ſie grelles, in die Augen ſtechendes Zeug; beſonders hochrothe Halstücher ſind ein charakteriſtiſches Bekleidungsſtück der Männer und Weiber. Selbſt den Graten trifft man oft mit bunten Lappen ausſtaffirt. Es wirft dies ein helles Licht auf die Bildungsſtufe dieſer Leute.

In der Regel findet sich nur eine Dörcherfamilie beisammen; dessenungeachtet besteht diese aus ziemlich viel Köpfen, dem Manne, seinem Weibe oder, besser gesagt, Mutter von einem halben Dutzend schmutziger und verwahrloster Fratzen, die durch Bettel den Haushalt unterstützen müssen, ein Erwerbszweig, in dem sie es zu einer wahrhaft entsetzlichen Virtuosität bringen. Nicht selten gehört zum Gefolge der Caravane auch die Mutter des Weibes, der die ehrenvolle Rolle zufällt, Kundschaft einzuholen, Absatzorte auszuspähen, Kuppelgeschäfte abzumachen und Aehnliches; zugleich richtet sie die Kinder zum Betteln ab, bettelt wohl auch selbst, wobei sie der kleinste Schreihals, den sie auf den Rücken gebunden trägt, kräftig unterstützt.

Kommt nun eine solche Dörcherbande in eine Ortschaft, so ist natürlich ihr Erstes, ein Absteigquartier zu suchen. In den Städten haben sie dazu ihre bestimmten Plätze, so z. B. in Innsbruck beim „Rößl in der Au" oder beim Hofschmiedhaus; in den Dörfern wird ihnen gewöhnlich ein Stadel oder auch ein leerer Stall zur Wohnung angewiesen. Sie machen sich aber gar nichts daraus, wenn dieses nicht der Fall ist; sie campiren dann ganz gemüthlich im Freien. Der Wagen wird auf den besagten Platz geschoben und, während Mann und Weib vom Karrenziehen ausrasten, werden die Kinder ausgeschickt ein Mittagessen zusammenzubetteln. Ist ein Kloster im Orte, so holen sie die Klostersuppe; auch zieht der Herr Papa natürlich kein böses Gesicht, wenn die hoffnungsvollen Sprößlinge da und dort etwas mitgehen lassen, was ihnen nicht freiwillig gegeben wird. Besonders werden die Rübenäcker der Bauern gebrandschatzt.

Das köstlichste Festmahl gibt es aber, wenn es ihnen gelungen ist, von einem Bauern ein „gefallenes" Schaf oder Kalb zu erbetteln oder zu erhandeln. Die Zubereitung dieser

appetitlichen Speiſe iſt ſehr einfach. Es werden drei manns-hohe Holzſtöcke in Form eines Dreiecks in die Erde gepflanzt, an den oberen Enden zuſammengebogen; in das Geſtelle wird ein kleiner Keſſel gehängt. Unter dieſem wird ein tüchtiges Feuer angemacht und ſo das Fleiſch zu einem Brei geſotten. Oft kommen auch noch andere ſchmackhafte Ingredienzen zu dieſem delicaten Gericht, welches dann von der hungerigen Verſammlung mit Hochgenuß verzehrt wird.

Nach dem Eſſen geht die Jugend gewöhnlich wieder auf Bettel aus, das Weib hat mit den kleinen Kindern zu ſchaffen, ſetzt ſich auch manchmal neben den Wagen, ſtrickt einen Strumpf und bettelt jeden Vorübergehenden an. Der Mann aber geht von Haus zu Haus, um Pfannen und Regenſchirme zu flicken, Kaffeemühlen auszubeſſern, Häfen zu binden, Hadern einzuſammeln und umzutauſchen oder er packt ſeinen Kram aus und geht hauſiren. Es bleibt dem Bauern nichts übrig, als dem zudringlichen Verkäufer etwas abzunehmen, um ihn nur wieder loszubringen. So kann dieſer am Ende ſeiner Handelſchaft ein ziemlich geſpicktes Beutelchen mit in's Wirthshaus nehmen. Dort pflanzt er ſich ſtolz und herausfordernd an den Schenktiſch und thut ſich beim Glaſe Schnaps gütlich, ſo lange bis er ſtockbeſoffen iſt und wohl nicht mehr den Weg zum heimatlichen Wagen finden würde, käme nicht ſeine zärtliche Ehegattin ihm dabei zu Hilfe und ſuchte ihn auf. Mit einer Fluth von Schmähreden begrüßt ſie den Säufer und zerrt ihn, nachdem ſie ihm noch getreulich geholfen, den letzten Kreuzer zu vertrinken, ſcheltend und zankend nach Hauſe.

Daß ſolche Gäſte keinem der Bauern lieb ſein können, iſt wohl natürlich. Deſſenungeachtet ſchlägt ſelten einer ihre Bitte um Nachtquartier ab, beſonders an den Einödhöfen, nicht aus Wohlwollen, ſondern aus Furcht, die erzürnten

Dörcher möchten im entgegengesetzten Falle ihm den rothen Hahn auf's Dach setzen, obwohl dieses meistens beim bloßen Drohen bleibt. Man macht also gute Miene zum bösen Spiel, um nur die unheimlichen Strolche bald wieder vom Halse zu kriegen. Diese betrachten übrigens die gewährte Unterkunft oder Verköstigung keineswegs als Wohlthat, sondern nehmen die Gaben als verfluchte Pflichtschuldigkeit hin, und ihr Betteln kann daher füglicher ein Fordern heißen. So kam einmal ein Dörcherweib zu einer Bäuerin, die allein zu Hause war, und verlangte eine Schüssel Rahm (Obers). Da es Hochsommer war, wo überhaupt wenig Milch zu Hause ist, so bot diese ihr eine Schüssel Milch an. Die Dörcherin war jedoch damit nicht zufrieden und bestand auf Rahm. Auf die entschiedene Weigerung der Bäuerin holte jene ihren Gespons, und die Beiden hätten der Bäuerin gewiß ein Leid angethan, wenn nicht zufällig die Hausleute vom Felde heimgekehrt wären, worauf das saubere Paar sich unter Drohungen entfernte.

Ueberhaupt blickt der Dörcher im Gefühle seiner Freiheit mit einem gewissen Stolz, ja Verachtung auf den Bauern, der an die Scholle gebannt im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen muß und es fehlt nicht an spitzigen Reden, die er ihm zu verkosten gibt. Hat der Bauer im Hochsommer harte Arbeit auf dem Felde und es zieht gerade ein Dörcher mit seinem Karren des Weges einher, so lagert er sich wohl gemüthlich im kühlen Schatten irgend eines Baumes an der Landstraße und ruft dem Arbeitenden spottend zu: „Heut' ist's warm! Habt's wohl recht toll (tüchtig) z'arbeiten?" „„Und toll z'essen!"" ist die Antwort.

Erfreulichere Seiten bietet das Familienleben der Dörcher. Herrscht auch zwischen Mann und Weib nicht immer die reinste Harmonie, so sind sie doch auch bald wieder

verſöhnt, ſo daß man ſprichwörtlich von Eheleuten, bei denen Sturm und Sonnenſchein ſchnell wechſelt, ſagt: „Sie haben es, wie die Dörcher.“ Durch ihre Verwilderung blickt ſogar ein rührender Zug von Humanität, nämlich ihre Liebe zu den Kindern, beſonders bei geordneteren Familien. Ich hatte einmal Gelegenheit von meinem Fenſter aus ein ſolches Fragment patriarchaliſchen Familienlebens zu beobachten, was mich köſtlich ergötzte. Tags vorher war nämlich eine obſtkarrende Dörcherfamilie angekommen und hatte unter meinem Fenſter ihr Standquartier genommen. Es ſchlug gerade fünf Uhr Früh, da wurde es unten lebendig. Die „Blache“ bewegte ſich — und der Dörcher kroch langſam aus ſeiner Wagenburg, ſah ſich „ſtumm ringsum“, gähnte nach allen Himmelsgegenden, ſchlenkerte ſich die Augen aus und ging dann zum Inn hinab. Der freie Platz beim Hofſchmiedhaus in Innsbruck unweit der Brücke iſt nämlich, wie bereits geſagt, der gewöhnliche Abſteigeplatz der Dörcher. Dort wuſch er ſich Geſicht, Arme und die „zottige Hochbruſt“. Unterdeſſen war auch ſeine ſchönere Hälfte aus ihrer luftigen Kemenate geſtiegen und wuſch ſich Geſicht und Nacken aus dem Waſchbecken, das ihr der aufmerkſame Herr Gemahl mit ritterlicher Galanterie gereicht hatte, trocknete ſich hierauf mit der Schürze ab und ſcheitelte ſich mit den Fingern die Haare. Kindergeſchrei aus dem Wagen rief ſie von ihrer Toilette ab und nun folgte eine wirklich rührende Scene. Voll inniger Zärtlichkeit hob ſie den ſchreienden halbnackten Knaben heraus, ſchwenkte ihn in die Höhe, liebkoſte ihn und drückte ihn mit mütterlicher Liebe an ſich, und ihn friſch einwickelnd — sit venia verbo — hielt ſie ihm die beſchmutzte Windel unter das Näschen und ſagte halb bös: „Knatterle*),

*) Liebkoſungswort für kleines Kind. Vgl. Schöpf Tirol. Idiotikon. S. 328.

da ſchmeck!“ Dann das Kind hätſchelnd und wiegend legte ſie es wieder hinein. Dies war das Signal zu allgemeinem Allarm. Nun gab es ein Gezappel und Gekrabbel unter der „Blache“ und nach der Reihe kamen eins, zwei, drei, vier Stück, wie die Orgelpfeifen zum Vorſchein, ſo daß es mir nachgerade unbegreiflich wurde, wie ein ſolcher Kinderſegen in der engen Behauſung Platz haben konnte.

Das Elternpaar quält ſich indeß nicht viel mit Erziehungsſorgen. Sind die Kinder einmal ſo groß, daß ſie laufen können, ſo läßt man ſie aufwachſen wie das liebe Vieh. Folgſame Unterwürfigkeit gegen die Eltern iſt daher auch nicht zu verlangen, deſto mehr bildet ſich ihr Trotz und Eigenwille aus. Ich war ſelbſt einmal Zeuge, wie zwei ſchon erwachſene Buben mit Meſſern auf den alten Vater losgingen, ſo daß er ſich flüchten und verſtecken mußte. Unterdeſſen kühlte ſich der Zorn der Jungen und als der Vater nach einer Weile immer noch nicht zum Vorſchein kam, gingen ſie mit dem Rufe: „Wo iſt denn der Vater, der Vater!“ ihn ſuchen, zogen ihn jubelnd aus dem Verſtecke und küßten ihn ab. Das iſt ſo echte Dörcherwirthſchaft: ein ſonderbares Gemiſch von Rohheit und urwüchſigem Gemüth, das aus dem Moraſt ſittlicher Verkommenheit durchſcheint.

Von Unterricht iſt natürlich keine Rede. Zwar beſuchen die Kinder im Winter die Schule, lernen aber nicht nur gar nichts, ſondern verderben auch noch ihre Mitſchüler und verleiten ſie zur Trägheit und Ungezogenheit. Es darf auch gar nicht Wunder nehmen. Das beſtändige Herumvagabundiren, das rohe Beiſpiel der Erwachſenen, der Müſſiggang und Bettel, zu dem die Kinder von den Eltern ſyſtematiſch angeleitet werden, der gänzliche Mangel an religiöſen Begriffen — Kreuzmachen und Vaterunſer beten lehrt ſie die Mutter —

laſſen in dieſem Nachwuchs eine wahre Pflanzſchule ſocialen Verderbens erwachſen.

Beſonders ſcheinen die Dörcher von Mein und Dein etwas ſchwankende Begriffe zu haben und ſich darüber auch nicht aufklären laſſen zu wollen. In einem oberinnthaliſchen Dorfe war ein neuer Pfarrer eingezogen. „Was hat er denn g'ſöt (geſagt)?" frug ein Dörcher den anderen, der ſoeben aus der Predigt kam. „Ah was, das Stehlen hat er uns wollen verbieten, das laſſen wir uns aber nit."

Wie es mit der Sittlichkeit beſtellt iſt, kann man ſich ohnedies leicht denken, da Knaben und Mädchen, Erwachſene und Kinder ohne Unterſchied zuſammen wohnen. Kaum ſind Söhne und Töchter herangewachſen, ſo ſind denn auch uneheliche Kinder an der Tagesordnung und das betreffende Liebespaar betrachtet ſich längſt als verheiratet, ehe es ihm einfällt, um den kirchlichen Segen zu bitten. Daß der Ortsgeiſtliche dieſem Treiben nicht ſtumm zuſieht, verſteht ſich von ſelbſt. Er macht dem Paare manche eindringliche Predigt, erreicht aber ſelten etwas anderes als Haß und Rache. So hätte z. B. der Pfarrer Speckbacher von Mieming wegen einer ſolchen Geſchichte bald ſein Leben eingebüßt. Er kehrte nämlich eines Tages von einer in Silz gehaltenen Miſſion zurück und überſchritt eben die Mötzer Brücke, als er hinter ſich einen großen Lärm hörte. Er wußte den Grund nicht, beſchleunigte aber unwillkürlich ſeine Schritte und entging ſo einer Lebensgefahr. Denn ein Dörcher, das blanke Meſſer in der Hand, war ihm nachgelaufen mit den Worten: „Der muß heut' noch kalt werden!" Ein anderer Mann vermochte ihn jedoch zurückzuhalten, indem er ihm verſicherte, der Geiſtliche ſei nicht der Pfarrer von Mieming, ſondern der Curat von Obſteig. Der Pfarrer war dem unſittlichen Lebenswandel des Dörchers — dieſer hatte bereits zehn uneheliche Kinder

— entgegengetreten und hatte ſich dadurch deſſen Haß zugezogen.

Mit der Zeit ſcheint es dem Paare aber dennoch nothwendig für ſein Zuſammenleben die kirchliche Weihe nachzuſuchen und da ihm dieſelbe ſelten ertheilt wird, ſo rüſten ſich die Beiden eines ſchönen Tages zur „Römerfahrt“. Paß haben ſie keinen; ſo ſchmuggeln ſie ſich über die Grenze, meiſt in die Schweiz, von da nach Piemont, und gelangen unter allen möglichen Strapazen und Entbehrungen auf langer Wanderſchaft, die ihnen ſchon im vorhinein einen Begriff ihrer künftigen ehelichen Glückſeligkeit beibringt, bettelnd und ſtehlend nach Italien bis Rom. Daſelbſt hatten die eheſtandsluſtigen Dörcher in früherer Zeit ihre Agenten, die ihnen ſowohl die Unterkunft in einem Hoſpiz, als die anderweitigen nothwendigen Schritte vermittelten. Was von den Nupturienten dort verlangt wurde, war eine reine Formalität, z. B. Ablegung des Glaubensbekenntniſſes, der „Ledigſchein“, der Eid, daß ihnen kein Ehehinderniß bekannt ſei ꝛc. Nach dem in der Praxis ſchon lange vor dem „vaticanum“ geltenden Grundſatze der Unmittelbarkeit der päpſtlichen Gewalt iſt der Papſt parochus parochorum. Die Trauung nimmt er jedoch nicht in eigener Perſon vor, ſondern er hat ſeinen Generalvicar, der hinwiederum einfache Prieſter hiezu delegirt. Ehedem war im Lateran eine eigene Kirche zur Einſegnung der ſogenannten Römerehen beſtimmt. Das Paar begab ſich dorthin zur Frühmeſſe. Sobald der Prieſter ite missa est geſagt und den Segen ertheilt hatte, traten die Beiden vor das altare privilegiatum und ſchrieen unisono: „Das iſt mei Weib“ und „das iſt mei Mann“ und matrimonium consumatum est.

Der Aufenthalt in Rom koſtet den Neuvermählten nichts, da ihnen eine daſelbſt beſtehende Stiftung für deutſche Pilger

ein paar Tage freien Unterstand gewährt. Auch ein kleines Reisegeld wird ihnen durch dieselbe zu Theil, welches sie noch durch verschiedene andere Manöver zu vermehren wissen. Das Dörcherpaar versäumt nämlich nicht, sich bei dem hl. Vater anmelden zu lassen und einen demüthigen Fußfall zu thun, sowie den Kirchenfürsten und Cardinälen eine Visite zu machen. Freilich schaut in neuerer Zeit immer weniger heraus und die Geschenke bestehen in der Regel nur mehr in etwas „Geweihtem". Sodann wird wohlgemuth die Heimreise angetreten. Kommen sie nun angegriffen von den Strapazen der Reise „wie ausgezogene Eichkatzeln" nach Hause, so ist es ihr Erstes sich mit spöttischem Trotze dem Pfarrer vorzustellen und ihm unter Aufweisung des Trauscheines zu sagen, daß sie nun „decht (doch) z'sammenkemmen" seien. Uebrigens ist das dem Pfarrer im Grunde ganz recht, wenn er es auch nicht sagt, denn die „Römerehen" sind jedenfalls noch ein Glück für die öffentliche Sittlichkeit, da die Dörcher auch ohne den kirchlichen Segen schon beisammen sind und oft sechs — acht Kinder haben. Auch ist jede Gemeinde froh, wenn eine Dörcherin in eine andere Gemeinde heiratet und gibt ihr oft noch heimlich ein Reisegeld, um sie los zu werden. Die Neuvermählten müssen sich nun noch der Ehe-Strafe unterziehen, d. h. sie werden auf einige Wochen abgesondert eingesperrt*). Zu streng fällt übrigens die Strafe nie aus und man hat

*) Die sogenannten Römerehen, wozu auch die in Rom von Dörchern geschlossenen gehörten, wurden früher gemäß der Auslegung, die man dem §. 252 II. Th. R. G. Bl. vom 3. September 1803 gab, als schwere Polizei-Uebertretungen gegen die öffentliche Sittlichkeit mit strengem Arreste von 3—6 Monaten bestraft. Nach der Ministerial-Verordnung vom 28. December 1852, Nr. 21 L. G. Bl. aber fällt das Abschließen einer Ehe ohne den erforderlichen politischen Consens nicht unter das Strafgesetz, sondern es ist die Uebertretung der mit

eine gewiſſe Rückſicht mit den Leuten. So müſſen ſie vor dem Gerichtshauſe die Straße kehren, der „Frau Landrichterin" Holz hacken ꝛc. Iſt die Bußzeit zu Ende, ſo laſſen ſich die Eheleute häuslich nieder oder ziehen mit eigenem Graten in die weite Welt.

Der Winter verſammelt die Zerſtreuten wieder im heimatlichen Dorfe, wo ſie die Wohnung auf Gemeindekoſten oder für eine geringe Entſchädigung erhalten. In der Winterſaiſon wird nun all der Kram verfertigt, mit dem ſie im Sommer handeln: Bürſten, Holzſchuhe, Kochlöffel, Körbe ꝛc. Manche verdingen ſich als Dienſtboten bei den Bauern. Doch die meiſten „gehen bitten" und bekommen Koſt und Nachtquartier heute da, morgen dort.

Trotz dieſes mehr minder erniedrigenden Verhältniſſes betrachtet der Dörcher ſeinen Ernährer mit einer gewiſſen vornehmen Geringſchätzung „über die Achſel" und läßt ihn als weitgereiſter Mann ſeine Ueberlegenheit fühlen. Das zeigt ſich vorzüglich am Sonntag. Da geht der Dörcher nobel und zeichnet ſich ſelbſt im winterlichen Bauerncoſtüm ſtets durch etwas „Herriſches" aus, beſonders durch ſeine blank gewichſten Stiefel und alabaſterweißen Strümpfe. Die Hutſchnur trägt er nicht normal, das iſt ihm zu ordinär, ſondern quer über den Hut. Die Krempe ſchmückt ein Eichhornſchweif. Das Halstuch wird durch einen weißen Ring zuſammengehalten.

Gibt es irgendwo einen Markt, ſo erſcheinen auch ſicherlich zahlreiche Dörcherkarren am Platze mit allerlei Handelsartikeln. Auch mit „Köſtenbraten" geben ſie ſich ab.

---

dem h. Hofkanzlei-Decrete vom 12. Mai 1820, Z. 12.614, gegebenen Vorſchriften von den politiſchen Behörden zu unterſuchen und als Uebertretung einer politiſchen Vorſchrift angemeſſen zu beſtrafen.

„Die Märkt', die ſein erſt unſar Leb'n,
Da wär's ohne uns ja ganz lar.
Köſt'nbrotar*), wenn's koani that geb'n,
Was dös für a Markt eppar**) war."

heißt es im bereits citirten Dörcherliede.

Der größte Feſttag der Dörcher aber iſt der Kirchtag zu Landeck, wo ſie alle Jahre ihre Generalverſammlung halten. Dieſer Gebrauch ſoll aus der Zeit herrühren, wo der Landesfürſt Friedrich mit der leeren Taſche als geächteter Flüchtling im Tirolerland umherirrte und endlich als wandernder Spielmann auf dem Kirchtag zu Landeck ſeine eigene traurige Geſchichte dem lauſchenden Volke vortrug, bis es jubelnd ſeinen Fürſten erkannte und als angeſtammten Herrn begrüßte. Die Dörcher behaupten und thun ſich nicht wenig darauf zu Gute, daß ſie damals die erſten geweſen ſeien, die ſich für den Fürſten erklärt und ihn beſchützt hätten, und feiern noch jetzt den Gedenktag. Ob ſich ihre Steuerfreiheit vielleicht auch von dorther ſchreibt, wiſſen ſie freilich nicht zu ſagen, ſo viel iſt indeß gewiß, daß ſie keinen Kreuzer zahlen, ſondern ſich vielmehr ſelbſt als die einzig befugten Steuereintreiber des Landes betrachten, denn, wenn man ihnen nichts gibt, ſo ſagen ſie:

„Mar***) finden ſchon decht öppas†) z'leb'n,
Dört und da in an oanzachtn††) Haus."

Auch wiſſen ſie ganz gut, wo man ihnen hold iſt und wo nicht und haben ihre eigenen Schlupfwinkel, wo ſie das geſtohlene Gut abſetzen. Eine geheime Zeichenſprache verbindet ſie untereinander und häufig trifft man im Sande, an den

*) Kaſtanienbrater.
**) etwa.
***) wir.
†) etwas.
††) einſchichtigen.

Häusern und Kreuzwegen Zeichen oder Knoten am Weidengebüsch, wodurch sie ihre nachziehenden Collegen benachrichtigen, wo ein Absatzort, Unterkunft u. s. w. zu finden ist. Große Nullen bedeuten in dieser Zeichenschrift Erwachsene, kleine Nullen die Kinder*). Alle Dörcherfamilien leben unter einander in einem gewissen freistaatlichen Verbande, indem sie sich nicht nur gegenseitig unterstützen, sondern auch ihre gewissen Satzungen und ihre eigene Gerichtsbarkeit haben oder, richtiger gesagt, hatten. Nur gegen den armen Bauern scheinen sie Stehlen und Betrügen und jede Gewaltthat für erlaubt zu halten und die ohnedies dürftigen Bewohner Oberinnthals wüßten viel von dieser Landplage zu erzählen. Denn abgesehen davon, daß ihnen die Wohnung auf Gemeindekosten hergestellt wird, müssen auch alle alten und des „Gehens" unfähigen Dörcher von der Gemeinde erhalten und viele uneheliche und verwaiste Kinder erzogen und „ausgestattet" werden. Nimmt man dazu die außerordentliche Vermehrung dieses Gesindels, die in's Unglaubliche geht**), so kann man sich

---

*) Ob die Dörcher unter sich auch eine Art Gaunersprache haben oder hatten, konnte ich nicht mehr ermitteln. Unwahrscheinlich ist es nicht; wenigstens haben ihre Kinder eigene Spitznamen, wie Salz, Brod ꝛc.

**) Von der Vermehrung der Dörcher berichtet Dr. J. A. Schöpf in seinem trefflich geschriebenen Büchlein: Der Höflichkeits-Professor Christian Falkner, 3. verm. Aufl., Innsbruck 1856, S. 66 ff. geradezu fabelhafte Beispiele: „ . . . Von einem Laniger oder, wie es in den Reiseurkunden heißt, „„Vagabunden"", welcher sich zweimal in Rom verehelicht hatte, zählt man eilf Kinder und einige fünfzig Enkel, die sich wiederum zahlreich vermehrten. In einem armen Dörflein von beiläufig 400 Einwohnern kamen in den Jahren 1786 und 1797 drei Laniger Kinder zur Welt, zwei Knaben und ein Mädchen. Beide ersteren verehelichten sich später in Rom und hatten zusammen achtzehn Kinder, das großgewordene Mädchen aber hatte sechs un-

von der in ſolchen Landesſtrichen herrſchenden Noth einen Begriff machen.

Das Geſagte gilt indeß nicht von allen Dörchern ohne Unterſchied. Es gibt auch ehrliche und ordentliche Leute

---

eheliche Kinder. Während die arme Gemeinde für die Mutter dieſer unehelichen Kinder anderswo ein Haus kaufte und ihr die Verehelichung ermöglichte, erhielt das Dörfchen durch deren uneheliche Nachkommenſchaft ſeit dem Jahre 1838—1855 aus vier neuen Römerehen dreizehn und durch uneheliche Verhältniſſe fünfzehn lebende Köpfe Zuwachs. Das nämliche Dörfchen beſchenkte ein anderer „Landgeher" ſeit 1822 mit zehn noch lebenden Kindern, von denen er noch ſiebzehn ungeſetzliche Enkel ſehen konnte. In der nächſten Nachbarſchaft dieſes Dörfleins ſind wiederum zwei Lanigerfamilien, die eine mit neun, die andere mit eilf Kindern, welche ſich wiederum alljährlich durch unerlaubte Verhältniſſe ſo ſehr vermehrten, daß die Zählung dermalen ſchwer wird."

Die Entbindung ſcheint den Dörcherinnen wenig Schwierigkeiten zu machen; ſei es die oftmalige Praxis oder wirkt das unruhige Leben günſtig, kurz ſie gebären heute und marſchiren morgen mit dem „Hasl" (Kind) wieder weiter. Eine ganz originelle Geſchichte, welche von der Zähigkeit dieſer Leute ein ſchlagendes Zeugniß gibt, erzählte mir der Finanzwach-Obercommiſſär K. Ich laſſe ſie wörtlich folgen: „In einer Nacht, es war beiläufig 11 Uhr, komme ich nach Hauſe und will mein Pferd in den Stall geben. Das ſcheut am Eingange und will nicht hinein. Kein Wettern, kein Fluchen half, bis ich endlich meinen Säbel zog, vor dem das Thier ſtets großen Reſpect hatte. Jetzt ging der Fuchs vorwärts. Aber plötzlich ertönte aus dem Dunkel des Stalles eine weibliche Stimme: „O, i bitt Ihnen, laſſen Sie 's Pferd nit ein." Ich ſtreiche ein Zündholz an und was ſehe ich — ein Weib auf dem Boden gekauert, daneben ein neugeborenes Kind. Ich rufe gleich der Hauswirthin: „Sie, in meinem Stall iſt was los." Die kommt gleich mit Licht und ich ſage zu ihr: „Meine Miſſion iſt jetzt aus; ſchauen Sie, daß Sie damit fertig werden." Die Wirthin war eine mitleidige Perſon und befahl dem Hausknecht, die Wöchnerin hinüber in ein warmes Zimmer zu tragen, denn es war ſchon Ende October und grimmig kalt. Der geht hinunter zur Wöchnerin und

darunter, denen es mit dem Erwerb Ernſt iſt. Zu dieſen gehören die Obſt- und Geſchirrhändler, von denen beſonders die Letzteren bis nach Kärnten, von wo ſie Schleif- und Wetzſteine mitbringen, und in die Schweiz wandern und mit ihrer Waare reichlichen Abſatz erzielen. Mancher dieſer Händler ließ in ſeinen ſpäteren Jahren den Karren ſtehen, gewöhnte ſich an ſtehende Arbeit und kaufte mit dem erſparten Gelde ein Anweſen, auf dem er jetzt als wohlſtehender Bauer wirthſchaftet. So z. B. die Familie R. in Schönwies, welche ſich früher durch „Sagfeilen" ihr Brot erwarb. Vier Brüder gingen als Steinhauer nach Frankreich und brachten jeder 160 Gulden in Silber mit heim. Damit machten ſie ſich anſäſſig, aber nur einer hielt aus; die drei übrigen zogen, von unwiderſtehlicher Wanderluſt erfaßt, wieder mit dem Karren in die weite Welt. Ein intereſſanter Dörcher iſt der alte Fröhlich in Schönwies. Er ſpricht ſieben Sprachen, woraus man abnehmen kann, wie vieler Herren Länder er durchwandert haben mag. Er hielt ſich in Frankreich und Algier auf, kam dann zu den „Päpſtlichen", bewahrte aber immer etwas von den Dörchereigenthümlichkeiten, und führt trotz ſeiner ſiebzig Jahre noch immer „ein g'ſchmitzt's Gangl". Deſſenungeachtet bleiben die genannten Beiſpiele eine rühmliche Ausnahme. Im

---

ſagt ihr das, und ſie antwortet darauf: „I' dank' Ihnen; iſt mir ſchon recht." Wie die Leute mit der Tragbahre herunter kommen, um ſie in's warme Zimmer zu holen, war der Stall leer und die Wöchnerin mit Stumpf und Stiel verſchwunden. Ich ſchickte meine Leute nach allen Weltgegenden bis 4 Uhr Früh — denn es ſtand ja ein Menſchenleben auf dem Spiel — aber Alles umſonſt." Da gewinnt wirklich der den Dörchern in den Mund gelegte bibliſche Spruch Sinn: Nascimur in Hai, vestimur in Joppe, vivimus in Bethel et morimur in Galgulis. Schöpf a. a. O. S. 367.

Großen und Ganzen ſind die Dörcher die frechen und diebiſchen Vagabunden, wie wir ſie oben kennen gelernt haben*). Es wäre ſehr zu wünſchen, wenn im Intereſſe des Landes dem Uebelſtande durch zweckmäßige, conſequent durchgeführte Vorkehrungen abgeholfen würde. Bisher wenigſtens erwieſen ſich alle Maßregeln zur gründlichen Ausrottung dieſer Landesplage als unzureichend**).

---

*) Im Oberinnthale und Oetzthale wird zwiſchen Lamiger und Dörcher wohl unterſchieden. Erſterer gilt als ordentlicher Karrenzieher und ſtrebſamer Menſch, der mit Obſt, Mais ꝛc. gerne „täuſchelt“, d. h. dieſe Waare den naſchhaften Oetzthaler Weibern für ſchöne „Ribelen“ Flachs verhandelt, Letzterer aber als Faulenzer und Bettler.

**) Dörcherfamilien im engeren Sinne zählt man gegenwärtig bei hundert, im weiteren Sinne bei zweihundert. Als Haupturſache des Dörcherweſens muß die im Oberinnthal übliche Güterzerſtückelung angeſehen werden.

Holzleute, Trifter und Flößer.

Im Vorfrühlinge und Spätherbst sieht man ganze Züge von ärmeren Bewohnern des Oberlandes, Männer, Weiber und Halberwachsene nach Innsbruck ziehen. Das geht „in den Hirn". Um diese Zeit wird nämlich das Brennholz der Landeshauptstadt, welches auf dem Inn aus dem Oberinnthal und auch aus Graubündten verschwemmt wird, bei Innsbruck aufgefangen. Es kommt theils aus Staatswaldungen, theils wird es von Privatunternehmern geliefert. Dieses sogenannte Hirnholz — die Erklärung des originellen Namens wird später folgen — ist größtentheils weiches Holz; die Scheiter haben die normale Länge von 3 Fuß. Das Geschäft des Holzausziehens heißt man ebenfalls „das Hirn" oder im Volksmund auch „die Scheibe"*) und bildet eine nicht unwichtige Einnahmsquelle für die Bewohner dieses armen Thales, da, wenn der Lohn auch nicht gerade groß ist, sie doch bei ihrer enormen Sparsamkeit je nach der Dauer der Arbeit ein kleines Sümmchen für die arbeitslose Zeit erübrigen. Gewöhnlich miethen ihrer vier bis fünf um circa vier Kreuzer täglich eine dunkle Kammer als Nachtherberge. Die Kost ist Brennsuppe und „Wirler",

*) Eigentlich runde Fläche; „Scheib' machen", so viel wie Heu oder Holz zum Trocknen ausbreiten. Vgl. Schöpf, Tirolisches Idiotikon. S. 596.

eine wahre Würgspeise aus Wälschkornmehl, die oft noch für die ganze Woche voraus gekocht wird, und nur — gewärmt zu werden braucht.

Vom frühesten Morgen bis zum Spätabend dauert die schwere Arbeit.

Geht man auf der westlichen Seite von Innsbruck durch den Innrain außer der Stadt längs des zu diesem Zwecke gebauten Canals, so kann man zu beiden Seiten desselben diese Leute beschäftigt sehen. Die Trifter fassen mit Stöcken, die oben eine Eisenhacke nebst Widerhaken haben, die dahertreibenden Klötze und schlendern sie mit einem kräftigen Schwung an's Ufer, die „Stößlerinnen" laden die nassen Scheiter auf „Graten" *), führen sie an die bestimmten Plätze und „stößeln" (schichten) sie daselbst auf. Das Liefern des Holzes vom Ausländplatz bis zum Aufschichtungsort geschieht aber auch auf Fuhrwägen.

Die Stößlerinnen arbeiten in der Regel unter Aufsicht und Leitung männlicher Arbeiter. An kalten Herbsttagen haben sie von Strecke zu Strecke kleine Feuer entzündet, um sich ihr frugales Mahl und hie und da ihre von Kälte und Nässe erstarrten Hände wärmen zu können. So lange milde Frühlings- oder Herbsttage sind, läßt es sich noch an; böser aber ist es, wenn „der Hirn" sich verspätet und so das Triftgeschäft, wie z. B. im Jahre 1871, tief in den November hinausrückt. Es mußte einem fast das Herz weh thun, wenn man diese Leute, oft noch halbe Kinder, bei der eisigen Kälte von 15 — 18 Grad ihr naßkaltes Brod verdienen sah, selbst am Sonntag, während auf der Chaussée an ihnen vorbei in klingelnden Schlitten, von warmen

*) Karren mit zwei Rädern, it. carretta, gröbner. it. grate. Schöpf a. a. O. S. 208.

Pelzen eingehüllt die „gute Gesellschaft" ihre Spazierfahrten machte. Trotz dieser strengen Arbeit sind die Leute froh gelaunt und suchen sich das frostige Handwerk durch Scherz, derben Witz und Gelächter zu würzen. Getriftet wird vierzehn Tage bis drei Wochen; der Verdienst beträgt für die Trifter im Tag etwa einen Gulden, für die Stößlerinnen siebenzig Kreuzer, gewiß wenig für den aufreibenden Dienst.

Viel einträglicher, wenn auch sehr anstrengend, ist das Geschäft der eigentlichen Holzleute oder Holzschläger.

Im Frühjahre ziehen sie zu Hunderten in's benachbarte Hochbaiern und Schwabenland und kehren nach Kirchweih mit silbergefülltem Leibgurt wieder heim. Andere bleiben in der Heimat und treten für die Frühlings- und Sommermonate in die Dienste von Unternehmern, die ihnen ihren Schlagbezirk anweisen, nachdem sie schon früher mit den Händlern bezüglich der Menge und Qualität des zu liefernden Holzes und der Verdienstlöhne ein Uebereinkommen getroffen haben. Die Arbeiter ziehen in Partien von 20 bis 30 Mann in den Forst, häufig mit einer Art Aufseher an der Spitze, der die ganze Sache regiert. Jeder hat eine größere und eine kleinere Hacke bei sich, nebst den nöthigen Eisenkeilen und Schleifwerkzeugen. Ein mit Eisenreifen versehener Holzschlägel hängt ihnen auf dem Rücken, ebenso eine Wiegsäge, die von zweien gehandhabt wird, und dazu dient, die gefällten Stämme in die erforderlichen Stücke zu zerlegen, während Keil und Schlägel zum Klieben der Klötze in Scheiter gebraucht werden.

Da der Aufenthalt oft von Wohnungen sehr ferne liegt und wenigstens immer die ganze Woche dauert, so ist jeder mit einem wohlgepfropften Schnerfer versehen für des Lebens Nothdurft. Süßigkeiten enthält so ein Zwilchranzen allerdings nicht; aber Dinge, sehr solid und nahrhaft. Vor Allem

einige Laibe Türkenbrod, wenn möglich auch Käse für „Neuner und Marende“*), eine Schachtel — der Innthaler sagt Gspatl — mit einem tüchtigen Vorrath von Nudeln und einer bedeutenden Quantität Schmalz, da bei der harten Arbeit der Magen fette Kost nicht nur vertragen kann, sondern sogar verlangt**). Ein echter Holzknecht muß täglich sieben Pfund Schmalz „verpacken“, sonst „verpackt“ er's Holz nicht. Es muß wahr sein, wenigstens erzählt man sich von einem solchen Holzschläger, daß er etwas Bedeutendes gewettet habe, innerhalb einer Woche allein einen — Centner Schmalz zu verzehren, und er habe die Wette gewonnen. Ganz einfach. Zuerst aß er zerlassenes Schmalz, nachdem es etwas abgekühlt, mit dem Löffel wie eine Suppe, dann kamen die Nocken und Nudeln, die im Schmalze förmlich schwammen, an die Reihe. So wurde er am Ende der Woche mit seinem Centner ganz gemüthlich fertig. Dabei arbeitete er aber auch, zum Theil wohl aus Bedürfniß, „wie ein Vieh“, wenigstens für drei starke Männer. Daß der Holzschläger zum öfteren einen tüchtigen Schluck Schnaps nimmt, wird man ihm nicht verübeln.

---

*) Marend (Merend), Jause zwischen dem Mittags- und Nachteſſen. Lat.-ital. merenda; venez. marenda; cimbr. marenne; mhd. merate. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 423.

**) „Bei guetem Fleisch kann keiner b'steh'n,
Mit Perckhmüesern sich müssen begen (begnügen),
Gemacht mit Wasser, Mehl und Schmalz,
Prauchen darzuo gar wenig Salz.
Diß Essen gibt in gewaltige Kraft,
Ir große Arbait in Solchs schafft,“

heißt es im: „Der fürstlichen Grafschaft Tyrol Landtreim“ 1558, herausgegeben von Franz Wieser im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Jahrg. V, S. 226.

Im Walde angekommen, bauen sich die Leute als Unterstand gegen böses Wetter und als Nachtquartier eine Hütte aus Baumstämmen, Rinden, Rasen und Moos; ihre Decke ist ein dicker Wollenkotzen. Nach der harten Arbeit braucht er trotz des primitiven Bettes nicht lange auf Schlaf zu warten. Die Zeit der Ruhe ist ohnedies kurz bemessen und um vier Uhr Morgens hallt schon weithin der Hieb der Axt, der Klang der Säge, der dumpfe Donner fallender Stämme, dazwischen das Singen der Männer, daß die kaum erwachten Vögel vom ungewohnten Lärm unruhig aufflattern*). Gewöhnlich erlöst erst der Abendstern die Müden von ihrem Tagewerk.

Es gehören robuste Leute dazu, diese Arbeit monatelang zu ertragen und man begreift, wie das ganze Wesen derselben etwas Waldursprüngliches annimmt, da sie nur Sonntags, wenn sie zur Kirche oder in's Wirthshaus gehen, mit der Welt in Berührung kommen. Aber baumstark und kerngesund ist das Völklein, wenn auch manchmal etwas derb und übermüthig. Ich möchte es wenigstens keinem rathen, gegen einen solchen Naturmenschen, dessen Sehnen und Muskeln wie Eisen sind, ein Trutzlied zu singen, wenn er einmal an einem Feiertage die nickende Hahnenfeder auf dem Hut und den in Absam geweihten Schlagring am Finger in's Wirthshaus tritt oder gar, wenn er etwas angeheitert, dasselbe verläßt. Es könnte dem Händelsuchenden sonst so übel ergehen, wie weiland jenem Bären, der vor dritthalbhundert Jahren einen dieser Holzschläger, einen herkulischen Burschen, bei der Arbeit im Dickicht des Waldes überfiel. Muthig griff der Holzknecht nach seinem Schlägel und ver-

*) „Messen 's als dem Rotkröpfle zue,
Hat ein kleins Köpfl und wenig Rhue."
Tiroler Landreim a. a. O. S. 227.

ſetzte Meiſter Petzen einen ſo gewaltigen Streich auf die Stirne, daß die Hirnſchale zerſchmettert brach und das furchtbare Thier maustodt zu Boden fiel. Von dieſer Zeit an wurde der kühne Bärenbekämpfer Hirn genannt, ein Ehrenname, der auch ſeinen Nachkommen blieb. Der Mann im Kampfe mit dem Bären ringend, ging in's Wappen über. Führt dich dein Weg einmal in's Oberinnthal und kehrſt du im Poſthauſe zu Silz ein, ſo kannſt du es im „Honoratorenſtübele" an der Wand hängen ſehen*).

Durch faſt zwei Jahrhunderte (von 1644 bis 1820) beſorgten die Hirn als Geſchäftsführer der Regierung die Holzlieferungen für alle ihre Bedürfniſſe im Innthale. Sie unterhielten eine kleine Armee von Holzſchlägern und leiteten die Schläge und Verſchwemmung des Holzes auf dem Inn nach Innsbruck**).

---

*) Dieſer wackere Ahne hieß Thomas Jacob Hirn (angeblich aus der Leutaſch). Das Wappen weiſt obgenannten Hirn mit dem rechten Fuß vor dem erlegten, mit blutiger Stirne daliegenden Unthiere ſtehend, mit dem linken auf deſſen Cadaver kniend. Die rechte Hand deutet dankend gegen den geſtirnten Himmel, die linke auf den Bären. Im Hintergrunde ſieht man ein Aehrenfeld zwiſchen zwei Tannen. Ueber dem Wappenfeld iſt der Helm mit Kette und Münze um die Halsperge; über demſelben ſieht man, Bruſt an Bruſt gelehnt, den Hirn im Ringkampfe mit dem Bären. Der Kampf ſoll im Jahre 1578 ſtattgefunden haben. Die Waffe war, der Ueberlieferung zufolge, nachdem der Bär halbtodt gedrückt, ein Stein, nach Staffler in ſeinem „Tirol" Bd. I, S. 395 eine Keule. Das Wappen rührt von einem Hois Hirn 1736 her. Umſchrift: Soli Deo gloria. Ein anderes Ahnenbild befindet ſich auch in dem hochromantiſchen Schloſſe Klamm, oberhalb Mieming, deſſen früherer Beſitzer gleichfalls ein Hirn geweſen iſt.

**) Uebrigens hauſten die Hirn in den Gerichten Naudersberg und Pfunds arg genug, und die meiſten Devaſtationen in dortiger Gegend ſind von ihnen angeordnet und bewerkſtelligt worden.

Damit haben wir nun die oben verſprochene Ableitung des „Hirns“ und „Hirnholzes“ gegeben und können das noch Uebrige von unſeren Holzſchlägern nachtragen.

Die Arbeiter theilen ſich in eigentliche Schläger, die den Baum „zurichten“, d. h. fällen, abäſten und in ſcheitlange Stücke zerſägen und in „Klieber“ und „Stößler“, welche mit Schlägel und Keil hantiren, die Stücke ſpalten und ſchichten. Das Holz wird natürlich ſchon im Walde gemeſſen und gemärkt. Seine Mühe hat es oft mit dem zu Thal Schaffen desſelben. Man benützt dazu häufig ſogenannte Erdriſen, das ſind ſteil abfallende Wald- oder Bergrünſte, man könnte ſagen Wege, auf denen Holz und Stamm pfeilſchnell hinunterſchießen oder in luſtigen Purzelbäumen und Sätzen hinabkollern. Man nennt dieſe Arbeit das Holzſchießen. Unten angelangt wird das Holz weiter geliefert oder an paſſenden Orten in der Nähe aufgeſchichtet. Leichter geht die Sache, wenn ſich in der Nähe des Schlagortes ein Bergbach befindet, der dann in dieſem Falle mit dem Speditionsgeſchäft betraut wird. Führt er zu wenig Waſſer, ſo wird eine ſogenannte Schwelle oder Klauſe gebaut, d. h. quer über den Bach errichtet man eine Art hölzerne Wand mit einer Stauungsvorrichtung aus ſtarken Balken*). Da ſammelt ſich dann das Waſſer an; vor der Klauſe liegt die entſprechende Holzlage, oft bei tauſend Klaftern. Hat das Waſſer die erforderliche Höhe und Kraft erreicht, ſo wird die Schwelle geöffnet und die geſtauten Waſſer- und Holzmaſſen ſtürzen bei einem ſteilen Gehänge mit weithin hörbarem Getöſe in

*) „Wie's durch Rißwerch zuo Land wird pracht,
Darnach geklauſt auf Pächen klain,
Und getribn über Stockh und Stain.“
Tiroler Landreim a. a. O.

die Tiefe. Leider bringt dieſe Art von Holztriftung der Fiſchbrut der Bergbäche ungeheueren Schaden. Aehnlich ſind die ſogenannten Alpenklauſen, die von eigenen „Klauſenſchlägern" errichtet werden. Sie beſtehen aus zwei feſtgezimmerten Wänden. Darüber führt eine Brücke, zu der man mittelſt einer Leiter gelangt. Vorn, d. h. wo das Waſſer vom Thal herauskommt, befindet ſich ein großes Mittelthor, daneben rechts und links Seitenthüren. Letztere ſind mit aufziehbaren „Läuchen*)" verſehen, zum Ableiten des Waſſers während der Sperrung des Mittelthores. Dieſes iſt einflügelig und ſchließt ſich an einen um eine verticale Achſe beweglichen Baum, der vermöge eines einfachen Hebelwerkes von der Brücke aus gedreht werden kann. Hinter der Klauſe, alſo thalauswärts, befindet ſich noch ein abſchüſſiger Bretterboden, die ſogenannte Tenne, um das raſchere Abſtürzen des Waſſers zu bewirken.

Will man nun die Klauſe „ſperren", was gewöhnlich zweimal des Tages, Früh und Abends geſchieht, ſo zieht man die beiden „Läuche" auf und gibt durch dieſelben dem Waſſer den Abfluß; dann ſchließt man das große Mittelthor. Iſt dies geſchehen, läßt man auch die Läuche zufallen und verwehrt ſo dem Waſſer jeglichen Ausweg. Hat es die erforderliche Höhe erreicht, ſo wird der Riegelpfoſten des Mittelthores aufgedreht und dieſes von dem Druck der dahinter geſtauten Waſſermaſſen aufgeriſſen. In einer halben Stunde iſt das nachſtürmende „Hochwaſſer" ſchon beim Holz, das in der Enge der tiefen Thalſchlucht aufgeſtapelt liegt. Auch ſind die Trifter ſchon in Bereitſchaft, um die Prügel dem daher tobenden Wogenſchwalle zu übergeben. Ein böſes Stück

*) Lauch (zu lauchen, goth. lukan, ahd. luhhan, ſchließen), Fallthüre. Vgl. Schmeller a. a. O. I, 1420.

Arbeit. Die Leute müssen sich oft mit Seilen an den senkrechten Wänden hinablassen, um die zerstreut liegenden oder sich stauenden Holzklötze weiter zu schaffen. Sie bedienen sich dabei der sogenannten Zeppin*), hellebardenähnlicher Werkzeuge, die vorn eine gekrümmte Hacke mit senkrecht aufgesetzter Spitze tragen, erstere zum Schieben, letztere zum Anspießen und Ziehen der Prügel. Solche Alpenklausen befanden sich früher in vielen wasserarmen Querthälern, die nur aus engen Schluchten bestehen, aber reiche Waldbestände durchschneiden. Eine der interessantesten war die den katarakten-reichen Grafenner Bach sperrende Novinger und Grafenner Klause im innersten Weerthale. Jetzt ist sie gleich den übrigen Klausen dieses einst so holzreichen Thales aufgelassen und nur die seeartig erweiterten Stellen des Baches geben Zeugniß von dem einstigen Vorhandensein dieser künstlichen Wasseranstauungen**).

Getriftet wurde früher fast aus allen Bergthälern Tirols. Seit man aber die Waldungen förmlich abrasirt hat, hörte in vielen Thälern mit der Entholzung auch das Triften auf. So ging es z. B. im Lechthal, wo sich die Holzleute der Umgegend (Hirnknechte) ehemals viel Geld verdienten. Vorzüglich aus dem Schwarzwasser- und Rothlechthal wurde Floßholz auf dem Lech getriftet***). In Weißenbach, zwei

---

*) Zappin (vintschg. zepaun, ital. zappa), Haue gebogener Art, Hobel mit eisernem Haken zum Aufheben der Holz- oder Steinblöcke. Schöpf a. a. O. S. 825. Schmeller a. a. O. 1. Aufl., III, 275.

**) Bei der Wiener Weltausstellung 1873 waren Modelle solcher Klausen im Pavillon des k. k. Ackerbauministeriums zu sehen. Vergl. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission von C. Payr. Innsbruck 1874, S. 28.

***) Vgl. auch Müller's Zeitschrift für Culturgeschichte. N. F. Bd. II, S. 621 ff.

Stunden ober Reutte, war ein Rechen angebracht, bei welchem entlang dem Klauſenwald, dann den Ortſchaften Heiterwang, Büchelbach bis hinab nach Lermoos viel tauſend Stämme abgelagert waren. Am Fernboden bei Naſſereit befand ſich dann das Rinnwerk, ſchiefwandige, hölzerne Canäle, von etwa vier Fuß oberer und zwei Fuß unterer Weite, in welche aus dem Fernbach Waſſer eingekehrt wurde, um das Holz über Naſſereit und Brennbüchl in den Inn hinabzuleiten. In angemeſſenen Entfernungen waren Leute aufgeſtellt, die Acht geben mußten, daß ſich die Rinnen nicht verſtopften. Jetzt iſt dieſe Holzlieferung über den Fern gänzlich aufgelaſſen. Dafür geht das Holz nach Baiern als Nutzholz und hat dadurch größeren Werth, weil es in's Ausland geht und zwar auf der natürlichen Waſſerſtraße, nämlich auf dem Lech oder als Bretterwaare per Achſe, während es im Inland blos als Brennholz zu ſalinariſchen Zwecken oder zur Deckung des Bedürfniſſes der Stadt Innsbruck diente, wofür ein ſehr geringer Stockpreis (d. i. der Werth des Holzes am Stock nach Abzug der Lieferungskoſten) ſich herausſtellt. Auch im Wippthale, das vor vierzig Jahren bedeutende Quantitäten Sudholz nach Hall lieferte, hat dieſe Holzlieferung aufgehört und werden gegenwärtig vorherrſchend lärchene Bau- und Nutzhölzer von holzbeſteckten Wieſen mittelſt der Eiſenbahn in Verkehr geſetzt. Dagegen wird in anderen Thälern noch viel getriftet*). So im Puſterthale auf der Rienz und Drau die ſogenannten Muſeln, das ſind ungefähr $12^1/_2$ Fuß lange abgeſägte Stämme, welche, um ſich nicht zu „verſtoßen", oben und unten abgerundet werden. Fährt man mit dem Bahn-

*) Talfr, Eveis (Aviſio), Paſſr, Lysmon und Prenten (Brenta), Aſtich (Aſtico), Banoy tragen Holz vil Centen. Tiroler Landreim a. a. O. S. 240.

zug von Bruneck gegen die Toblacher Haide und weiter, so kann man solcher Muselstöcke genug sehen. Im Unterinnthal wird viel Holz auf diese Weise aus den Seitenthälern heraus und weiter befördert, so außer Kufstein am Eingange des Kaiserthales auf die sogenannte Sparchner Länd, aus den Thierseer Forsten auf die Kieferer Länd und aus dem Zillerthale für die Kupferwerke von Brixlegg.

Originell ist die Art, wie auf dem Achenthaler See getriftet wird. Da werden die schwimmenden Baumstämme durch Weidenruthen, hin und wieder mit Benützung von eisernen Klammern in Kreisform oder verschiedenen Formen zusammengehalten und weiter geschoben.

Bedeutendere Mengen liefert das Seitenthal Brandenberg, welches die größten ärarischen Wälder besitzt. Jeder Bauer ist dort Holzschläger und kehrt nur am Sonntag nach Hause, während die Knechte und Mägde die Güter bewirthschaften. Die Brandenberger verstehen das Handwerk prächtig. Vor einigen Jahren machte der Forstrath Angelis den Versuch, italienische Holzschläger hineinzuthun. Aber obwohl diese bekanntermaßen die genügsamsten Arbeiter sind, konnten sie sich doch mit den einheimischen nicht messen, so daß man den Brandenbergern den Holzschlag zurückgeben mußte. Sie sind eben geborene Holzschläger und die kräftigsten Leute weitum. Als Nebenbeschäftigung treiben sie das Wildern; keiner geht in den Holzschlag ohne die Büchse mitzunehmen, die er unter dem Moos versteckt hält. Kommt dann der Abend, so geht er dem Wild nach. Das Holzschlägergeschäft daselbst ist sehr einträglich; die 40.000 Klafter Holz, welche jährlich auf der Brandenberger Ache herausgetriftet werden, bringen den Bewohnern dieses Thales 200.000 fl. Gewinn. Die Holzbauern sind aber auch stolz auf den goldenen Boden ihres Handwerkes und brüsten sich gern damit. Kam es doch schon vor,

daß Einer den Wirthshaustiſch mit Hundertgulbenzetteln bedeckte oder die Pfeife mit einem „Zehner" anzündete*).

Viel Triftholz liefert ferner, wie ſchon theilweiſe erwähnt, das Oberinnthal. Man bedient ſich dort, beſonders in den Schlagbezirken der früher genannten Holzknechte, wie ehemals im Lechthale, hölzerner Rinnen, der ſogenannten Lutten**), in die man Waſſer einkehrt und ſo das Holz herabtriftet. Eine ſolche Vorrichtung iſt am Tyrſchenbache, wo das Brennholz aus den äräriſchen Wäldern herabgeliefert und unter der Chauſſée durch bis in den Inn geleitet wird. Dies tritt gewöhnlich im Frühjahre ein, wenn das Waſſer im Steigen iſt, oder im Spätherbſt um Allerheiligen. Es iſt drei Schuh langes Fichten-, Föhren-, Tannen- und Buchenholz, das aus den ausgedehnten äräriſchen Forſten von See-

*) Ueber die Organiſation der Holzarbeit in Brandenberg verdanke ich Herrn Prof. Dr. H. J. Bidermann folgende intereſſante Mittheilungen: Um das Jahr 1780 waren bei der Brandenberger Holzarbeit für das Schmelzwerk zu Brixlegg und die Stadt Rattenberg, wobei die Bergdirection in Schwaz die Oberleitung hatte, 60 ſogenannte Bachmeiſter oder „Hauptgedinger" beſchäftigt, mit 58 Hackknechten, deren jeder beim Triften 20, beim Hacken 42 kr. Taglohn hatte. Im Jahre 1820 gab es dort 1 Trift-, 1 Klaus-, 3 Rott- (Rotten-) und 54 Bachmeiſter mit 50 — 70 Holzknechten. Die Bachmeiſter erhielten vom Aerar im Accorde für jede nach Brixlegg gelieferte Kubikklafter Holz 2 fl. 40 kr. R. W. Hackerlohn und hatten die Knechte im Aftergedinge unter ſich. Die Bezahlung der Arbeiter erfolgte mit Naturalien zum limitirten Preiſe „nach dem Bedarf der Mannesnahrung" und der Reſt mit barem Gelde. Das „Wälderbereitungsoperat" im Haller Salinenarchive vom Jahre 1459 enthält über Holzknechte ſpeciell nichts.

**) Bedeutet eigentlich Röhre. Vergl. Schmeller a. a. O. I, S. 1542.

feld und Scharniz kommt, und seinen Hauptcanal am Tyrschenbach hat oder, besser gesagt, hatte. Denn seit fünf Jahren wird wegen der Entholzung der früheren reichen Waldbestände in dortiger Gegend (im Geisthal) diese Lutte wenig oder gar nicht mehr benützt und ist in Folge dessen ziemlich „zerlattert". Desto mehr wird aus dem Engadin getriftet, wo sich viele Holzschläger aus dem benachbarten Vintschgau befinden*). Treffen aber zwei solche Triften zusammen, so wird die kleinere Trift, früher meistens die schweizerische, gekloben, die größere zum Unterschied in ganzen Prügeln verschwemmt. Am Innsbrucker Rechen wird sie dann, wie wir oben hörten, von den Hirnleuten aufgefangen.

Daß bei diesem Triften viel Holz verloren geht und sonst abhanden kommt, ist leicht begreiflich. Faule Stämme saugen das Wasser ein und sinken unter, hundert und hundert Prügel und Holzscheiter bleiben am seichten Ufer oder auf Sandbänken liegen und werden da von unberufenen Händen als gute Prise herausgefischt. Dies ist besonders der Fall, wenn das Wasser rasch steigt und rasch sinkt, wie bei anhaltendem Regen oder bei der Herbsttrift, wenn der Winter zu früh eintritt. Daher erfordert jede Trift eine sogenannte Nachtrift, das heißt, nachdem alles Schwemmholz im Wasser ist, fahren einige Trifter auf einer Zille nach und befördern mittelst langer Stangen und Grieshaken, je nach Umständen auch mit den Händen, das liegen gebliebene Holz wieder in's Fahrwasser.

---

*) „Der gwerbig Ynn auf Morgen tregt Gwin,
Thuet alles Holz gen Hall pringen,
Zum Salzsieden, Gott geb das Glingen."
Tiroler Landreim a. a. O. S. 238.

Anders geht der Land- und Waſſertransport des Bauholzes, deſſen Hauptſtapelplätze im Innthale Mötz*) und der Längenberg ſind. Wenn man auf der Chauſſée in's Oberland reiſt, ſo trifft man vor Telfs dieſen niedrigen Bergrücken, eine Halde, überſäet mit Maſſen mächtiger Baumſtämme, die in größeren und kleineren Partien daliegen. Es iſt größtentheils Fichten- und Buchenholz, während in Mötz Lärchenholz zur Verflößung gelagert wird. Erſteres kommt, gleich dem Brennholz, vorzüglich aus den vielen Theilwäldern von Leutaſch, wo es die Bauern ſelbſt während des Sommers ſchlagen, „marchen", und dann den Winter über, gewöhnlich um Lichtmeß, auf Schlitten und ſogenannten Brotzen, zweiräderigen Wägen, auf denen die Stämme hinten nachſchleifen, zum Verkaufsplatz bringen. Daſelbſt wird es in ſogenannten „Bruggen" — die ſchönſten Stämme natürlich oben — für den Holzmarkt aufgerichtet. Dieſer fällt gemeiniglich Ende April oder Anfangs Mai und wurde früher von der Berg- und Salinendirection in Hall beſtimmt, die auch ſeit dem Beſtehen dieſes Marktes (1640) bis in die neueſte Zeit das Verkaufsrecht ausübte**). An dieſem Tage kommen dann die Käufer und Verkäufer zuſammen und machen ihr Geſchäft ab. Der Käufer ſchlägt ſeine Marke auf die Bruggen und

*) Dieſer Platz iſt wohl im Landreim gemeint, wo es Seite 232 heißt:

„Myeminger-Pergs Holzkauf on Zal."

**) Ueberhaupt ging die ausgedehnteſte und ſorgfältigſte Organiſation der Holzarbeit in den Wäldern, für das Innthal nämlich, von der Haller Saline aus. Sie läßt ſich bis in's 13. Jahrhundert zurück verfolgen und nahm ſchon frühzeitig die Geſtalt an, der wir noch am Ende des 18. Jahrhunderts und noch ſpäter begegnen. Vgl. auch Tiroler Bote Jahrg. 1875, Nr. 119 ff.

unterhandelt mit den Flößern, die ihm um den bedungenen Preis die Waare auf dem Inn per Floß liefern.

Die Flöße werden vorzüglich in Telfs, Zirl und Magerbach gebaut*). Sie haben in der Regel Trapezform und die dreifache Länge der Stämme. Ein Floß muß fest gefügt sein, wenn es seinem Zwecke entsprechen soll. Man verbindet die neben einander liegenden Stämme durch zwei Querbalken, an denen erstere durch zähe Bastringe mittelst Holzzapfen angenietet werden. Die einzelnen Reihen hinter einander werden wieder durch Seile verbunden. Oft baut man doppelte Flöße, wenn der Wasserstand es erlaubt und das Holz weiter in's Unterland geschafft werden soll. In diesem Falle sind die beiden Böden meist durch eine Schicht von Cementkalk getrennt, da sie wegen ihrer Schwere zu tief gehen**). So ein doppelschichtiges Floß wiegt oft 80 Centner und hat gleich den einfachen vorn und rückwärts ein Ruder. Es braucht starke Männer, um ein solch unbehilfliches Fahrzeug, namentlich an Stromschnellen und Brückenpfeilern, zu dirigiren. Bei Untiefen sitzt oft ein Floß auf dem Sand auf. Da heißt es dann in's eisige Wasser springen und mit Hebeln oft zwei bis drei Stunden herumarbeiten, bis das Fahrzeug wieder flott wird. Am schlimmsten ist es im Mai, wenn das Wasser rasch steigt und man dann wegen seiner Trübheit die Rünste nicht sieht. Doch gehen die Flöße wohl auch schon früher, im März und April, wenn der Wasserstand günstig ist. Häufig

*) Die einzelnen Floßabfahrtsplätze nach der Ordnung stromabwärts sind: 1. Roppen, woselbst der Inn zuerst für Flöße schiffbar wird. 2. Magerbach. 3. Mötz. 4. Telfs. 5. Oberhofen (für das jenseits des Inns in den Wäldern von Pfaffenhofen ꝛc. gefällte Holz). 6. Längenberg. 7. Zirl.

**) Die Landesordnung vom Jahre 1577 verbot dreifache Flöße, um der Holzausfuhr und Waldschändung vorzubeugen.

werden ſie auch benützt, um ſogenanntes Nutzholz, z. B. Hacken- und Pickelſtiele, Felgen, Wagen- und Schindelholz, zu transportiren; ebenſo werden ſie oft mit kleinerem, ſogenanntem Bauernholz, demſelben was ſonſt per Achſe über Seefeld auf den Innsbrucker Wochenmarkt kommt, belaſtet. Der Oberinnthaler Bauer aber, wenn er allenfalls zu Markte will oder eine Wallfahrt unternimmt, bedient ſich nicht ſelten des Floßes als wohlfeiler Fahrgelegenheit und häufig hört man in Innsbruck einen Oberländer dem andern zurufen: „Oh! Lois, biſt o mit'n Fleaßle ohag'rutſcht?“ Das nimmt ſich dann ganz gut aus, wenn ſo ein volles Floß den Inn herabkommt, beſetzt mit Schützen oder anderem luſtigen Landvolk, wie es im bekannten Liede heißt:

Nur einmal noch in meinem Leben
Meine Heimat möcht' ich ſeh'n,
Nur einmal noch am heiter'n Ufer
Auf der Innbrück' möcht' ich ſteh'n.
Dort kommen Flöße mit luſt'gen Leuten,
Tiroler jodeln ſchon von Weiten:
Hulbiöh! ꝛc. — — —

Leider geſchehen oft genug Unglücksfälle und ich ſah ſchon manches zertrümmerte Floß herrenlos den Inn herabtreiben. „Jeſſes, da iſt ein Floß z' Grund gangen“, ſagen dann die Leute und ſchauen voll Entſetzen den Trümmern nach. Da ſchwimmt ein Graten, daneben ein Rückkorb, dort Kleinholz, oder es trägt gar die Welle auf- und abwiegend einen menſchlichen Leichnam daher.

In der Regel gehen zur guten Zeit täglich zwei bis drei Flöße. Es iſt, wie geſagt, Bauholz oder auch Ziegelholz und wird oft weit hinab in's Unterinnthal geführt. Letzteres gehört für die Ziegelöfen. Am Landungsplatz werden die Baſtringe aufgehackt, das Floß in ſeine Beſtand-

theile zerlegt, die einzelnen Stämme von Pferden an Ketten zum Ufer geſchleift und an den erhöhten Uferſtellen auf unterlegten Hölzern mittelſt Stricken in die Höhe gezogen. So eine Länd iſt in Innsbruck hinter dem Bierwaſtl, am Löwenhaus, in der Halleran unweit des Ziegelofens.

Die Floßleute ſtehen ſich, entſprechend der harten Arbeit, ſehr gut. Man zahlt ihnen z. B. von Mötz bis Innsbruck 5 — 6 fl., bis Rattenberg und Kufſtein ſogar 30—40 fl. Freilich müſſen ſie auch für das Holz haften, und das Fehlende wird ihnen am Gelde abgezogen. Gewöhnlich haben die Kaufherren ihre eigenen Flößer in den obgenannten Orten. Auf dem Rückwege benützen ſie häufig den Oberländer Stellwagen, wo ſie, halb beduſelt, oben auf dem Dache ſchlafen und ſich von der Sonne die in vielen Windungen um den Leib geſchlungenen naſſen Seile und ihr Gewand trocknen laſſen. Im Winter bleiben ſie zu Hauſe bei ihrer Arbeit. Patron der Flößer iſt Johannes von Nepomuk.

Die Fuhrleute.

Wenn man mit dem fauchenden Dampfroß über den Brenner fährt, begleitet einen faſt ununterbrochen die prachtvolle Brenner Chauſſée, die ſich bald rechts, bald links von Sill und Eiſak wie eine weiße Rieſenſchlange über dieſe gewaltige Thal- und Waſſerſcheide hinüberzieht. Dieſe wichtige Verkehrsader, welche Deutſchland und Italien verbindet, bietet jetzt einen gar traurigen Anblick. An die Stelle des regen Verkehrslebens, das hier Tag und Nacht wogte, iſt eine unheimliche Ruhe getreten, die mit der herrlichen Anlage der Straße, die vorzüglich aus militäriſchen Gründen noch gut in Stand gehalten wird, und mit den zahlloſen Wirthshäuſern und Gaſthöfen daran ſeltſam contraſtirt. Was ſollen dieſe großartig angelegten Herbergen für Menſchen und Thiere mit den geräumigen Stallungen und den rieſigen Weinſtuben? Frag' den Wirth, der, das grünſammtene Käppchen über der Glatze, griesgrämig auf der Hausbank ſitzt und mit einem ſtillen Fluch die puſtende Locomotive begrüßt, die an der jenſeitigen Berglehne eben mühſam heraufkeucht und deren langgedehnten ſchrillen Pfiff er täglich und nächtlich mindeſtens dutzendmal hören muß. Ich nehme ihm das Grollen auch nicht übel. Denn ſie allein iſt Schuld, daß ſein renommirtes Haus, die beſte Fuhrmannsherberge weitum im Land, nun vereinſamt daſteht,

während früher an die sechs, acht Gefährte und Landwägen stündlich vor ihm hielten, daß beinahe die Passage gesperrt war.

Ja, das waren in der That goldene Zeiten, als noch kein Bahnzug den Brenner von Innsbruck bis Bozen in fünf Stunden überfuhr. Wagen an Wagen, hochbelastet mit Wein, Salz oder Colonialwaaren, oft mit zwanzig und mehr Doppelgespannen, zog da vorbei, und jeder Fuhrmann hielt an, und jeder trank seine Maß Rothen und warf die klingende Münze auf den eichenen Tisch. So ein Fuhrmann war aber auch ein flottes Haus. Hättet ihr ihn nur gesehen, den Gamper Jörgele in seiner blauen Blouse, das runde Filzhütl mit der brennrothen Nelke keck auf's Ohr gedrückt, wie er mit seinen sechs Gäulen umzugehen und sie mit Uit und Wißt und Hott anzufeuern wußte, und die Geißel lustig knallen ließ, wenn er wieder an ein Gasthaus lustig angefahren kam:

„Bin i net a lustiger Fuhrmannsbua,
Bin i net a lustiger Bua,
Fahr' Stadtl aus, Stadtl ein,
Schau'n mir die Madlen alle zua."

Hei! wie da die Knechte und Vorspannknechte sprangen und die dampfenden Rosse fütterten und tränkten, und die schmucke Rosel den saubern Burschen bediente und ihm den köstlichen Etschländer krebenzte. Was Wunder! setzte es ja für jeden einen blanken Silbersechser Trinkgeld ab.

Dieses Fuhrmannsleben muß wirklich etwas Bezauberndes haben, und das alte Sprichwort: „Ein alter Fuhrmann hört gern schnalzen," hat seine volle Wahrheit. Jeder erzählt gerne von seinen Fahrten, die er in's Unterland gemacht, oder über den Arlberg oder hinein in's sonnige Etschland. Auf den Schwager Postillon blickt er mit einer

gewiſſen Verachtung, als auf leichte Waare, herab, oder beſſer geſagt, hinauf und ſo willig er einem entgegenkommenden ſchweren Fuhrwerk „ausſtellt“, ſo ungern macht er einem ſolchen uniformirten Windbeutel Platz. Was iſt aber auch ſo eine vorbeiklappernde Poſtchaiſe für ein windiges Ding gegen ſeinen würdevoll und majeſtätiſch einher ächzenden, ſechzig Centner ſchweren Landwagen, der ſein gutes Geld gekoſtet hat, und deſſen detaillirte Beſchreibung kein geringes Kunſtſtück iſt.

Man unterſcheidet ſogenannte Kipf- und Bruggen- (Brücken-) Wägen. Erſtere ſind die ältere Art, gegenwärtig kommen mehr die letzteren in Anwendung, beſonders zu den Weinfuhren im Etſchland. Bei beiden haben die faſt mannshohen, mit 10‴ dicken eiſernen Reifen beſchlagenen maſſiven Räder*) zur Schonung der Straßen die geſetzliche Breite von 5″ und laufen an centnerſchweren Achſen aus Eiſen und Rothbuchenholz. Auf dieſen und mit ihnen durch eiſerne Bänder und Nieten verbunden, ſitzt der „Achſenleib“ (Achſenbalken) mit der eiſenbeſchlagenen und vom feſten „Reib-“ oder „Satznagel“ durchbohrten „Achſenſchale“, durch welche beim „Vordergeſtell“ oder „Vorderwagen“ die 11′ lange „Stange“, d. i. Deichſel geht. Dieſer entſpricht beim „Hinterwagen“ die von Seitenſpeichen geſtützte „Langwid“ **), gewiſſermaßen die Deichſel des Hinter-

*) Die vorderen Räder haben einen Durchmeſſer von 3½′, die hinteren von 4′.

**) Langholz, vom ahd. faſt verſchollenen Worte witu, Holz, mhd. lancwit. Vergl. Lexer, Mittelhochd. Wörterbuch. Leipzig 1872, I, S. 1820. Schöpf a. a. O. S. 366; Schmeller a. a. O. I, S. 1490; Kehrein, Volksſprache und Volksſitte in Naſſau. Bonn 1872, I, S. 255, 447. Vilmar, Idiotikon von Kurheſſen. Marburg 1868, S. 452.

geſtelles, welche unter dem Wagen hinläuft, mittelſt des Reibnagels eingehängt wird, und ſo den Vorderwagen mit dem Hinterwagen verbindet. Gleichwie die Deichſel in ihrer gabeligen Verlängerung unter dem Wagen in die „Reibbank“ oder den „Kranz“ mit dem „Reibſcheit“ ausläuft, damit ſie, am Wagen anſtehend, in wagrechter Lage bleibe, ſo trägt die „Langwid“ in ihrer Verlängerung nach rückwärts das Gewinde für die hinteren „Schleifen“ oder den „Schrepfer“, auch „Trieb“ genannt, zur Hemmung des Gefährtes bei „treibender“ Straße.

Bis dahin ſind ſich nun Kipf- und Brückenwägen in der Conſtruction ziemlich gleich. Der Unterſchied beginnt erſt mit der Verladefläche. Bei den Kipfwägen folgen nämlich nun als Unterlage dieſer die auf die Achſenſchale aufgeſetzten beiden Kipfſtöcke (Rungenſtöcke) mit den Kipfen oder Kipfhölzern*), vier unter einem ſtumpfen Winkel aufſtehende, in den Kipfſtock und bei dem Hintergeſtell auch in den Achſenſtock eingefügte Rungen oder Pflöcke, um die Laſt des Wagens zu umſpannen. Der Vorderkipfſtock iſt am Satznagel eingehängt, oder beſſer geſagt, letzterer wird durch ihn, ſowie durch die Langwid und Achſelſchale durchgeſteckt, um die Drehung des Vordergeſtelles zu ermöglichen; der hintere ſitzt feſt. Die zwei vorderen und hinteren Kipfen ſind durch die zwei „Heb-“ oder „Eintragſtangen“ **) verbunden. Ueberdies ſind die beiden hinteren durch die ſogen. Luichſen***) geſtützt, eiſerne Stemmleiſten, welche an der Achſe vor dem

*) Mhd. kipf, eigentlich Stange. Vgl. Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochd. Wörterbuch I, S. 820; Grimm, Wörterbuch V, S. 780; Schmeller a. a. O. I, S. 1273.

**) Bei Schmeller a. a. O. II, S. 433 „Schanz“ (?).

***) Leuchſen (ſteiriſch). Schmeller a. a. O. I, S. 1428; Schöpf, S. 402.

Rade eingehängt sind und mit diesem durch den „Luner“ *) oder Vorsteckнagel vor dem Abgleiten versichert werden. Auf diesen beiden Kipfstöcken und zugleich theilweise auf der Langwid aufliegend, ruht die eigentliche Verladefläche, die „Lad“ oder „Schanz“, auf welche die Kisten und Fässer mit Stricken und Ketten befestigt werden. Sie ist von den zwei „Ladbäumen“ umgränzt, an den beiden Enden mit Eisenklammern zusammengeschnürt und in der Mitte etwas gesenkt. — Bei Brückenwägen liegen auf dem Achsenleib zwei „Leiterbäume“ (Langbäume), auf diesen vier oder mehr „Träger“ oder Querbalken, darüber wieder vier Leiterbäume und darauf erst die „Brücke“, welche in der Mitte gesenkt und auf allen vier Seiten mit einem erhöhten Rande umgeben ist. Die normale Breite der Brücke beträgt $5^1/_2$', die Länge $16^1/_2$', somit der Flächeninhalt $90^3/_4$'. „Luichsen“ sind auch bei den Brückenwägen an dem Hintergestell angebracht.

Zur Ausrüstung eines wie immer construirten „Landwagens“ gehört ferner die „Pritsche“ oder „Hutsche“, die an vier Ketten unter dem Wagen hängt, und den angeketteten Koffer mit den nöthigen Kleidungsstücken und Werthsachen des Fuhrmanns enthält, zugleich die Wagenwinde, Ketten, Stricke ꝛc. Gewöhnlich hat auch hier der große Haushund, welcher heimlich mitgegangen ist, als ernster und treuer Begleiter seinen Platz und schaut knurrend und drohend heraus. An einer geschützten Stelle unter der Deichsel hängt noch die große Laterne und an der „Langwid“ oder an der „Schanz“ der schwere eiserne Radschuh.

So viel über den Wagen **).

*) Mhd. lun, starkes fem. die Lünse. „Laun“ (steirisch).

**) Das zum Bau solcher Wägen verwendete Holz besteht für Achsen in Rothbuchenholz (über das Kreuz gespaltene Stammenden,

Für die Verladung gibt es in Städten bei den Spediteuren eigene Leute, Praxer oder Aufleger genannt, bärenstark und kotzengrob, deren Amt viel Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Die aufgethürmte Ladung wird an der vorderen und hinteren Seite gerade abgeschlossen. Ueber den ganzen Aufbau von Fässern oder Kisten kommt eine Strohdecke und darüber eine Plache (Leinwand), welche vorn und rückwärts in Falten gelegt und stark angespannt wird. An der Front sieht man nicht selten ein rundes Mariahilfbild oder einen Kranz hoch oben befestigt. Weinwägen, auf deren Verladung man besondere Sorgfalt verwendet, ziert ein grüner Tannenwipfel oder ein Strauß von den rothen Beeren der Bärentraube (Arbutus uva ursi). Die Frachtwägen, welche über den Brenner fuhren, durften eine gewisse Höhe nicht überschreiten, sonst konnte ihnen der unliebsame Fall passiren, vor dem niedrigen Stadtthore von Sterzing Halt machen zu müssen. Der Fuhrmann hatte dafür ein Maß an seinem Geißelstecken, den er auf seine Schulter stellte. Ueberragte dieser den Wagen, so durfte er sicher sein, ungehindert passiren zu können.

Daß nun zum Fortbewegen einer solchen Last, wie sie ein schwerbeladener Landwagen repräsentirt, eine bedeutende Kraft erforderlich ist, versteht sich von selbst. Man wählt hiezu große und starkgebaute Pferde der Pinzgauer Race, vorzüglich für die Deichselpferde, das „Sattelroß" und das „Handroß" (Hanter), da auf ihnen die Lenkung des Wagens

---

wobei der Kern weggenommen wird); für Wagendeichsel und Leiterbäume wird gewöhnlich Birkenholz genommen, doch auch Eschen, Ulmen und junge Eichen. Die Naben der Räder bestehen aus dem Holze der beiden letztgenannten Bäume; die Speichen werden aus Kernholzpflöcken der Eichen und Eschen gespalten; die Felgen sind aus dem „Spaltholz" der Rothbuche. Ein solcher Wagen kostet bei 140 fl.

beruht. Dieſe ſind daher gewöhnlich ſogenannte Ganze oder Hengſte und bilden den Stolz des Beſitzers wie des Fuhrmannes, der ihnen auch beſondere Pflege angedeihen läßt. Jeden Morgen werden ſie friſch geſtriegelt, ihre Geſchirre öfter geputzt und geſchwärzt. Ihr Kummet iſt mit reicherem Meſſinggehänge (Scheiben) geziert; auch prangt an der breiten ledernen Zugleine die meſſingene Namensſchiffre des Eigenthümers. Ueberdies iſt am Kummet ein Dachsfell und ein rother „Wiſchfetzen" befeſtigt. Erſteres ſoll ſich aus der Zeit herſchreiben, als noch die Straße durch dunkle Forſte führte, in denen blitzäugige Luchſe lauerten und den vorbeiziehenden Pferden in's Genick ſprangen. Jetzt iſt beides nur mehr Zierde, gleich dem traditionellen Sattel, den das Sattelroß trägt und der nie benützt wird, und dem Meſſingkamm und Badeſchwamm, die an den Kummeten der Deichſelpferde angebracht ſind und die Reinlichhaltung der Thiere ſymboliſch andeuten ſollen.

Ueberhaupt laſſen ſich die wohlhabenden Fuhrwerksbeſitzer, gewöhnlich reiche Wirthe oder Großbauern im Unterinnthal, die Ausſtattung der Geſpanne viel koſten, und ſehen es gern, wenn auch der Fuhrmann, dem ein ſolches Gut anvertraut iſt, ſauber zuſammengeſtellt iſt und ihrem Namen Ehre macht. Dieſer putzt ſich daher für jede „Reiſe", beſonders für eine größere nach Italien oder in die Schweiz, fein ſauber und nett heraus. Sein blaues Fuhrmannshemd, das er über den Kleidern trägt, muß ſchön geſteppt und ausgenäht ſein und hat um ſo größeren Werth, wenn es ſein Dirndl gemacht hat. An beiden Seiten befinden ſich kleine Bruſttaſchen; aus der einen ſchaut die ſilberbeſchlagene Pfeife, aus der andern der gefüllte Tabaksbeutel heraus. Auf dem keck zur Seite gedrückten breitkrämpigen Hute mit der goldenen Schnur und den ſchweren Quaſten prangt ein Sträußl

von einem dicken „Nagerl“ (Nelke) und einem Rosmarinzweiglein, das ihm die Kellnerin in der letzten „Stellung“ (Nachtquartier) hinauf gesteckt hat. In der Hand führt er seine Waffe, die „Geißel“. Der lange biegsame Stecken ist aus dem elastischen Splintholze des Zürgelbaumes (Altis australis) geschnitten und trägt die eigentliche, mit „Lärget“ gewichste Geißel, welche in die sogenannte „Schmitze“ ausläuft, eine vorsichtig angedrehte dünne Schnur, mittelst welcher er das beliebte „Schnellen“ producirt.

Das ist nun freilich eine helle Freude, wenn das „Zeugl“ so zusammenpaßt. Wohin er kommt, staunt man seine herrlichen Gespanne, sein ganzes Landfuhrwerk an; überall nennt man mit des Besitzers Namen auch seinen: „Heut' ist wieder des Söller-Posttwirths Hansel auf der Reis'“, heißt es dann von Dorf zu Dorf, von Wirthshaus zu Wirthshaus.

Der Fuhrmann, meistens ein Wirthsknecht, muß nicht nur ein kräftiger und gesunder, sondern auch ein äußerst verläßlicher und besonnener Mensch sein, der auf die anvertraute Habe, die oft einen sehr bedeutenden Werth repräsentirt*), wohl Acht hat. Vor Allem aber muß er ein guter „Rosser“ sein, d. h. mit den Pferden gut umzugehen wissen und sie nicht überanstrengen, sondern lieber Vorspann benützen, wo und wann es noth thut.

Diese sogenannte Vorspann ist ein ganz eigenes Institut, das so enge mit dem Fuhrmannsleben zusammenhängt und zugleich ein so wichtiger wirthschaftlicher Factor der betreffenden Gegend ist, daß es nicht übergangen werden darf. Höchst selten nämlich genügt die Zugkraft der eigenen Pferde; denn

*) Ein solcher Landwagen trägt oft 120 „Uern“ Wein. Eine Uern faßt durchschnittlich 54 Maß.

die Alpenstraßen sind meist „stickel“ (steil) und zur Höhe des Brenners und Arlberges oder der Toblacher- und Malserhaide ist es weit hinauf. Deshalb wurden und werden überall an solchen Straßenzügen „Fürsetzpferde“ mit eigenen „Rossern“, den sogenannten Fürsetzern, gehalten und zwar in einzelnen Gasthöfen vom Wirth, auf Dörfern von den Bauern. Der Preis für die Vorspann ist nach einer genauen Taxe festgestellt und beträgt bei schwererer Belastung oft sehr viel. So zahlte man z. B. für die Strecke von der Triumphpforte in Innsbruck, wo beim Gamperwirth schon die Vorspann anfing, bis zum Schönberg, also beiläufig zwei Stunden weit, einen Gulden per Roß. Die Herbeischaffung der benöthigten Vorspannpferde ist Sache des „Dorflehners“. Dieser geht der Reihe nach zu den betreffenden Bauern „Fürsetzansagen“, d. h. zu melden, daß ein herannahendes Fuhrwerk Rosse bedürfe. Dafür erhält er von Seite der Bauern, wie des Fuhrmannes die bestimmte Entlohnung. Wehe, wenn er einen aus der Reihe überspringt, sowohl von den Bauern, als von den „Rossern“; denn auch für diese fällt außer der freien Zehrung ein gutes Trinkgeld, ihr eigentlicher Lohn, ab, der selbstverständlich sofort in die Kehle rinnt.

Diese mitgehenden „Fürsetzer“ sind abgefeimte Kerle, die Tag und Nacht nie nüchtern werden und schon manches junge Fuhrmannsblut durch Trunk und Spiel auf Abwege gebracht haben. Wo nur „der liebe Herrgott den Arm herausreckt“, wird eingekehrt und ist der Aufenthalt länger, Wein ausgekartet. Freilich ist es keine Kleinigkeit, in der glühenden Sonnenhitze stundenlang neben den dampfenden Pferden herzutraben und den aufwirbelnden Straßenstaub einzuschlucken oder im Winter beim wildesten Schneegestöber und eisiger Kälte die ermatteten Rosse anzufeuern. Darf man es ihm dann verübeln, wenn sich im Verlaufe des Tages die Wein-

ſeidel „zuſammenläppern", wie beim Sternhanſel in Schwaz, der durchſchnittlich im Tag zweiundzwanzig Halbe trank. Zudem muß der Fuhrmann auch aus anderen Rückſichten öfter „ſtellen", beſonders bei einer „Reiſe" nach Südtirol, in's „Land", um ſich die „Freundſchaft" der Wirthe zu erhalten, falls ihm oder Roß und Wagen etwas zuſtoßen ſollte, z. B. ein Schrepfer bräche o. dgl. Längerer Aufenthalt iſt in der Regel nur bei jenen Wirthshäuſern, wo Mittags abgefüttert wird, oder wo der Fuhrmann die eigentliche „Stellung" hat, d. h. übernachtet. Gewöhnlich ſind es beſtimmte Herbergen, wo „geſtellt" wird, altberühmte Fuhrmannswirthshäuſer, landbekannt durch ihren köſtlichen Wein und ihre nahrhaften „Fuhrmannsmahlelen"; ſo z. B. der Gamper in Innsbruck, die Poſt auf dem Brenner, das Kreuz in Brixen. Berühmt waren auch die vier „Nagelewirthe" in Steinach, Gries, Mauls und Sterzing, die Schinkenvorräthe hatten, daß drei bis vier Fuhrleute hätten darin ſtehen können.

In ſolchen Herbergen nun, in denen der Fuhrmann die gewohnte „Stellung" hat, erfreut er ſich aber auch einer Aufnahme, wie kein Graf eine beſſere erhält*). Schon von Weiten wird das luſtige Geißelknallen, womit er ſeine abendliche Ankunft meldet, vom Haushund mit lautem Bellen und vom dickleibigen Wirth mit freundlichem Willkommgruße erwidert und wenn er in die matterleuchtete Stube tritt, findet er ſchon die Maß Rothen auf den großen Tiſch ge-

*) Die „Fuhrmannsmahle", von denen ſchon im 16. Jahrhundert in der Verbindung mit „Herren- und Dienermahl" oft die Rede iſt, ſind eigentlich Ausdruck für ein beſcheidenes Mahl, das nicht viel koſtete. Trotzdem ging es dabei gut her. Man bekam 3—4 Speiſen und eine Halbe Wein. Der Preis hiefür war vor 20 Jahren 40 — 50 kr. alte Währung. In Bozen koſtete es 48 kr.; in Prutz war es am wohlfeilſten, nämlich 36 kr.

ſtellt, während der Knecht draußen die müden Roſſe verſorgt. Da geht es nun an's Ausfragen und Erzählen. Auch luſtige Geſellſchaft fehlt nicht. Meiſt ſind ſchon andere „ſtellende" Fuhrleute da, oder halbbeduſelte „Fürſetzer", die morgen mitfahren und ſchon heute ihr zu erwartendes Trinkgeld verputzen. Der eine oder andere Knecht ſchlägt wohl auch die Zither, an lebfriſchen Dirnen iſt in ſolchen Herbergen ohnehin kein Mangel und ſo wird denn oft die halbe Nacht getanzt, getrunken und geſungen, daß es ärger zugeht, wie im ewigen Leben. Schlimmer iſt es, wenn ſie hinter's „Weinauskarten" kommen, eine Hauptpaſſion der „Fürſetzer" und Falſchſpieler, die es beſonders auf junge und im Spiel unerfahrene Fuhrleute abgeſehen haben. Da graut dann freilich oft faſt der Morgen, bis unſer Unterländer Hanſel kopfſchwer und halb ausgeſäckelt ſein Neſt aufſucht, um wenigſtens ein paar Stunden zu ſchlafen. Ein Glück noch, wenn Tags darauf Sonntag iſt, wo er wegen der Frühmeſſe erſt ſpäter aufzuſtehen braucht. Aber das macht einem jungen luſtigen „Fuhrmannsbua" blutwenig; weiß er ja, daß er bei der nächſten Stellung während des mittäglichen Fütterns ein Schläfchen machen kann.

Im Sommer um drei Uhr Früh, im Winter um fünf Uhr muß er ſchon wieder reiſefertig ſein. Es braucht zwar immer ziemlich lange, bis Alles in Ordnung iſt. Bald ſäumt der Knecht, bald der Lehner oder der Fürſetzer. Auch das ſchöne Katherl läßt ſich Zeit mit dem Aufſtehen, denn ſie iſt Abends erſt ſpät in's Bett gekommen, und läßt den guten Hanſel unter ihrem Fenſter ſchnalzen und ſingen:

„Dirndl ſteh' auf, leg's Kitterl an,
D'Fuhrleut ſein drauß und fuettern ſchon."

Sie antwortet:

„Laß ſie nur fuettern, hat no Zeit,
Hab'n krumpe Rößlan, fahr'n net weit*)."

Aber endlich muß ſie doch heraus, um mit verſchlafenen Augen den Frühkaffee zu kochen für die Fuhrwerker. Dieſe ſtehen bereits im blauen Kittel und die Geißel bei Fuß um den großen eichenen Stubentiſch bei einer Flaſche Rothen,

---

*) So lauten die zwei erſten Strophen eines weitverbreiteten längeren Wechſelgeſanges, von denen ich noch folgende kenne:

Sie. I' ſteh' net auf, laß Di' net ein,
Du könnt'ſt heut z' Nacht mein Unglück ſein.

Er. Und wenn i' Nachts bei' Unglück bi',
I wär' im Stand und heurath' di'.

Sie. Wärſt du's im Stand und heurath'ſt mi',
I wär' im Stand und ſch— auf di'.

Er. I kenn' a Henn', a tſcheketi (gefleckt),
Die wär' im Stand und pecket di'.
U. ſ. f.

Es ſind, wie man ſieht, ſogenannte Fenſterreime, ähnlich den „Gaſſelreimen", die die gewöhnliche Einleitung des „Fenſterlens" bilden.

Ein anderes Fuhrmannslied lautet:

Guat G'ſundheit, ſagen d' Fuhrleut',
Wenn's geht, ſo geht's guet,
Wenn's ſteh' bleibt, ſagen's öha!
Weil's nimmermehr thuet. (Steiriſch.)

Hübſch iſt die Schlußſtrophe des oben S. 76 citirten Liedes:

Hausknecht! ſpann' meine ſechs Rapplen ein!
Kellrin! trag' außi mein Huet!
Itz müß'n mer (wir) wieder weiter fahr'n,
's Dableiben thuet amol ka' guet.

die der Knecht geholt. Herinnen im niederen dunſtigen Raume iſt es noch halbdunkel, aber draußen glüht ſchon das Frühroth an den Bergkuppen und ſingen die Finken ihr Morgenlied. Raſch wird nun der Kaffee hinabgeſchüttet und hinausgegangen. Nur das Katherl hat noch eine Herzensangelegenheit dem Hanſel anzuvertrauen. „Das da, das Briefel", ſagt ſie, „gibſt dem Brugger Lois in Burgeis, wenn d'fürfahrſt." „Ja i komm' erſt in ſechs Wochen auf der Herreiſ' in's Vintſchgau und vielleicht heuer gar nimmer." „Nu dann gibſt's ihm halt im nächſten Langes (Lenz), wenn d' ſo gut biſt." „Auch recht", ſagt der Hanſel und ſchiebt das Briefel in die alte lederne Taſche.

Nun aber wird Ernſt. Die Pferde werden angetrieben und unter einſtimmigem hü, hüo, wißt! ſetzt ſich ächzend und krachend der Wagen langſam in Bewegung. „Glückliche Reiſ', gut Weg", ſchallt es den Fortziehenden nach. Die Morgenluft weht kühl und prickelnd, ſo daß ſelbſt bei den abgehärteten Fuhrleuten keine behagliche Stimmung aufkommen will; bald aber ſteigt die ſtrahlende Sonne über die öſtlichen Berge und bringt Leben in die Gegend und in die ſchweigſam dahinſchreitenden Geſtalten. Fuhrleute und „Fürſetzer" geſellen ſich zuſammen und bald iſt der wandelnde Heimgart in vollem Gange. Der „Fürſetzer" kramt alle Dorfneuigkeiten aus, Liebſchaften, Scandalgeſchichten ꝛc., der Fuhrmann ſeinerſeits ſäumt nicht, das Gehörte in allen Herbergen, in die er kommt, weiter zu erzählen. So kommt der Dorfklatſch durch's halbe Land. Unter fröhlichem Lachen und Scherzen geht es an üppigen Niederungen vorbei, mit Gehöften beſäet, durch ſchattige Wälder, durch unheimliche Thalöden, bis wieder ein Gaſthaus winkt, wo eine ſaubere Kellnerin ſchenkt oder ein freundliches Dorf oder ein luſtiges Städtchen, wo man gut „ſtellen" kann.

So verlaufen die normalen Tage des Fuhrmannes, wenn kein Unfall die Fahrt stört und Weg und Wetter ihr günstig sind. Aber nicht immer geht Alles nach der Schnur. Wenn lange Regengüsse die Straßen erweicht haben und grober Schotter die Zugkraft der Pferde lähmt, daß der Wagen nur „kriecht", besonders bei steil ansteigender Straße, das sind dann unliebe Momente für Fuhrmann und Pferde. Wenn nur nicht „gefuxt" wird, d. h. wenn nur das Fuhrwerk nicht stecken bleibt, was nur zu häufig vorkommt. In solchen Nothlagen, wo Schmeicheln und Fluchen nichts mehr hilft, um die Last weiter zu bringen, sind dann die Pferde, besonders bei unerfahrenen und rohen „Rossern" sehr zu bedauern. Die lange Geißel saust unbarmherzig auf ihre fetten Rücken, daß sie Tage lang die geschwollenen Striemen zeigen. Ueberdies macht sie das Schelten und Schlagen der Fuhrleute ganz störrig. Das Fluchen gehört übrigens zum Fuhrmannshandwerk; es heißt nicht umsonst: „Du fluchst, wie ein Fuhrmann." Von der Nothwendigkeit dieser Tradition mußte sich auch einmal der ehrwürdige Abt des Prämonstratenser Klosters in Wilten überzeugen. Er sah längere Zeit einem fluchenden Fuhrmanne zu, wie dieser eben „fuxte". Es wollte nämlich gar nicht weiter gehen. Nachdem der Fuhrmann die ganze Litanei seiner kräftigsten Flüche verschwendet hatte, trat der Abt zu ihm und rieth ihm, er möge doch auch im Namen der Muttergottes und der Heiligen probiren, vielleicht gehe es sodann. „Ich will's versuchen, Gnädiger", war die Antwort. Die Peitsche gesenkt, die Pferde mit der Hand sanft streichend, ruft er: „Im Namen der hl. Muttergottes hü, im Namen der hl. Muttergottes und aller Heiligen hü, hüö!" Es geht aber nicht; kein Rad rührt sich. Nun aber, verschmitzt lächelnd, schwingt er kräftig die Peitsche, und unter donnernden Flüchen: Himmel, Herrgott, Kreuz-Sacra-

ment, bei allen Teufeln! ſetzt ſich unter dem Lachen des Abtes der ſchwere Wagen in Bewegung.

Ein erfahrener Fuhrmann „fuxt" ſelten; denn er nimmt immer ausreichende „Fürſetz", um ſeine Pferde zu ſchonen und, wenn es einmal geſchieht, ſo ſieht er ſich gleich um Aushilfspferde um. Nur die geizigen Fuhrleute fuxen oft. Die Thiere, beſonders die Roſſe, zu ſchinden, iſt auch nach dem Glauben des Volkes eine große Sünde. Dem Brandelſeppel — es iſt zwar ſchon lange her — iſt ganz recht geſchehen, ſagen die Fuhrleute, daß ihm Roſſe und Wagen in tauſend Trümmer gegangen ſind, er hat die Roſſe zu ſtark geſchunden und war zu geizig. Auf einer Reiſ' wollte nämlich dieſer Fuhrmann, wie noch die alte Straße über den Schöuberg gegangen iſt, denſelben ohne „Fürſetz" hinauffahren, doch am Fuxeck iſt er nicht mehr weiter gekommen. In der höchſten Noth gelobt er nun den vierzehn Nothhelfern, wenn ſie ihm hinaufhelfen wollten, eine hl. Meſſe leſen zu laſſen. Und ſiehe da, nach großer Mühe kommt er hinauf. Nun, heroben bin ich, denkt er ſich; was brauchen die vierzehn Nothhelfer eine hl. Meſſe, ſie ſind ſo ſchon im Himmel. „Alle Vierzehne aufgenarrt!" ruft er und ſchwingt ſein Hütel. Aber dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Bei der Hinabfahrt vom Berge brach die Sperrkette und Roſſe und Wagen ſtürzten in die Tiefe zur ſchäumenden Ruez.

Doch das Fuchſen iſt nicht das ärgſte Malheur, das einen Fuhrmann bedroht. Es kann der Wagen umfallen, wenn beim Ausfahren eines Riebes die lange Reihe der Geſpanne nicht vorſichtig geleitet wird. Sogar über die Straße kann das Fuhrwerk hinausgerathen. Eine ſolche Gefahr iſt beſonders im Winter zu befürchten, wenn man wegen zu geringen Schnees die „Schloapſen" (Schlittenkufen) nicht anwenden kann und der Wagen bei trockener Kälte auf der

„glunigen“ (glatten) Straße fortwährend „hin- und herſchlenzt“ (gleitet). Mancher bekränzte Weinwagen iſt ſchon auf dieſe Weiſe ſammt den Pferden über den Straßenrand hinausgerutſcht und der edle Etſchländer der geſprungenen Fäſſer färbte weithin blutroth die ſchneeigen Lehnen. Aber auch den Fuhrmann ſelbſt kann leicht ein Unglück treffen. Manch' „luſtiger Fuhrmannsbua“, der noch vom letzten Gaſthaus übermüthig knallend fortzog, wurde eine halbe Stunde ſpäter von nachkommenden Fuhrwerkern zermalmt unter den Rädern hervorgezogen. Nicht umſonſt ſteht über der Thüre des weitbekannten Fuhrmannswirthshauſes „zur Schupfen“ an der Brennerſtraße der ſchöne tiefernſte Hausſpruch:

Ich leb', weiß nicht wie lang,
Ich ſterb' und weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin.

Wer denkt da nicht an die Mahnung des Sangaller Mönches: Media vita in morte sumus.

Doch zum Glück überwiegen die fröhlichen Stunden die traurigen, was beſonders an den Jahresfeſtzeiten des Fuhrmannes der Fall iſt, nämlich am Chriſttag, Oſterſonntag und Portiuncula (1. Sonntag im Auguſt). Dieſe drei Tage ſind, wie das Volk ſagt, ſelbſt zum Beten zu heilig, um ſo weniger darf ſie der Lärm eines ſchweren Fuhrwerkes entweihen. Der Fuhrmann verwendet ſie daher in echt chriſtlichem Sinne zum luſtigen Leben. Der Wein fließt förmlich in Strömen, vorzüglich um Weihnachten, wo ſich die Raſt auf mehrere Tage erſtreckt. Am Sanct Stephanitage macht der Fuhrmann mit der Kellnerin und dem Hausknecht eine luſtige Schlittenfahrt in eines der Nachbardörfer. Dort wird dann gegeſſen und getrunken, was Platz hat. Bezahlen muß nach altem Brauche der Hausknecht, als Revanche für die

reichlichen Trinkgelder, die das Jahr über in ſeine Taſche floßen. Gewöhnlich richtet der Fuhrmann ſchon lange vor der Zeit ſeine Fahrt ſo ein, daß er um Weihnachten ſich dort aufhalten kann, wo er ſein Dirndl, oder in jenem Wirthshauſe, wo er es auf die ſchmucke Kellnerin abgeſehen hat*).

*) Ueber die Kellnerinnen in Fuhrmannsherbergen, die einen eigenen Typus haben, über ihr Verhältniß zu den Fuhrleuten, ſowie über eigenthümliche uralte Formen und Gebräuche, die ſie beobachten, z. B. ihr merkwürdiges Rechnen mit römiſchen Ziffern ꝛc., ließe ſich ein ſelbſtändiges, nicht unintereſſantes Capitel ſchreiben.

Die Botenleute.

Ein den Fuhrleuten verwandtes Communicationsmittel, doch von untergeordneter Gattung, sind die Botenleute. Sie vermitteln den Verkehr zwischen den Dörfern und Weilern bis hinein zu den abgelegensten Thalwinkeln mit den Marktflecken und Städten. Dabei kann man füglich ein Groß- und ein Kleingeschäft unterscheiden. Ersteres wird durch Männer versehen, welche größere Ladungen mittelst Roß und Wagen in die entfernteren Thäler schaffen; letzteres ist Sache der sogenannten Bötinnen. Wir wollen uns das Treiben einer solchen Dorfgröße näher ansehen.

Diese Bezeichnung verdient die Bötin in der That.

Durch ihre Hand geht der Kaffee und Zucker der Bäuerin, die Kleidungsstücke und Putzsachen der Dirnen, die Pfeifen und Tabaksbeutel der Burschen ꝛc. Zwar gibt es fast in jedem Dorfe einen Kramladen, wo man nebst den Colonialwaaren auch alle möglichen anderen Dinge bekommt; dennoch zieht man es gewöhnlich vor, sich dieselben aus der entfernten Stadt bringen zu lassen, und das aus einem triftigen Grunde. Beim Krämer muß nämlich das Geld bar erlegt werden, während man mit der Bötin einen Tauschhandel eingehen kann. Dies taugt besonders der Bäuerin ausnehmend gut. Ein altes Herkommen spricht den Hausfrauen das Federvieh und dessen Producte, also vor Allem die Eier, als Eigenthum zu, von denen deshalb so wenig

als möglich zum Kochen verwendet wird. Die Eier nun ſind das beliebteſte Tauſchmittel. Die Bötin berechnet die Waare natürlich nach einem niedrigen Preiſe und ſchlägt ſich bei dem Geſchäfte immerhin etwas heraus*). Das dem Bauern für die eingetauſchten Gegenſtände: Zucker, Kaffee u. dgl. aufgerechnete Geld fällt in die Taſche der Bäuerin. Häufig ſoll auch die rechte Hand nicht wiſſen, was die linke thut, und da iſt ebenfalls die Bötin da, die gegen Entgelt reinen Mund hält. Manche Bäuerin trägt ihr Nachts unter der Schürze Schmalz, Butter, Geflügel u. dgl. zu, daß der Bauer nichts davon erfährt. Denn auch das Land will von den Süßigkeiten eines Conditoreiladens und von den Reizen eines Auslagfenſters beim Schnittwaarenverkäufer oder Goldſchmied ſeinen entſprechenden Theil haben. Die Fuhrkoſten ſind gering und werden ſeitens der Bäuerinnen ebenfalls mit Naturalien bezahlt, ſo daß die Bötin nicht blos Vermittlerin, ſondern auch Handelsperſon iſt. Wenn ſie viele Parteien hat, ſo bringt ſie einen ganz anſtändigen Vorrath von Victualien, Eiern, Erbſen, Fiſolen, Obſt ꝛc. zuſammen, ſo daß ihr Export dem Import nichts nachgibt. Sie braucht deshalb nothwendig ein Vorrathsgewölbe, wo ſie Alles aufbewahren kann. Auch die Dirnen zahlen ihren Sonntagsſtaat ſelten mit barem Gelde, ſondern verhandeln der Bötin dafür ihren Jahresantheil an Flachs oder Leinwand, mit der dieſe dann in der Stadt hauſiren geht. Will ſich ein Mädel oder Burſche heimlich etwas anſchaffen, ſo wendet ſich der oder die Betreffende an die verſchwiegene Vermittlerin. Sie iſt die Ueberbringerin mancher Briefe, nicht nur ſolcher, bei

*) Berühmt in dieſer Hinſicht ſind die ſogen. Eierklauber vom Brixenthale und Alpach, die von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof Eier erhandeln und erbetteln.

denen ein Groſchen erſpart werden ſoll, da ſtets der Empfänger zahlt, ſondern auch ſolcher delicateren Inhalts; ſie richtet Grüße, Beſtellungen aus ꝛc. Häufig muß ſie auch für dieſe oder jene Lotterieſchweſter Nummern ſetzen, der ſie dann auch die gehobenen Zahlen verkündet. Zu all dem braucht es eine verläßliche Perſon. Die Folge davon iſt, daß die Bötin das Orakel und Factotum der weiblichen Dorfbevölkerung iſt und in allen Familienverhältniſſen um Rath gefragt wird. Daß ſie ſämmtliche Neuigkeiten der Nachbarſchaft übermittelt, trägt zu ihrer Beliebtheit nicht wenig bei.

Wie oft die Bötin fährt oder geht, hängt von der Weite des Weges, der Dringlichkeit und Menge der Aufträge und dem geſammelten Waarenvorrathe ab. Oft geht ſie alle vierzehn Tage, oft alle acht Tage, ſelbſt zweimal in der Woche, gewöhnlich an beſtimmten Tagen. Sie hat entweder einen eigenen Karren, den ſie ſchiebt, oder ſie accordirt mit einem Fuhrmanne, der regelmäßig zur Stadt fährt, und legt ihre wohlverſchloſſenen Kiſten und Körbe, auch mit Geflügel auf. Auf Wegen, wo nicht gefahren werden kann, bedienen ſich die Botenweiber der Rückkörbe. Es iſt faſt unglaublich, welche Laſten auf dieſe Weiſe über die rauhen Bergpfade geſchleppt werden, und wie groß die Tragfähigkeit durch die Gewohnheit wird. Gertraud Haas, von Vomp gebürtig, ein kleines, altes, ſchmächtiges Weiblein, ging oder geht — ich weiß nicht, lebt ſie noch — wöchentlich von Schwaz über die Lampſen in die Hinterriß. Ihr Rückkorb, vollbeladen, wiegt gewöhnlich bei ſechzig Pfund und iſt faſt größer als das Weiblein, ſo daß es von ferne wie ein wandernder Korb ausſieht. Ebenſo trug und trägt vielleicht noch die über achtzig Jahre alte Butterträgerin „Andl“ (Anna Moſer) Butter im Gewichte von ſechzig Pfund von den

Alpacheralpen nach Brixlegg heraus*). Manchmal ſieht man auch einen Eſel mit Tragkörben belaſtet; doch kommt das wohl nur in der Umgebung Innsbrucks vor, wo der Ausflugspunkt „das heilige Waſſer“ auf dieſe Weiſe täglich mit dem Nöthigen verſorgt wird. Auch nach dem ebenfalls nahe der Hauptſtadt gelegenen Sommerfriſchort Vill zieht jeden Morgen ein Eſel den Botenkarren. Die Treiberin geht nebenher, ſelbſt beladen mit einem Rückkorb, auf dem oft noch eine „Reiter“ ſteht. — Aufgebrochen wird vom Heimatsdorfe ſtets in aller Frühe, noch ehe der Tag graut. In ihrer Brieftaſche verwahrt die Bötin einen Zettel, auf dem Alles notirt iſt, was ihr die einzelnen Parteien abgeliefert haben, reſpective welchen Werth es repräſentirt und was ſie dafür einzukaufen hat. Doch machen viele ſolcher Leute auch Alles blos mündlich ab, da ſie ſich durch ihre Geſchäftsroutine ein rieſiges Gedächtniß erworben haben, das wirklich bewundernswerth iſt, wenn man die tauſenderlei Dinge bedenkt, die ſie zu beſorgen haben.

In der Stadt angekommen, nimmt die Bötin ihr Abſteigquartier, oder wie es heißt, wo „ſie ſtellt“, an einem beſtimmten Orte in einem Gaſthauſe oder bei einem Kaufmann, wo ſie ihren Karren einſtweilen ſtehen läßt oder ihre Körbe ablegt. Dorthin bringen alle diejenigen, welche ihr etwas aufzugeben haben, die Packete und Sendungen. Unterdeſſen ſputet ſie ſich, um ihre Gänge, Beſtellungen, Verkäufe und Einkäufe zu beenden, bis ihr Fuhrmann wieder heimfährt. Iſt ſie ihre eigene Herrin, ſo hat ſie mehr Muße. Doch gehen ihre Geſchäfte ziemlich raſch von Statten, da

*) Früher ging ein Bote regelmäßig von Innsbruck nach — Wien. Er trug 3 Centner auf ſeinem Rücken. „Der muß z' oberſt im Himmel ſein“, meinte das Botenweiblein, das es mir erzählte. Auch das ſteinalte Stummer Liſele, die jeden Montag von Stumm im Zillerthal nach Innsbruck geht, kann als echter Typus einer Bötin gelten.

alle ihre Kunden wiſſen, wo und an welchen Tagen ſie zu treffen iſt, die Einkäufe an Specereien und Schnittwaaren ſeit Jahrzehnten immer im gleichen Laden gemacht werden und das Brot immer derſelbe Bäcker liefert. Uebrigens beziehen auch die kleineren Landkrämer ihren Bedarf an Specereien, Zucker, Kaffee, Seife, Kerzen, Petroleum, Pfeifen, Schuhbändern, Confect ꝛc. mittelſt Bötin. Mit all dieſen Sachen packt ſie nun ihre Körbe voll und macht ſich auf den Heimweg. Einen ihrer Haupteinfuhrartikel bildet das Weißbrod (Strutzen, Bretzen, Paarlen). Die beiden letztgenannten Sorten wandern zum Dorfwirth, die Strutzen in die Haushaltungen und ergeben dort, allerdings ſehr beſcheiden auftretend (um 6 Kreuzer für 9 Leute), eine Ingredienz für die obligaten Knödel. Wohl gibt es an größeren Orten auch Bäcker, oft ſogar zwei und drei; doch zieht es der Bauer vor, ſeinen Brodbedarf für die Küche — faſt ausnahmslos Knödelbrod — „weither" zu beziehen. Große Kiſten, ja Wagen voll gehen von Innsbruck in's Unter- und Oberinnthal, ja ſelbſt bis in's weit entlegene Vintſchgau. So z. B. vom Maasbäcker auf dem Margarethenplatz. Das Hausbrod, welches in die Suppe geſchnitten wird, bäckt man im Oberinnthale größtentheils aus Türkenmehl, in andern Gegenden aus Roggen. Dieſes wird häufig in der Stadt verkauft, beſonders wenn es als ſogenanntes Kletzenbrod mit gedörrten Birnen durchzogen iſt. Die Thaurer beſaßen früher ein altes, vom Magiſtrate verliehenes Recht, in Innsbruck einmal in der Woche die beliebten Thaurerlaibeln feil zu haben, was aber jetzt eingegangen iſt.

Derartige bedeutende Transporte ſind indeß nicht mehr Obliegenheit der Bötinnen, ſondern der Boten, welche dieſelben mit eigenem Wagen und Pferden bewerkſtelligen. Solche Boten fahren namentlich in's Unterinnthal und Ziller-

thal*). Auf dem Wagen ſteht ihr Name und jener der Ortſchaft geſchrieben. Ebenſo findet man an den Kaufläden oder Gaſthäuſern, wo ſie „ſtellen", die Zahl der Boten und den Ort, von dem ſie herkommen, auf Tafeln angemerkt. Den Fuhrlohn zahlt in der Regel der Empfänger der Sendungen; für einen Brief oder ein kleines Packet wurde ein Groſchen begehrt. Frankirt ſcheint nicht zu werden. Ehemals, als es noch keine Poſtboten gab, wurden alle Briefe auf dieſe Art zwiſchen der Poſtſtation und dem ländlichen Publicum hin und her ſpedirt. Natürlich brauchte ſo ein Schriftſtück — von einer Garantie der Beſorgung gar nicht zu reden — immer ſeine acht bis vierzehn Tage, bis es an's Ziel kam. Von den Kaufleuten, bei denen ſie größere Einkäufe machen, genießen die Botenleute entſprechenden Rabatt. Ueberhaupt ſtehen ſie ſich, beſonders wo die Frequenz ziemlich groß iſt und keine Concurrenten da ſind, recht gut und erwerben ſich nicht ſelten ein kleines Vermögen, das ihnen ein ſorgenfreies Alter gewährt. Allerdings iſt das „Botenweis Gehen" für manche Weibsperſon, die ſchwer tragen muß, ein hartes Brod; doch erübrigt ſie immerhin ein Sümmchen, weil die Miethe für ihre Kammer nicht viel beträgt und ſie beim Bauern ſelbſt kocht. Außer den ſtändigen Boten und Bötinnen wird faſt jede Art von Verkehrsmittel zur Beſtellung von Briefen, Packeten u. dgl. benützt. Sehr häufig, namentlich, wenn es ſich um Sendungen an Nachbardörfer, die an der Straße liegen, handelt, muß der Stellwagen herhalten. Man „paßt"

*) Der kleinere Frachtenverkehr in die Seitenthäler wird überhaupt durch Botenfuhrwerke verrichtet. So kommt jeden Sonntag der Kitzbichler Bote mit ſeinem Wagen nach Innsbruck. Der Dornthaler Bote ſtellt täglich beim „Pfau" in Bozen. Ebenſo fahren der Nonsberger und Gröbner Bote wöchentlich.

entweder, bis er vorüberfährt, oder gibt das Betreffende in einem Hauſe an der Straße ab, deſſen Bewohner dann die Aufgabe beſorgen. So werden um ein paar Kreuzer, bei Bekannten wol auch umſonſt, nicht unbedeutende Sendungen übermacht. Die Abgabe geſchieht auf ähnliche Weiſe: Im Vorüberfahren wird das Abzuliefernde an das beſtimmte Haus hinausgelangt. Ebenſo werden bei Sendungen in weitere Ferne z. B. vom Oberinnthal in's Etſch- oder Unterinnthal ſelbſt jetzt noch theils aus Gewohnheit, theils aus Eigenſinn Landfuhrwerke in Anſpruch genommen, die nicht unbeträchtliche Käufe und Verkäufe vermitteln. An einer ſchnelleren Abwickelung der Geſchäfte iſt in der Regel dem Bauer weniger gelegen als an einer wohlfeilen. Vorzüglich herrſcht im Oberlande dieſes eigenthümliche, unpraktiſche und oft gar nicht zum Ziele führende Sparſyſtem, das nur den Kreuzer auf der Hand ſieht und die Zukunft weniger in Berechnung zieht. Selbſt Kaufleute verſchmähten es nicht, auf dieſem Wege Waaren zu beziehen. Zu dieſen Botenleuten per occasionem gehören auch die zufällig in die Stadt Gehenden. Man ſcheut ſich nicht, Dem und Jenem Aufträge aller Art, oft ſogar delicate, zu übertragen und von ihm zu verlangen, daß er — natürlich umſonſt — alles Mögliche beſorge. Verdrießlichkeiten, „Anſtände“, fehlen da nie; nichts deſto weniger wird beim nächſten Falle die Sache wieder verſucht. Nur kein Bargeld aus der Hand geben!

Noch eine Erſcheinung muß hier erwähnt werden. Solche Leute, die kein eigenes Fuhrwerk haben, „legen auf“, wie bereits bemerkt. Da wird nun da und dort bei kleineren Bauern eingeſprochen, ob ſie Erdäpfel, Korn, Obſt, Fiſolen, Türken u. ſ. w. zu verkaufen hätten; oft iſt es bei Einem nur ein halbes Star, was er abgeben kann oder muß. Das wird nun in Säcken und Körben auf kleinen Schiebkarren

von Nachbardörfern zusammengeschleppt, bis eine lohnende Fracht beisammen ist. Mit dem Sack auf dem Rücken wandern sie von Haus zu Haus um z. B. im Herbst Leinsamen („Linset") einzuschachern, häufig nur maßweise; gerne benützt man dazu die sogenannten halben Feiertage.

Zu den Boten kann man auch theilweise die Duxer Butterträger rechnen, die oft bis zu einem Centner der Waare mittelst Kraxen über's Wippthal nach Innsbruck tragen und früher stets beim goldenen Dachl „stellten". — Die Oberländer Erdäpfelfuhrleute gehören eigentlich ebenfalls zu den Botenleuten, namentlich liefern sie Salz in ihre Heimat, das sie direct von Hall holen. Doch transportiren sie auch andere Dinge, Briefe, Packete, Metallwaaren für Handwerker, ja selbst Medicamente gelangen auf diesem nicht allzuraschen Wege zum Dorfpatienten.

Die Schwabenlandkinder.

Die Armuth, welche in vielen Thälern Tirols, beſonders im Oberinnthal und Vintſchgau, herrſcht, zwingt nicht nur die Erwachſenen, ſondern auch die Kinder den Wanderſtab zu ergreifen und ſich in der Fremde ihr Brod zu ſuchen. Wahrlich ein bitteres Loos! Denn wenn auch viele ganz gut untergebracht werden, ſo mag es doch, vorzüglich den kleineren Knaben und Mädchen, die oft kaum das ſiebente Jahr zurückgelegt haben, manche Thräne koſten, wenn ſie ſo vom elterlichen Dache hinausgeſtoßen werden unter fremde, oft herzloſe Menſchen. Die Auswanderung geſchieht meiſtens zu Anfang des Monats März, ja auch ſchon früher im Februar, da jeder Zug dem anderen zuvorzukommen ſucht, um die beſten Plätze zu erhalten.

Es iſt ein ergreifendes Bild, wenn ſolch eine kleine Karavane die Straße daher in ein Dorf kommt. Um ihren Führer, meiſtens einen bejahrten Mann oder eine ältere Weibsperſon, geſchaart, wie Schafe um den Hirten, wandern ſie die Gaſſe entlang in ärmlicher Kleidung, einen Reiſeſtab in der Hand und ein Bündelchen auf dem Rücken, das nebſt dem Leinenzeug auch ein Stück Ziegenkäſe und Haferbrot enthält. Alles ſchaut ihnen nach; „die armen Kinder", meint Dieſer und Jener, die Kleinen bedauernd, die ſchon ſo früh die Plagen des Lebens verkoſten und den Kampf um's Daſein aufnehmen müſſen. „Siehſt Seppele", ermahnt eine wohl-

habende Bäuerin ihren etwas unfolgsamen Sohn, „wie du es gut hast! Wenn du nicht brav bist, so schicke ich dich auch in's Schwabenland, wo du Gänse und Schweine hüten mußt, und viel Prügel und wenig zu essen kriegst!"

Die ganze Reise wird zu Fuß gemacht, Anstrengung genug für die jungen Beine, aber Wagen trägt es eben keinen. Die Kost wird von mildthätigen Leuten erbettelt, ebenso das Nachtlager. In dieser Beziehung leiden sie auf der Wanderschaft selten Noth, da die Leute den armen Kindern, die ohnedies nicht zu beneiden sind, überall mit reichlichem Mahle aufwarten. Auch weiß der Führer schon die Orte, wo er nicht vergebens anklopft. Endlich nach acht- und mehrtägiger Wanderung und mancherlei Mühsalen gelangen sie an ihr Ziel, eine Stadt oder ein Dorf, wo sich mehrere Züge zusammenfinden und auf öffentlichen Plätzen weiter auf's Land hinaus verdingen. Solche Sammelorte sind Kempten, Wangen, Tettnang in Vorderösterreich, die Reichsstadt Ravensburg in Würtemberg, Weingarten und Waldsee. In Ravensburg sieht man an Wochenmarkttagen in der Bachstraße die Kinder zur Auswahl aufgestellt, ein förmlicher Menschenmarkt, wenn auch nicht in des Wortes schlimmster Bedeutung. Der größte dieser Märkte wird in genannter Stadt am Josefitage (19. März) abgehalten. Wer am Abend zuvor die Straße nach Tettnang entlang spazieren geht, kann die Schaaren einziehen sehen, ermüdet und bestaubt, aber doch wohlgemuth und ein frisches Sträußchen auf dem Hute. Fragt man sie: Woher kommt ihr? so heißt es: Aus der Gegend von Landeck oder Finstermünz im Oberinnthal, aus Glurns im Vintschgau oder aus Montafon*). Am Markt-

*) Vergl. Tiroler Bote 1869 (?), Correspondenz aus Feldkirch vom 10. November (Dr. Burgartz).

tage kommen die Bauern der Umgegend, auch weiterher aus dem Saulgau, und ſuchen ſich aus der langen Reihe der Verkaufsluſtigen das entſprechende Exemplar aus. Der größte Theil beſteht aus kräftigen Jungen von acht bis ſiebzehn Jahren, die als Viehknechte und Hirtenbuben am liebſten gedungen werden; ſeltener, weil weniger verwendbar, ſieht man Mädchen. Manche ſind ſchon mit entgegenziehenden Bauern handelseinig geworden, ehe ſie Ravensburg erreichten. Die Bauern fragen wörtlich: „Biſt du ſchon verkauft?“ und die Knaben umhüpfen den Dienſtgeber mit der Bitte: „Kaufet mich, kaufet mich!“ Dann wird um den Preis gemarktet, wie bei einem Stück Waare. Auch kam ſchon der komiſche Fall vor, daß ein Bauer, dem zwiſchen Zweien die Wahl weh that, eine Balgerei veranſtaltete, um zu ſehen, welcher der Stärkere ſei und der Siegespreis war — vom Bauern gekauft zu werden. Neben den komiſchen Auftritten gibt es aber auch rührende, und ſchmerzliche Abſchiedsthränen fließen. Der Vater muß von ſeinen Kindern ſcheiden, das Brüderchen vom Schweſterchen, der Kamerad vom Kameraden — das Heimweh erwacht mit voller Gewalt — aber es nützt nichts, unwiderruflich iſt die Trennung. Manche Geſchwiſter kommen vier, fünf Stunden weit auseinander, ſo daß ſie ſich während des Sommers gar nie ſehen können. Doch ein Kinderherz iſt bald getröſtet, um ſo mehr als die fremde Umgebung ſeine volle Neugier erweckt.

Viele bringt das Glück zu einem freundlichen Dienſtgeber, der ihnen nichts abgehen läßt. Ein ſolcher führt ſeinen jungen Knecht vor Allem in's Wirthshaus, damit er ſich bei Bier, Brod und Wurſt von den Strapazen der Wanderſchaft erhole, ſetzt ihn dann neben ſich auf das Wägelchen und rollt ſeinem Gehöfte zu. Dort angelangt, wird der neue Ankömmling von den Familienangehörigen und dem Geſinde

begrüßt, dann führt ihn die Hausfrau in die Stube und ſetzt ihm ein reichliches Mahl vor. Die weiteren Tagesſtunden mag er raſten und die erſte Nacht ordentlich ausſchlafen, am anderen Morgen jedoch muß er den neuen Dienſt antreten. Ein Knecht weckt ihn, geht mit ihm in den Stall, zeigt ihm jedes Stück Vieh, nennt die Kühe beim Namen, und gibt ihm Verhaltungsmaßregeln und Ermahnungen. Bald fühlt ſich der kleine Burſche heimiſch, um ſo mehr, als er die Arbeit von Haus aus gewohnt iſt. Wenn er klug iſt, ſo weiß er ſich auch an rechter Stelle einzuſchmeicheln. Er erweiſt der Hausfrau allerlei kleine Dienſte, wie Holz und Waſſer in die Küche tragen, und wird dafür mit Butterbrod belohnt, oder mit einer Schüſſel warmen Kaffee's, wenn er an Regentagen frierend von der Weide heimkommt. Dagegen nimmt ſich die Bäuerin aber auch das Recht, dem Buben dann und wann einen derben Klaps zu verſetzen, wenn ihr ſeine Streiche zu arg werden. Das Hauptgeſchäft dieſer Jungen iſt das Hüten der Rinder, Schafe und Schweine, dann das ſogenannte Mähnen, d. h. das Leiten und Antreiben der Zugthiere beim Ackern. Es mag ein ganz eigener Reiz liegen in dem ungebundenen Leben dieſer Hirtenbuben, die Tag für Tag in der freien Natur verbringen, ihre Kühe zur einzigen Geſellſchaft. Zum Hüten des Kleinviehes und der Gänſe werden auch Mädchen verwendet.

Man ſieht aus dem Geſagten, daß das Leben der Schwabenkinder an einem guten Dienſtorte ganz erträglich iſt. Wie beklagenswerth kann ſich aber das Schickſal derjenigen geſtalten, die von liebloſen Leuten rauh und ſchlecht behandelt werden, fern von der Heimat, wo kein Menſch ſich ihrer annimmt! Und wenn ſie ſich auch phyſiſch wohlbefinden, ſo wird nur zu oft ihre geiſtige Erziehung ganz vernachläſſigt. Allerdings gibt es ſchwäbiſche Bauern, welche die Kinder in die

Kirche und Sonntagsſchule ſchicken. Solche rechtſchaffene Leute nehmen auch nicht ſelten die nämlichen Kinder ſechs, ſieben Jahre nacheinander in den Dienſt, was gewiß ein Glück für dieſe iſt. Andere aber kümmern ſich nicht um die Ausbildung, ſondern nur um die Arbeitsleiſtungen ihrer kleinen Dienſtboten. Nun würde die Unterbrechung des Schulunterrichtes für die Sommermonate, wie dies meiſtens auf dem Lande der Fall iſt, nichts zur Sache thun, wenn den Kindern nur die Winterſchule unbenommen bliebe. So aber kommen ſie nicht ſelten erſt im November aus dem Schwabenlande zurück, manche gar erſt anfangs December und ziehen lange, bevor die Schwalben wiederkehren, oft ſchon Mitte Februar, wieder fort. Der Schulunterricht dauert alſo kaum drei, oft nicht einmal zwei Monate und was ſie da lernen, wird im Sommer wieder vergeſſen. So wachſen die armen Geſchöpfe ohne religiöſen Unterricht und ohne Schulbildung auf, zum größten Schaden für ihr ſpäteres Fortkommen, da ſie das Verſäumte nie mehr nachholen können. Das einzige Mittel, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, beſteht in dem Feſtſetzen und Einhalten eines Termines, von dem ab dieſen angehenden Proletariern Päſſe ausgeſtellt werden dürfen. Dabei müßten aber alle Behörden ſtrenge zuſammenwirken, damit nicht, nachdem die eine Gemeinde ihre Kinder ſchon fortgeſchickt, die Eltern der anderen das Bezirksamt förmlich um die Erlaubniß beſtürmen, weil ſie fürchten für ihre Kinder keine guten Plätze mehr zu bekommen.

Die Dienſtzeit der Wanderkinder dauert alſo, wie bereits geſagt, bis zum Anfang des Winters; der Austrittstag ſollte nach altem Herkommen eigentlich der „Simon- und Judatag" (29. Oct.) ſein. Da erſcheint wieder der Führer, um die anvertraute Schaar abzuholen, und freudig wandern Alle, Klein und Groß, der Heimat und den lieben Angehörigen zu.

Ihre verdiente Kleidung beſteht aus leinener zwilchgewirkter „Höß“ (Hoſe, Joppe und Leibl) und aus ſtarken „Poſſen“ (Halbſtiefel); der Lohn geht nach der Altersſtufe und zwar von 6 bis 8 oder 9 Jahren 4 bis 6 Mark, von 9 bis 12 oder 15 Jahren 6 bis 12 Mark. In neuerer Zeit iſt er bis auf 24 bis 30 Mark und doppelte Kleidung geſtiegen. Auf dieſe kleine Summe warten oft die Eltern ſchon lange, um Korn zu kaufen oder den Steuereintreiber zu befriedigen. Die Kleidung trägt Jeder im vollgepackten Zwilchſack auf dem Rücken, das neue Paar Stiefel hängt darüber hinab und aus jedem Rohr ſchaut ein Wecken heraus, den der hungerige Burſche nach hinten langend von Zeit zu Zeit rupft und ſo ſtückweiſe im Gehen verzehrt. Den verwitterten Filzhut, den er vom Hauſe mitgenommen, hat er zurückgelaſſen und auf einem Stock im Garten ſeines Dienſtherrn als Vogelſcheuche aufgepflanzt; ein neuer, mit einer Feder geſchmückt, ſitzt auf ſeinem Kopfe. Darunter ſchaut das wettergebräunte Geſicht, das oft trotz aller Strapazen ganz volle rothe Backen aufweiſt, luſtig in die Welt.

In moraliſcher Beziehung ſieht es leider nicht immer ſo gut mit den Buben aus. Mancher wird keck und vorlaut und will trotz ſeiner Unwiſſenheit Alles beſſer verſtehen. Das Traurigſte iſt, wenn Einer in ſchlechte Geſellſchaft geräth, das Vagabundiren lernt, drei-, viermal im Sommer den Dienſt wechſelt und ſchließlich gar ſich dem Bettel ergibt, ſo daß er zerlumpt und ohne Geld nach Hauſe kommt. Solche junge Vagabunden werden nie mehr ordentliche Leute, daher hegt man in der Heimat ſtets ein Vorurtheil gegen Knechte und Mägde, die in ihrer Jugend im Schwabenlande dienten. In neueſter Zeit ſucht man von verſchiedenen Seiten das Auswandern der Kinder einzuſchränken. Namentlich verdient in dieſer Hinſicht der ehemalige Pfarrer und

Decan von Imſt, Peter Paul Schweighofer, Anerkennung. Er bezahlte einigen Familien aus eigenem Sacke die Summe, welche ihre Kinder ſonſt aus dem Schwabenlande brachten, und erwirkte ihnen von wohlthätigen Bürgern Koſt und Kleidung. Zum Glück hat die Zahl der Schwabenkinder, die ſich früher auf 600 belief, ſeit den letzten 20 Jahren bedeutend abgenommen.

Die Montafoner Krautſchneider.

Nach Stafflers Bericht aus dem Jahre 1838 ziehen aus Vorarlberg allein jährlich 5800 Perſonen auf die Wanderſchaft und ihr Erwerb betrug damals circa 169.000 fl. Seither haben ſich dieſe Ziffern bedeutend erhöht und ſchickt das wanderſelige Montafon allein faſt ein Drittel ſeiner Bewohner Jahr für Jahr in die Fremde — beiläufig 9000 — in mancherlei Geſtalt. Im Vorfrühling gehen Maurer und Stuccaturer nach Frankreich und den außerdeutſchen Schweizer Cantonen. Sobald der Schnee vollends geſchmolzen, wandern zahlreiche Jungen auf die Verdingſtätten von Ravensburg und Leutkirch im Würtembergiſchen, um als Hirtenbuben Unterkunft zu finden. (Siehe voranſtehenden Aufſatz.) Späterhin gehen die Senſenhändler und Aehrenleſerinnen in Schwabens kornreiche Gegenden, und als die letzten im Zuge, aber auch als die wichtigſten, die Krautſchneider*).

Denen obliegt das ſchöne Geſchäft, mit ihrem blanken ſechsmeſſerigen „Hobel" die größte Zahl der Kohlköpfe des heil. römiſch-deutſchen Reiches, des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, Hollands, Belgiens und ſelbſt der Gegenden ſüdlich

*) Mit Benützung von: Feldkirch und ſeine Umgebungen (Innsbruck und Feldkirch 1868) von Dr. J. F. Vonbun. Siehe auch Alpenfreund I, S. 60. Tiroler Bote vom 25. Juni 1872, Nr. 144. Staffler, Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1838, I, S. 371.

von der Donau bis hinab in's Türkiſche zu Sauerkraut zuſammenzuſchneiden. Viele verlaſſen um dieſe Zeit — Ende September — ihre anderweitigen Beſchäftigungen und ziehen aus fernen Gegenden heim, um ihre Maurerkelle ruhen zu laſſen. Ihre blaue Blouſe wird mit einer grauen Joppe vertauſcht, die ſchwarze Zipfelkappe abgelegt, der Kopf mit einem grünen Tiroler Hut geſchmückt; dann ſchnallen ſie den Hobel um und den wohlgefüllten Ranzen, in dem Rauchfleiſch, Speck, Käſe, Obſt, Kirſchengeiſt nicht fehlen darf, und ziehen zum luſtigen, wenn auch beſchwerlichen Geſchäfte aus. Ein paar Napoleons, von denen, die ſie ſich den Sommer über an der Loire und Rhône geholt, bilden den eigentlichen Reiſepfennig. Um unliebſames Zuſammentreffen, das „in's Gäu go" zu vermeiden, wird vorher das zu bereiſende Land in Krautſchneideprovinzen zerlegt, die bald größer, bald kleiner, oft nur, wie in Wien, ein Stadtviertel ſind. Der eine übernimmt die innere Stadt, ein zweiter Hietzing oder die Vorſtadt Wieden u. ſ. f. Andere gehen nach Prag, Graz, Agram und in's Banat. Eine zweite Schaar zieht „in's Reich", nach Ulm, Augsburg, München oder an den Rhein bis hinunter nach Amſterdam. Gegenwärtig wird allerdings das Geſchäft nicht mehr in dieſer halb Europa umfaſſenden Ausdehnung betrieben, da die Einheimiſchen ſelbſt ihre Inſtrumente von den Schmieden in Schruns, die für das ganze Thal arbeiten, und von den dortigen Tiſchlern die Gefäße aus Buchenholz beziehen und ihren Bedarf an der germaniſchen Leibſpeiſe ſelber ſchneiden, was zwar von den Montafonern als Eingriff in das Thalrecht angeſehen wird, aber nicht verhindert werden kann.

Erſcheint nun der Krautſchneider mit ſeinem leicht kenntlichen Coſtüm, das oft noch ein Schnappſack mit Holzſchuhen zum „Eintreten" des Krautes in die Kufe vervoll-

ſtändigt, in ſeinem Gau, ſo fährt es in Hausmütter und Köchinnen wie der Blitz. Die Krautköpfe müſſen geputzt und zum Schnitt hergerichtet werden, und vom Morgengrauen bis ſpät in den Abend hinein darf der Mann nicht aufſehen, wenn er all den Aufträgen genügen will. Seine Kunden ſind zahlreich und die Schnittzeit dauert höchſtens 8—10 Wochen. Aber ſo eine gutmüthige Hausfrau in Wien, München oder Köln hat dann auch ein „Einſehen“ und ſpendet dem Hobler eine Fülle des Weines, und thut es die Frau nicht, ſo will es ſich die Köchin nicht nehmen laſſen; denn nach Feierabend thut ihr der Mann noch manchen Liebesdienſt, und mit ſeinem kleineren Hobel ſchneidet er ihr Rüben, Rettige, Salat, Wurzelwerk u. ſ. w. als kleines „Nebenverdienſtle“, das man ganz wohl einſtecken kann. Bei dieſer Gelegenheit läßt er auch ſeinen Humor ſpielen und meint:

„Je mehr dem Hobler Wein,
Deſto beſſer wird das Kraut gehobren ſein.“

Das eigentliche Einkommen eines Krautſchneiders beſteht durchſchnittlich in einer Kopfſteuer, die er in ſeinem jeweiligen Gau erhebt; ſie iſt verſchieden nach Gau und Kopf, doch ſteht ſich der Mann immerhin auf hundert Gulden, ein ganz anſtändiges Sümmchen, im Verhältniß zur Kürze der Zeit. Es kommt auch vor, daß ein Krautſchneider Gebietsannectirungen vornimmt, was unliebſame Dinge zur Folge hat, da es dafür keine allerhöchſte Grenzregulirungscommiſſion gibt. Auch theilweiſe Gebietsabtretung oder pachtweiſe Ueberlaſſung einer Provinz war ſchon da, wie aus einem Proceſſe erhellt, den Dr. Vonbun in dem oben citirten Büchlein mittheilt. X. klagte den Y., daß dieſer ihm für die Hinausgabe des Ueberlaſſungsbriefes der Provinz Weſtphalen die bedungenen Gulden ö. W. oder drei Tage Holzarbeit durch drei Jahre nicht mehr gezahlt habe, obwohl Y.

gute Geschäfte beim Schnitte gemacht. Der Rückstand möge beglichen und in Hinkunft der Contract pünktlich eingehalten oder aber die Provinz zurückgestellt werden.

Was nun die Instrumente zum Schneiden anlangt, so ist bereits bemerkt, daß die besten Hobeleisen in Schruns und die zugehörigen Gefäße ebenfalls im Thale selbst verfertigt werden; daß es auch sehr übel vermerkt wurde, als die Fabrikanten leichtsinnig die Hobel in's Ausland verkauften. Ueber's Meer wollte man noch ein Auge zudrücken, aber die Landeskinder durch sündhafte Hinausgabe der Instrumente in die Provinz zu schädigen, sei schon unerhört. Doch verläßt man sich auf die von andern doch nicht so bald zu erwerbende Kunstfertigkeit im Gebrauche des Hobels, und namentlich des Vortheils beim „Dengeln"*), da die Eisen wie Sicheln und Sensen geschärft werden. Der Werth eines gewöhnlichen Krauthobels wird auf 7—9 fl. berechnet, der des kleineren, des „Küchenhöbeles", von dem oben die Rede war, auf 2—4 fl.

Als Illustration des Geschäftes reproduciren wir zum Schlusse, so weit es zu unserem Zwecke taugt, einen Bericht des „Tiroler Boten" aus dem Jahre 1872 über einen Krautschneider-Jubilar, der am 17. Juni gen. Jahres seine goldene Hochzeit feierte. „B. Brunold hat das 80. Lebensjahr erfüllt und ist seines Zeichens ein Krautschneider. Das ist hier etwas Gewöhnliches; aber das Seltene ist das, daß B. Brunold vergangenes Jahr den 60. Krautschnitt gemacht hat.... Wie viele Köpfe mögen wohl vor unserem Krautschneider gefallen sein? Nimmt man von den 8—9 Wochen nur 48 Arbeitstage an, und setzt die Zahl der Krautköpfe,

*) Mhd. tengelen, Iterativum zu tengen, klopfen, hämmern. Vgl. Schmeller a. a. O. I. S. 517. Schöpf a. a. O. S. 75.

welche einer täglich ſchneidet, auf 200 an, ſo fallen auf den jährlichen Feldzug 96.000 Köpfe und in 60 Jahren 5,760.000 Häupter..... So ein Krautſchneider lebt aber auch die Wandlungen der Zeit vollkommen mit; er iſt ein Weltkind und hat ein doppeltes Vaterland; denn er iſt auf ſeiner Krautſchnittſtation ebenſo zu Hauſe, als in ſeinem Geburtsort und fühlt ſich dort nicht ſelten heimiſcher und glücklicher als hier, und kann oft von den guten und gebildeten Leuten der Fremde nicht genug erzählen. Zieht im Herbſte der Krautſchneider, auch „Tiroler" genannt, wieder ein, da entſteht ein Leben wie im Frühling... Früher machten unſere Krautſchneider den Weg in die Welt hinaus zu Fuß und brauchten, täglich 12 Stunden zurücklegend, circa 18 Tage, bis ſie niederländiſches Gebiet betraten; jetzt benützen ſie natürlich die Eiſenbahn und zwei Tage genügen für die Reiſe. Das iſt alſo eine bedeutende Veränderung zu Gunſten des Krautſchneiders, wird man ſagen. Das Verhältniß ſteht aber für dieſen nicht ganz ſo günſtig, als man meinen möchte. Früher nahm er in Gaſchurn 5 Thaler à 2 fl. 42 kr. in den Sack und wenn er in Weſtphalen angekommen war, hatte er zum wenigſten noch einen Thaler übrig. Jetzt bedarf er 18 — 20 fl. und iſt ihm noch ſchlecht und übel dabei. Man darf aber nicht glauben, daß der Krautſchneider früher fechtend durch die Welt gereiſt ſei, ſondern er hat das, was er bei ſeinen Wirthen angeſchafft hat, ehrlich und genau von ſeinen 4 Thalern bezahlt. Nur iſt nicht zu überſehen, daß der Reiſende von zu Hauſe noch ein Gepäck von allerlei Victualien zu ſeinem Hobel mit auf den Rücken ſchnürte... Mittags kehrte er dann in einem Gaſthauſe ein, ließ ſich ein Glas Bier bringen und breitete ganz ungenirt ſeine Reiſeküche auf dem Wirthstiſche aus. Abends beſtellte er ſich eine Suppe und dieſe koſtete ihm ihre 2 Batzen ſammt

Brod (8 kr.) und das Bett 2 — 3 Batzen, während er jetzt 1 fl. zahlen kann. Man sieht also, daß die Zeitgeschwindigkeit der Communication und das Zeitersparniß beim Reisen für den Krautschneider nicht lauter Profit ist, und das um so weniger, als es durch den leichten Verkehr mitunter auch dahin gekommen ist, daß auch der Niederländer, Lothringer, Elsäßer, Ungar, Böhme u. s. w. aus Montafon sich selbst hat einen Krauthobel zuschicken lassen, und der Bürgermeister der Stadt zum Nutzen des einheimischen Krauthoblers dem Tiroler das ehrliche Handwerk auszuüben untersagt hat. Was aber den Montafoner noch rettet, ist der Umstand, daß er einerseits das Kraut feiner schneidet als der Einheimische, und daß anderseits die Kunst, den Hobel zu repariren, dem Montafoner ein natürliches Privilegium geblieben ist."

Der Bauerndoctor

(von Jul. Günther*).

Dieſer originelle Volkstypus, zwar nicht ganz ausſchließlich Tirol angehörig, wohl aber dort zu höchſter Blüthe gelangt, iſt eigentlich nur die letzte Conſequenz des bäuerlichen Abſcheues vor allem „Heariſchen", den Ortsgeiſtlichen ausgenommen, eines trotzigen Conſervatismus, der ſich um ſo wohler fühlt, je weiter er von der modernen Wiſſenſchaft entfernt iſt, und der ſeine leibliche Wohlfahrt lieber einem Quackſalber und Marktſchreier, als einem diplomirten Arzte anvertraut. In neueſter Zeit hat ſich die Sache allerdings etwas geändert, ſeit Dorfangehörige, die in Innsbruck, Wien und Prag ihre mediciniſchen Studien vollendet haben, ſich daheim niederlaſſen und die nicht immer Zutrauen erweckende Baderwirthſchaft in den Hintergrund drängen. Bekanntlich gab es früher auf dem Lande faſt nur Chirurgen — „Bader" —, welche die ärztliche Praxis oft mit weniger Wiſſen und Geſchick, als kühnem Selbſtvertrauen und Unverſchämtheit verſahen. Die Medicamente wurden mit möglichſt wenig Aufwand von Geld und Mühe in der eigenen Apotheke gebraut, und wären auch für Leute ohne Vorurtheil

*) Mit Erlaubniß des Verfaſſers aufgenommen. Die Anmerkungen rühren vom Verfaſſer des Werkes her.

nicht eben geeignet gewesen, den horror vor der „lateinischen Kuchel" zu mindern. So nahm denn der Bauer in Krankheitsfällen lieber die Zuflucht zur Hausapotheke und Recepten, welche er vom Urahn überkommen, oder wanderte, wenn die Sache sich bedenklicher gestaltete und alles Schwitzen und Purgiren „den Teufel" nicht aus dem Leib brachte, besonders bei einem alten „Beggel" *), zum Bauerndoctor.

Diese Leute — gewöhnlich selbst nur Bauern und immer Autodidacten — genossen, je nach der Zahl ihrer glücklichen Curen, oft eines weitverbreiteten Rufes. Was ist Hufeland und Dr. Bock gegen den „Gerhartler", „Marxer", „Grünhäusler" und Consorten? Das ganze Land kannte sie. Nicht selten fuhr eines schönen Tages auch ein Stadtherr auf's Dorf zum Heilkünstler, was, wie seine Praxis überhaupt, für ihn nicht ohne Gefahr war; denn schon viele solcher natürlicher Söhne Aeskulaps sind auf freundschaftliche Befürwortung ihrer diplomirten Collegen im Carcer gesessen. Deshalb mußte ihre Thätigkeit etwas geheim gehalten werden, was den Reiz, sie zu consultiren, und ihren Nimbus nur erhöhte. Oft vererbte sich ihre „Wissenschaft" vom Vater auf Sohn und Enkel, so beim Schmiede zu Oberperfuß. Was ihre Leistungen betrifft, so gehören glückliche Heilungen durchaus nicht zu den Seltenheiten. Ein derartiger Fall hat in jüngster Zeit sogar in weiteren Kreisen Aufsehen erregt. Der Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1873, Nr. 113, berichtet darüber: Bozen, 15. Mai: „Unser berühmter Landsmann, der Genremaler Defregger, welcher den Winter hindurch auf der Villa Moser verweilte,

*) Siechthum, zu „begkeln" und „becken", verwandt mit picken, aus angegriffener Lunge hüsteln. Ital. la pecca. Vgl. Schmeller, a. a. O. I, S. 202 und 203. Schöpf a. a. O. S. 34.

ist nun von seinem hartnäckigen Leiden, der Lähmung einer unteren Extremität, fast gänzlich hergestellt, so daß es ihm möglich ist, täglich weitere Promenaden zu machen. Sein Leiden wurde bislang von seinen Aerzten für ein Rückenmarksleiden (Erweichung?) gehalten, eine Krankheit, welche nebst der Gehirnerweichung in der modernen rationellen mediciniſchen Schule ſehr en vogue iſt. Es trotzte allen Bemühungen der rationellen Heilkunſt, welche ſeine Wiederherſtellung faſt ganz in Frage ſtellte. Doch „was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth“. Ein Naturarzt aus Dölſach erkannte ſein Leiden als rheumatiſcher Natur und es gelang ihm, durch die Anwendung des Baumſcheidtismus dasſelbe zu beheben. Die Aerzte der alten Schule würden wohl ein ähnliches glückliches Reſultat durch das nun faſt gänzlich in Verruf gebrachte Schröpfen erzielt haben. Doch Ehre, wem Ehre gebührt; es führen ja viele Wege nach Rom und diesmal hat offenbar der Bauernarzt über die fortgeſchrittene moderne rationelle Heilkunſt einen glänzenden Sieg errungen.“

Mit innerlichen Krankheiten befaſſen ſich dieſe Leute weniger als mit Verwundungen, Beinbrüchen u. dgl., obgleich auch erſtere Fälle nicht unerhört ſind und beiſpielsweiſe in den fünfziger Jahren Schaaren von Lungenleidenden zum „Brandenberger“ (Thal bei Rattenberg) pilgerten. Durch ihn kam beſonders die „Boaßelſulzen“, d. i. eingekochter Saft der Beere von Berberis vulgaris in Gebrauch, die auch ſehr gute Dienſte leiſten ſoll. Bei Beinbrüchen ſtrömte Alles zum „Marxer“, der zu Götzens, einem Dorfe auf dem ſüdweſtlichen Innsbrucker Mittelgebirge, wohnte *).

*) Sein eigentlicher Name war Joſef Abenthung. Er ſtarb am 10. Jänner d. J. im Alter von 74 Jahren.

Auf Tragbahren, Leiterwägen und Caleſchen brachte man die Unglücklichen zu ihm, die oft wochenlang in ſeiner Pflege ſtanden. Beſonders ſanft ſoll er mit ſeinen Patienten nicht umgegangen ſein; man erzählt ſich Fälle, wo er ungeſchickt angeheilte Beine einfach wieder losriß, um die Cur von vorne zu beginnen. Da ſelbſt wirkliche Aerzte dieſem Vertrauensmanne, man kann wohl ſagen des ganzen Landes, ihre Patienten zuſandten, ſo war er auch vor gerichtlichen Verfolgungen ſicher. Er verfügte übrigens, wie alle ſeine Collegen, über eine tüchtige Doſis Derbheit, was den Bauern immer imponirt. In dieſer Richtung wurde er nur vom „Grünhäusler" (bei Hall) und in noch ausgiebigerem Maße vom „Gerhartler", der auf einem Einödhofe zwiſchen Telfs und Mieningen daheim war, übertroffen. Letzterer war eigentlich nur im Wirthshauſe zu treffen und ſelten in einem Zuſtande, in dem von ihm ein Menſch mit fünf Sinnen die Stellung einer richtigen Diagnoſe verlangen konnte.

Die betreffende Krankheit wurde übrigens auf eine viel einfachere und dem Landvolke verläßlicher ſcheinende Art als die langweilige Aufzählung von Krankheitsſymptomen, nämlich aus dem „Spiegel", d. i. dem Uringlaſe beſtimmt. Ein Fläſchchen davon mußte jeder, der zu ihm kam, im Sacke tragen. Er verſtand daraus auch das Alter herauszuleſen, ob verheiratet oder ledig, mit Kindern geſegnet oder nicht, und was dergleichen Kunſtſtücke mehr ſind, die des Eindruckes bei dem auf Wunderglauben dreſſirten Landvolke nicht verfehlen. Es lief bei den meiſten dieſer Doctoren etwas Charlatanerie, manchmal mit frommem Flitter und andächtigem Augenverdrehen aufgeputzt, mitunter. So bei einem Individuum, das ſich lange im Dorfe Wilten herumtrieb, ſich vorzüglich gerne mit Weibern abgab, weswegen er

auch, wenn ich mich recht erinnere, einige kleine Colliſionen mit dem Strafgeſetzbuche nicht zu vermeiden vermochte*). Solche Medici von Volkes Gnaden waren und ſind im Allgemeinen pfiffige Leute, die ihre Pappenheimer kennen. Sie wiſſen, daß bei ihren Dorfpatienten Alles mehr oder minder nach Roßcur ſchmecken muß, wenn es einiges Anrecht auf Achtung haben ſoll. „Unterſchi und Oberſchi", zu unterſt und zu oberſt, muß es gehen, ſonſt heißt es gleich: „Der D— iſt für nuit."

Ihre Medicamente liefert vorzüglich die reiche Flora des Landes, auf die ſie ſich noch am beſten verſtehen. Ein „Doctor" aus Thaur bei Innsbruck ſoll ein Kraut gekannt haben, das ſo heilkräftig wirkte, „daß das Fleiſch mit dem Hafen zuſammenwuchs, wenn die betreffende Pflanze mitgeſotten wurde". Beſagtes Kraut käme nur auf dem Thaurer Joche vor. Tränklein ſcheinen ſelten verordnet worden zu ſein; wie geſagt, bildeten „äußere Schäden" das beliebtere Heilobject. Recepte dieſer Leute wanderten von Thal zu Thal; manche wurden auch ganz geheim gehalten. Der Zufall ſetzte mich in Kenntniß eines ſolchen berühmten Geheimmittels, das namentlich im Oberinnthal große Verehrung genoß. Heilmittel und Methode will ich hier zu Nutz und Frommen aller Hilfsbedürftigen anführen, und dann noch zur Illuſtration mediciniſcher Zuſtände auf dem Dorfe zwei andere Curverfahren beifügen, die früher gäng und gäbe

*) Andere berühmte Bauerndoctoren ſind der „Martele" auf einem Berge zwiſchen Steinach und Gries; der „Bolderauer", ein nie dageweſenes Original im Gnadenwalde bei Hall, bei dem religiöſe Schwärmerei und Aberglauben Hand in Hand gehen. Um einen anderen „Wunderdoctor", den Leonhard Schipflinger von Itter, vulgo Hexen-Leandl, iſt die Welt ſeit einigen Jahren ärmer; denn er ſtarb am 26. April 1873.

waren, die ich aber Leute mit ſchwachen Nerven lieber zu überſchlagen bitte.

Der ſchon berührte, nun verewigte Schmied von Oberperfuß bereitete folgendes „Waſſer“. Im ſtarken Weineſſig wurde ein Queckſilberpräparat bei bedeutender Wärmeanwendung aufgelöſt. Das gab eine ſtark riechende ſcharfe Flüſſigkeit, die „je älter, deſto kräftiger“ wurde; nur mußte das Gefäß feſt verſchloſſen gehalten werden. Sollte das Mittel angewendet werden, ſo goß man einen Löffel voll davon in eine mäßig große Eiſenpfanne, in der Waſſer bis unmittelbar vor dem Sieden erhitzt wurde. Das Waſſer färbt ſich ſodann ſchwach milchweiß. In dies Waſſer wurden große Leintücher getaucht, dann möglichſt ausgerieben und umgeſchlagen. Das geſchah bei Verwundungen über die offenen Stellen, bei gefrorenen Gliedern und bei Gliederkrankheiten, Gliederſucht u. ſ. w. So oft der Umſchlag erkaltete, mußte er erneut werden. Der Schmerz war, ſagt man, nach einigen Wiederholungen weg. Da der betreffende „Doctor“ nun längſt todt iſt, auch kein Patent darauf genommen hat, ſo konnte ich, ohne indiscret zu ſein, das Recept mittheilen, ſowie ein anderes für Verrenkungen und Beinbrüche, das „Dörrpflaſter“, welches mehrerwähnten Marxer zum Erfinder hat. Es beſteht aus einer auf Leinwand aufgetragenen Salbe aus gelbem Pech, Eiweiß und Bolus und bleibt ſo lange umgeſchlagen, bis das Pflaſter von ſelbſt abfällt. Und nun die an die beſten Zeiten der Folterkammer mahnende Heilmethode des „Wurms“. Der „Wurm“, ein Geſchwür, gewöhnlich an den Fingern — etwas Aehnliches iſt die „Aßl“ an der Handfläche — ſcheint wirklich für einen lebendigen wirklichen Wurm angeſehen worden zu ſein, der da innen ſein Unweſen treibe und durch energiſche Mittel getödtet werden müſſe. Als ein ſolches

energiſches und unfehlbares Mittel erwies ſich das „Zudrücken". Um aber genau zu wiſſen, wie lange dieſe Schraubſtockprocedur anzuwenden ſei, gab es folgende höchſt eigenthümliche Zeitmeſſung. Ehe der Doctor daran ging, ſein menſchliches Opfer zu malträtiren, fing er eine Kröte, die er ſo lange zwiſchen den Fingern zuſammenpreßte, bis die Barmherzigkeit ſie in Geſtalt des Todes erlöſte. Es mußte aber eine Feldkröte ſein, die zäheres Leben haben, am beſten in den „Dreißigen" gefangen. Es ſcheint auch der Glaube verbreitet geweſen zu ſein, daß dadurch eigentlich zur Cur erſt die nöthige Kraft erlangt werde, die ſich dann verflüchtige; denn man ſagt auch, nach jeder Cur müſſe die Krötenprobe wiederholt werden. So lange das gequälte Thier noch lebe, glaubte man, lebe auch der Wurm. Die Hand mit dem Geſchwüre wurde in die Bauernfauſt gepreßt und ſo lange gedrückt, wie die Kröte. Natürlich, daß Manchem dabei Hören und Sehen verging und er ohnmächtig wurde. Das Geſchwür mußte ſich ſelbſtverſtändlich öffnen und die Cur war fertig. Arzt und Patient müſſen aber ſchon eigens gedrehte Nerven beſeſſen haben. Ein Anderes. Den „Grind"*) bekommt man, ſagen die Bauern, wenn einem das Fett von der Speckſeite in der Räucherung auf den bloßen Kopf fällt. Darum geht man in die Selchküche nie unbedeckt. Die Cur iſt folgende: Dem Patienten, faſt könnte man ſagen Delinquenten, wird eine Pechhaube aufgeſetzt, d. h. aus Leder ein Stück angefertigt, das genau auf den natürlich zuvor geſchorenen Kopf paßt. Dieſe Tonſurmütze wird mit Pech ausgegoſſen, dann erwärmt und dem Kranken auf den Kopf gedrückt, bis ſie feſtſitzt. Oben an der Kappe iſt eine feſte Schleife angebracht. An dieſer Schleife wird der Grindige an einem Nagel an der Zimmerdecke be-

*) Vgl. Schmeller a. a. O. I, S. 1004.

festigt und muß dann vom Tische, wo er beim Anbinden gestanden, herunterspringen, daß die Kappe mit der Kopfhaut zurückbleibt. Muß sehr angenehm sein, dieses Selbstscalpiren! — Das ist so ein Capitel aus den bäuerlichen Roßcuren. Ein Kriegslied von anno Neun wünscht den Baiern solche Pechhauben aufsetzen zu dürfen. Wir nehmen lieber Abschied von diesen Dingen, ehe uns übel wird.

Doch nicht blos bei Krankheiten wurde solch ein Medicus angerufen; er konnte auch Leberflecke und Muttermale vertreiben, und das Weibsvolk ließ sich diese unlieben Gesichtszierden von ihm mit Höllenstein wegbrennen. So ist es auch auf dem Lande Brauch, sich die Warzen, außer mit Schöllkraut, „Warzenkraut“ oder Sympathiemitteln, dadurch fortzuschaffen, daß man brennenden Zunder darauf legt und so lange liegen läßt, bis die Warze glücklich weg ist. Profit! Hat Jemand im Wasser Kröten-, Frosch- oder Nattereier verschluckt und sie wachsen im Leibe, so muß der Betreffende den Kopf über lauwarme Milch halten; durch den Geruch angelockt, spaziert das Gethier gemüthlich durch den Hals herauf, wird dann mit einer Zange gepackt und an's Tageslicht befördert. Zuvor muß aber die Person drei Tage fasten und beichten und communiciren. Auch die Heilung vom Bandwurm (taenium) geht auf eine Hungercur hinaus. Nach drei Tagen ist der Wurm genug hungrig, meint der Heilkünstler, dann muß man zuerst einen Löffel voll Honig nehmen, da sperrt der Wurm das Maul auf und nun gießt man eine Flüssigkeit nach, die ihn sofort tödtet. Alles sehr anschaulich.

Außer diesen Bauernboctoren par excellence werden auch noch andere Leute consultirt, die im Rufe stehen, mehr zu wissen als andere. Dahin gehören zuerst die Curschmiede, über die wir gleich unten eigens berichten, sowie auch über die Apotheke derselben, welche mit der für kranke Personen

eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Nicht minder gab und gibt es auch ohne Frauenemancipation Doctorinnen genug. Die „Klosterschmiedkathl" ist eine bekannte Persönlichkeit. Nicht geringeren Ruf genoß die im Jänner d. J. verstorbene „Natzer Hebamme" von Natz bei Brixen. Gewöhnlich waren es alte Weiber, die mit ihren Kräutern und Salben außerordentlich wichtig thaten, überhaupt so viel geheimnißvolles Wesen trieben, daß man es den Bauern gar nicht übel nehmen kann, wenn ihnen in diesen alten, oft verkrüppelten, schmierigen, tabakschnupfenden Personagen Hexen verkörpert schienen.

Als Ergänzung möge hier noch die volksthümliche Thierarzneikunst, ganz unangekränkelt von der Bläße des wissenschaftlichen Gedankens, eine Stelle finden. Bei dem notorischen Mangel an Thierarzneischulen ist es kein Wunder, wenn das Landvolk Hilfe in Krankheiten des Viehes dort sucht, wo es sie am ersten zu finden hofft, zumal in vielen Fällen nur rasches Eingreifen oft einem ganzen Viehstande Rettung zu geben vermag. Gibt es doch in Tirol viele bedeutende Orte und Städte, wo kein diplomirter Thierarzt zu finden ist. Wer an diesem Uebelstande zumeist Schuld trägt, kann uns hier gleichgiltig sein; wir führen nur die Thatsache und die daraus sich entwickelnden Folgen an. In erster Reihe sind es die Hufschmiede, welche an vielen, ja den meisten Orten auf dem Lande zum erkrankten Thiere gerufen werden. Grundlos ist die Sache nun eben nicht. Man weiß, daß ein tüchtiger Hufschmied ex officio wenigstens die häufig auftretenden Krankheiten des Hufbeschlages zu behandeln wissen muß. Da nun nicht blos Pferde, sondern auch anderes Zugvieh (Mulos, selbst zeitweise Ochsen und Kühe mit leichten Eisen) beschlagen werden, so ist es natürlich, daß solche Leute mehr mit der Natur der Thiere und

Heilmittellehre vertraut sind. Zudem sind oft recht intelligente strebsame Naturen dabei, die ihren Wissenskreis zu erweitern trachten. Ihre theoretische Bildung ist freilich in den meisten Fällen gleich Null, da die zu Rathe gezogenen Bücher über Therapie der Thiere für Leute ohne geistige Palästra nicht wohl verständlich sind, und so bleibt ihr Wissen ein rein experimentales und erfahrungsmäßiges, gründet sich auf alte Scharteken, überkommene Recepte und dem Vater abgelauschte Handgriffe. Es fehlt eben an populären Darstellungen dieses Wissenszweiges, und was davon in einer bäuerlichen Büchersammlung vorhanden ist, ist gewöhnlich alter Plunder. Ich werde noch darauf zurückkommen. Die Art der Cur ist stets eine radicale (Roßcur). Es heißt „entweder hin oder her". Von einer Krankheitsdiagnose ist keine Rede. Man probirt eben. Schlägt das Abführmittel nicht an, so nimmt man den Schnepper*), und soll eine Eiterung angezeigt sein, so zieht man ein Haarseil. Für Krankheiten des Hufes bildet ein Umschlag von Lehm, mit Branntwein angefeuchtet, ein Hauptmedicament. In vielen Fällen kommen überhaupt dieselben Mittel in Anwendung beim Thiere, welche ich in der „tirolischen Hausapotheke" genannt**), nur in vermehrter und weniger sorgfältig bereiteter Ausgabe. So bei Beinbrüchen das „Spaneln", was bei Schafen und Ziegen oft ganz allein hinreicht, oder bei größeren Thieren das obengenannte „Dörrpflaster". Hufwunde Pferde erhalten auch Hufschuhe, die mit Heu ausgefüttert werden. Den Aderlaß bei Thieren nimmt gewöhnlich der Schmied vor; der-

*) Schnepper ist ein starker dreieckiger Stahlhaken, rechtwinkelig an einer Art Klinge angesetzt, der von einer starken Stahlfeder gehalten wird und durch einen Drücker losgelassen werden kann, daß der Schlag ein sicherer ist.

**) Vgl. Amthors Alpenfreund, Bd. VI, S. 96 ff.

ſelbe wird meiſtens an der durch Schnüren zum Vortreten gebrachten Halsader vollzogen.

Der zweite Mann im Dorfe, der in ſolchen Fällen conſultirt zu werden pflegt, iſt der Schäfer, deſſen Kunſt ſchon mehr der Charlatanerie ſich zuneigt, ſoweit ſie nicht erprobte Erfahrung hinter ſich hat. Die Schäfer ſtehen oder beſſer geſagt, ſtanden überhaupt nicht ſelten im Rufe von Leuten, die mehr wiſſen als andere, und ſollten für mancherlei Dinge Geheimmittel beſitzen. Vielleicht trug ihr einſames Leben viel dazu bei. Gegenwärtig iſt, wenigſtens im Oberlande, der Schafhirt ein junger Burſche ohne Kunſt und Gefährlichkeit. Auch der Senner nimmt einige Medicamente für leichtere Krankheiten mit auf die Alm und es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Kenntniß dieſer Leute eine etwas ausgiebigere wäre, namentlich auf Almen, die ſtark vom „fliegenden Brande“ (Milzbrande, wenn weit vorgeſchritten, unheilbar) heimgeſucht werden, was man ſehr ſonnigen, waſſerarmen Orten nachſagt. Bei dem rapiden, oft nur Stunden währenden Verlaufe der anſteckenden, ganze Almen verödenden Krankheiten iſt Hilfe vom Thale ſelten und ſtets problematiſch. Das Fleiſch des todten Thieres enthält Giftſtoff. Barren und Trog müſſen vernichtet, der Stall desinficirt werden. Nun denke man dazu unſere meiſten Senner! Was dieſe Leute gewöhnlich mitnehmen, iſt Glauberſalz, Arniko, Heftpflaſter, wenn's hoch kommt, Digitalinpräparate für bei Thieren oft vorkommendes Herzklopfen. Es iſt das Pulver von im Schatten gedörrtem und geſtoßenem Fingerhut, Digitalis lutea, der allerdings in der Wirkung ſchwächer als Digitalis purpurea, aber leichter zu haben und ſehr billig zu beſchaffen iſt. Von ſonſt in der Apotheke eines ländlichen Thierheilkünſtlers von einigem Wiſſen vorkommenden Dingen fallen mir für den Augenblick nur einige wenige bei. Lau-

terer Mehl (Linſemmehl) für Umſchläge bei Verhärtungen, Queckſilberpräparate, geſtoßene Meiſterwurz (Imperialis), Alpenſchafgarbe (Achillea alpina), Arnika, Angelikawurz, Enzianblüten und Wurzeln, Rhabarber, Calmus, Fenchel, Atropa belladonna, Bleizucker, Terpentin, Leinöl und, wenn auch ſelten, ein chirurgiſches Beſteck für Operationen. Auch Glüheiſen wird bei eiternden Wunden angewandt. Häufig bringen bei ſchweren Krankheiten dieſe Leute ganze Nächte in Ställen zu. In manchen Fällen macht der Bauer ſelbſt den Arzt und hat außer den hier zu nennenden Hausrecepten für Blutungen, Wunden, verſchwundene Freßluſt, Ausbleiben des Wiederkäuens, Schwergeburten, auch noch einige Bücher: „Des Schäfers Thomas Thierarzneikunde“ (ſehr häufig, aber veraltet), zuweilen das „Noth- und Hilfsbüchlein“. Auch die gewöhnlichſten Heilmittel: Arnika, Enzian, Linſenmehl fehlen ſelten. Nicht verhehlt darf werden, daß hier wie anderswo ſich auch noch der kirchliche Aberglaube breit macht, und eine am „hohen Frauentage“ bei der „Büſchelweihe“ mitgeſegnete „Dreißgenkrot“, das geweihte Ligusticum levisticum, geweihte Oelzweige und Palmkatzeln, oder von einem „Sammelpater“ erhandelte Amulete nicht ſelten das rechtzeitige Eingreifen eines Sachverſtändigen verhindern und die Hilfe ſehr zweifelhaft machen. Hieher gehört auch das Ausſegnen der Ställe durch den Geiſtlichen, das den Teufel- und Hexenglauben noch immer nährt.

Die Saltner.

Dem Fremden, der zur ſchönen Traubenzeit die ſchattigen Rebengelände Merans durchſtreift, kann es leicht begegnen, daß er plötzlich eine Geſtalt aus den grünen Laubengängen vor ſich auftauchen ſieht, ſo abenteuerlich und phantaſtiſch, daß er verblüfft einen Schritt zurückprallt und ſich unwillkürlich an die Naſe greift, um ſich zu überzeugen, ob er wache und nicht träume. Iſt es ein Indianerhäuptling, der ſich in einer Anwandlung von Reiſeluſt in dieſen lieblichen Winkel Europas verirrte? Oder iſt irgend ein mittelalterlicher Würdenträger erſtanden und von einer der umliegenden maleriſchen Burgen niedergeſtiegen, um den harmloſen Fremden zu ſchrecken?

Doch ſieh, der ſeltſame Mann mit der martialiſchen Hellebarde nähert ſich dem Weinbergbeſucher ganz beſcheiden und friedlich; unter dem thurmhohen unbeſchreiblichen Hute blicken ein Paar gutmüthige blaue Tiroler Augen hervor und eine kräftige Stimme bittet höflich und urdeutſch um einen „Tabakkreuzer". Nun erſt geht dem Erſchrockenen ein Licht auf, wen er eigentlich vor ſich habe. Es iſt ein Saltner, wie man hier zu Lande die Weinhüter heißt*).

*) Zur Erklärung des Namens Saltner gibt es zwei Wege. Entweder man leitet das Wort aus dem Mittellateiniſchen her, das die Formen saltarius, salterius, saltuarius, saltuaris, salutarius, salt-

Wir wollen uns den ſeltſamen Geſellen etwas näher anſehen.

Vor Allem feſſelt das Ungethüm von Hut unſere Blicke. Derſelbe hat die Form eines ſogenannten Wolkenſpalters oder Krapfenhutes, dreiſpitzig, von ſchwarzem Filze, und ſitzt der Quere nach auf dem Kopfe. Von der urſprünglichen Geſtalt iſt indeß keine Spur zu ſehen. Ein Wald von nickenden Hahnen- und Hennenfedern bedeckt dieſes Prachtſtück des Saltnerornates; dazwiſchen ſchimmern bunte Pfauenfedern, und wo noch ein freies Plätzchen blieb, hangen Fuchs- und Eichhornſchwänze über die Krempe. Ja, ſogar ausgeſtopfte Dachſe und derlei kleines Gethier ſind an den Spitzen angebracht und zeigen mit aufgeſperrtem Rachen ihre weißen Spitzzähne. Ebenſo eigenthümlich wie die Kopfbedeckung iſt der Zuſchnitt und Aufputz des übrigen Saltneranzuges. Die breite Bruſt deckt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten ledernen Hoſenträgern; darüber hängt loſe die leberne ſchwarze Joppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieſelbe mit den Vorderärmeln, ſo daß das

---

gravius in der Bedeutung von ὀρεοφύλαξ, ὀροφύλαξ messium, vitium totiusque territorii custos, saltus (Vorſt), custos (vorstere) aufweiſt (vgl. Du Cange Glossarium mediae et infimae latinitatis digess. Henschel, Paris 1840 — 46, tom. VI, p. 44 und 45), oder man bringt es in Beziehung zum mhd. selde, ahd. salida Wohnung, Herberge und zu seldener, seldner d. i. Bewohner einer ſolchen Selde, mithin Häusler, Seldner, wie es noch im Lechrain vorkommt. (Vgl. Leoprechting. Aus dem Lechrain. München 1855, S. 165.) In Meran trägt nur der Weinhüter den Namen Saltner, der zugleich auch Obſt, Kaſtanien ꝛc. zu hüten hat. In Vintſchgau heißt auch der Gemeindediener Saltner. Ich möchte mich eher der erſteren Ableitung zuneigen. Vgl. auch Schmeller a. a. O. II, 268 und 271. Schöpf a. a. O. S. 578.

weiße grobleinene Hemd nach ſpaniſcher Mode dazwiſchen bauſchig hervorſchaut. Die Mitte des Körpers umgürtet eine breite, ſchwarzlederne, weißausgenähte Bauchbinde, die das Wamms mit der kurzen Lederhoſe verbindet. Das Knie iſt bloß; die Waden bedecken weiße Strümpfe, über welche noch kurze lederne Kamaſchen geſpannt ſind. Was aber die ſeltſame Tracht noch abenteuerlicher erſcheinen läßt, ſind die zahlreichen Pfeifchen von Schweinszähnen, die an gelben Drahtkettchen gleich Orden über die Joppe hangen, und die Hellebarde, die der Saltner als Zeichen ſeines Hüteramtes in der Hand führt. Man erſieht aus dem Geſagten, daß man noch nicht der ärgſte aller Haſenfüße zu ſein braucht, um bei dem erſten Anblick eines Saltners einiges „Gruſeln" zu empfinden, und wir werden es ganz erklärlich finden, daß ſich einſt ein blaſſer Engländer zitternd vor dem vermeintlichen Räuber auf die Kniee niederließ und demſelben ſeine wohlgeſpickte Börſe präſentirte. Letzterer entnahm daraus ſchweigend ſeine „Tabakkreuzer" und ſtellte die Börſe dem verblüfften Sohn Albions lächelnd wieder zurück.

Am Sonntag vor Jakobi (25. Juli) findet in den Städten und Dörfern Südtirols die Saltnerwahl ſtatt, und zwar in erſteren beim Bezirksgerichte (früher beim Rentamte), in letzteren in der Gemeindekanzlei. Dorthin begeben ſich nach dem feierlichen Sonntagsgottesdienſte die Bewerber, welche ſchon einige Wochen früher ihre Geſuche nebſt Zeugniſſen eingereicht haben. Iſt der Wahlort ein Dorf, ſo befindet ſich im Zimmer der Gemeinderath, der die eintretenden Burſchen muſtert und dann den Vorgang mit folgender Formel beginnt: „Es wird der Rigel N. N. vergeben. Wer ſich anmelden will, ſoll ſich anmelden." Unter Rigel verſteht man einen Complex von Weingütern, welche das Revier

für den Saltner bilden*). Hierauf treten die Bewerber, Bauernſöhne oder Knechte aus der Gemeinde oder auch ausgediente Militäriſten, wieder ab und die Männer der Gemeindevorſtehung berathen, welcher für das Saltneramt am tauglichſten ſei.

Gefordert wird das zurückgelegte 24. Lebensjahr, lediger Stand und ein durchaus ſittlicher, unbeſcholtener Wandel. Wer ſich etwa einen Exceß im Raufen ꝛc. zu Schulden kommen ließ, wird als nicht mehr fähig hiezu erachtet. Iſt der Betreffende ein Knecht, ſo muß er wenigſtens ſeit zwei Jahren in der Gemeinde dienen. Hat aber einer einen längeren ununterbrochenen und tadelloſen Dienſt bei einem Bauern aufzuweiſen, ſo wird ihm vor Allen der Vorzug, denn man ſchließt daraus ganz richtig auf den ſolideſten verläßlichſten Mann, wie er zum mühevollen und beſchwerlichen Saltnerdienſt allerdings erforderlich iſt. Ganz beſondere Rückſicht wird darauf genommen, daß der angehende Saltner den Beſitz und die Verhältniſſe der angrenzenden Güter genau kenne.

Hat ſich der Gemeinderath endlich über die Wahl geeinigt, ſo wird der Betreffende vorgerufen und davon in Kenntniß geſetzt. Er hat dann das ſogenannte Rigelgeld zu erlegen, worauf die Verſammlung auseinandergeht. Selbſt wohlhabende Bauernſöhne rechnen es ſich zur hohen Ehre, wenn ſie die Wahl trifft, und feiern das freudige Ereigniß durch Feſtmahl und Trunk im Kreiſe ihrer Kameraden. Beſonders iſt dies der Fall, wenn Einer zum erſten Male Saltner wird. Das Amt kann nämlich zwei Jahre nacheinander von demſelben verſehen werden.

---

*) Ueber die Ableitung des Wortes Rigel vgl. Schmeller a. a. O. II, S. 73. Schöpf a. a. O. S. 554—55.

Am Jacobitage tritt der neugewählte Saltner zuerst seine Verpflichtungen an, indem er den Weinbergbesitzern seines Rigels die Antrittsvisite macht oder, wie es heißt, „fragen geht". Zu diesem Zwecke rasirt er sich sauber, kämmt sich sorgfältig und wirft sich in seinen schönsten Feiertagsstaat, der an diesem Tage noch in der gewöhnlichen Bauerntracht besteht; nur die ledernen Kamaschen werden angezogen als Zeichen seines künftigen Amtes und die „Gretel" an die Seite gesteckt, d. i. ein großes Messer in lederner, reich gestickter Scheide. So tritt er in Hemdärmeln vor den Bauern und begrüßt diesen mit der üblichen Frage: „Des (Ihr) werdet mi' wohl für gut ansehen?" Natürlich folgt bejahende Antwort, zu deren weiterer Bekräftigung dem Candidaten eine Halbe „Rother" vorgesetzt wird. Davon trinkt er indessen kaum ein Gläschen, denn er hat sich oft bei vierzig Bauern zu stellen. Als in Meran noch das Rentamt bestand, kamen die Saltner des ganzen Burggrafenamtes vierzehn Tage nach Jacobi dortselbst zusammen, um ihren Eid abzulegen. Jetzt werden sie beim Magistrate von einem Beamten des Bezirksgerichtes beeidet. In den Dörfern der Umgegend von Bozen gelobt der neue Saltner dem Gemeindevorsteher mittelst Handschlages treue Erfüllung seiner Pflichten, das sogenannte Anloben. Die Wichtigkeit derselben wird ihm hierauf in ernsten Worten an's Herz gelegt und ihm die Saltnerordnung übergeben, ein kleines gedrucktes Büchlein, in dem alle seine Rechte und Pflichten ausführlich zu lesen sind*). Zum Schlusse erhält er sein Ernennungsdecret. Am Tage der Beeidigung ist gewöhnlich ein Mahl.

*) Diese Saltnerordnungen, deren fast jede Gemeinde ihre eigene hat, erlitten mit der Zeit natürlich verschiedene Aenderungen, und zwi-

Je näher nun die Zeit des wirklichen Einstandes, d. i. der sogenannte hohe Unserfrauentag (15. August), rückt, desto mehr hat der Saltner zu thun und zu arbeiten. Alle Gitter und Zäune müssen mit Dornen gegen unberufene Eindringlinge verwahrt und am Eingange der zur Traubenzeit verbotenen Wege und Steige die sogenannte Saltnerhand aufgesteckt werden, zum Zeichen, daß hier das Bereich und die Pfandherrschaft des Saltners beginne. Diese ist eine rothe aus Holz geschnitzte Hand mit ausgespreizten Fingern und an einen Pfahl angenagelt. Oft sieht man auf der Fläche derselben einen Saltner aufgemalt oder auch den Teufel, um den Traubendieben noch mehr Respect einzuflößen.

Ein weiteres Geschäft des Saltners ist der Bau seiner Hütte. Diese besteht aus Stroh und Eichenzweigen; die Form derselben ist jedoch nicht überall gleich. Oft sieht sie von ferne einem großen Streuschober ähnlich; an andern Orten, z. B. in der Gegend von Neumarkt, ist sie wie ein Taubenschlag, auf vier mannshohen Stangen gebaut*). Dabei wird ein Posten gewählt, von wo aus der Bezirk so weit als möglich überschaut werden kann. In der Hütte befindet sich als einzige Einrichtung eine Art Faulbett, auf welchem der Saltner die wenigen der Ruhe zugemessenen Nachtstunden

---

schen der vom Jahre 1583, die ich im Statthaltereiarchive von Innsbruck besah, und der „Verhaltungsvorschrift für die Weinbeersaltner", die in den Dreißiger Jahren in Bozen, und der letzten, die 1860 in Meran erschien, ist ein großer Unterschied. Auch in der sonstigen Organisation des Institutes sind im Verlauf der Zeit Aenderungen eingetreten. So wird z. B. gegenwärtig in der Gegend von Eppan und Kaltern ein Obersaltner gewählt, der das Commando über die andern führt.

*) Diese Saltnerhütten sind nicht mehr häufig. So trifft man in der Nähe von Bozen fast keine mehr.

ſchlafen kann. Früher, als der „Zehent" noch beſtand, erhielt er Hüttenſtroh aus der Tenne des Pfarrers; jetzt muß er es ſelbſt beſtreiten; daher hat er häufig genug gar keine Hütte, ſondern blos eine ſogenannte Lueg, d. i. ein pyramidales Strohdach. Sind alle dieſe Geſchäfte beendet, ſo bleibt ihm noch übrig, ſich um Uniform und Bewaffnung umzuſehen, welche er gewöhnlich ſeinem Vorgänger abkauft.

Bis zum 14. Auguſt Mittags muß er mit allen Vorbereitungen fix und fertig ſein.

In Kaltern fetirt Derjenige, der zum erſten Male Saltner geworden, ſeine Kameraden am Lorenzitage (11. Aug.) mit dem ſogenannten Nuiwein (Neuwein). Dabei herrſcht ein eigenthümlicher Brauch. Die Saltner erſcheinen nämlich alle mit Sträußen („Buſchen") auf den Hüten. Wer keinen hat, zahlt den Buſchenwein. Ebenſo zahlt Derjenige, der den ſchönſten und zweit- und drittſchönſten Buſchen hat, einen ſolchen. Preisrichterin iſt die — Kellnerin. Dieſe holt nämlich eine Maß vom Beſten, nimmt heimlich den betreffenden Hut ſetzt ihn auf die Flaſche und ſtellt Alles zuſammen auf den Tiſch. Lauter Jubel und Halloh begrüßt den König des Feſtes, der ſich auf dieſe Ehre nicht wenig einbildet. Wenn es am 14. Auguſt, dem Vorabende des hohen Frauentages, zur Vesper läutet, laſſen die Saltner ihre Piſtolen krachen, denen einzelne abgefeuerte Mörſer mit lautem Knalle antworten. Bis zum ſpäten Abend blitzt und pufft es bald da, bald dort. Das iſt das ſogenannte Saltnereinſchießen. Am folgenden Feiertage wohnt der Saltner noch dem Gottesdienſte bei, von welchem er jedoch an den meiſten Orten während ſeiner Dienſtzeit, gegen die Verpflichtung, drei Roſenkränze zu beten, dispenſirt wird. Dann ſpeiſt er zum letzten Male bei ſeinem Bauer zu Mittag. Künftighin iſt er bei den Weinbergbeſitzern ſeines Hutbezirkes der Reihe nach zu Gaſte, „er lottert die Koſt", wie man in Meran ſagt.

Nun rüſtet ſich der Saltner zum Einſtande. Der lederne Ornat wird angezogen, die Pfeifchen umgehängt, der berühmte Hut, der Stolz ſeines Trägers, aufgeſetzt und die herkömmlichen Waffen und Requiſiten zuſammengepackt. Erſtere führt er abwechſelnd, je nach der Zeit. Den Anfang macht eine Art Spieß, ähnlich der Hellebarde, der ſogenannte Ruggaun oder die Runggel*), d. i. ein halbmondförmiges Meſſer mit einem Spieß auf der anderen Seite und an einem Stocke befeſtigt. Er braucht denſelben theils zum Springen über die Mauern, theils zur Nothwehr. Einige Zeit nach Mariä Geburt, wenn das allgemeine Wimmet (Weinleſe) beginnt, wird der Spieß durch die Hellebarde erſetzt, deren Herrſchaft indeß nur kurz dauert, denn nach dem „Aufbinden“ der Reben kommt eine ſchlanke junge Birke an die Reihe, deren Zweige oben zu einer Ruthe gebunden ſind. Je mehr die Weinleſe fortſchreitet, deſto mehr beſchneidet der Saltner die Zweige ſeiner Ruthe, ſo daß ihm zuletzt nur noch der Schaft als gewaltiger Stock übrig bleibt. Nebſt dieſen Waffen und einer Piſtole, die der Saltner natürlich nur zur Nothwehr und als Schreckmittel gebraucht, trägt er auch einen Löffel bei ſich und an manchen Orten eine Schneidgrammel, um Felberzweige damit abzuſchneiden, wenn ein Sturm die Reben von dem „Pataun**)“ (Pontaine, d. i. Rebengelände) losgeriſſen hat. Auch das Hexenkreuz oder Kreuzeiſen, ein ſchuhlanges, in Kreuzform geſchmiedetes Eiſen, mit allerlei zauberkräftigen Zeichen verſehen, fehlt nicht, um zur Mitternachtsſtunde, wo die böſen Geiſter ihr Unweſen treiben, allen Hexen- und

*) Runggl, Rungkl, rundgebogenes großes Meſſer zum Schneiteln der Bäume. Ital. roncone, ronca Hippe. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 570.

**) Vgl. Schöpf a. a. O. S. 489.

Teufelsſpuk zu verſcheuchen. Die alten Bauern, die in ihrer Jugend einmal Saltner geweſen ſind, wiſſen von ihren Nachtwachen viele Schauergeſchichten zu erzählen, bei denen ſie nur dem Kreuzeiſen ihre Rettung verdankten.

Mit all dieſen Dingen ausgerüſtet, begibt ſich der Saltner in den ſeiner Hut anvertrauten Bezirk, den er während der zwei bis drei Monate ſeiner Dienſtzeit nur zum Mittag- und Abendeſſen verlaſſen darf, während welcher Zeit ein benachbarter College ſeine Stelle vertritt. Es braucht wirklich die ganze robuſte Natur eines ſtämmigen Bauernburſchen, um alle die Mühen und Beſchwerden auszuhalten, welche die beſtändige angeſtrengte Wachſamkeit mit ſich bringt. Ueberall drohen Diebe, gefräßige Spatzen, naſchhafte Menſchenkinder, beſonders Studenten, und überall ſollte der Saltner ſein, die blauen und goldgelben Trauben und die flaumigen Pfirſiche vor räuberiſchen Händen zu ſchützen. Zur Nachtzeit, wenn alle Welt ſchläft und in ſüßen Träumen ſich wiegt, darf der Saltner ſein müdes Auge erſt recht nicht ſchließen, denn „im Dunkeln iſt gut munkeln“. Wachſamkeit iſt ſeine erſte und heiligſte Pflicht, und wehe ihm, wenn er bei einer Nachläſſigkeit betroffen wird! Seine Ehre iſt verloren und die Saltnerordnung legt ihm empfindliche Geldbußen auf, wenn er nicht gar ſeines Amtes allſogleich entſetzt wird. Um ſeinen Pflichteifer auf die Probe zu ſtellen, gehen Nachts gegen eilf Uhr die Gemeindemänner in die Weinberge und heben heimlich Feldlucken und Gitter aus. Da muß der Saltner zur Stelle ſein, damit, wenn die ſpähenden Verſucher um die Mitternachtsſtunde abermals nahen, ſie Alles wieder verſchloſſen und in Ordnung finden. In manchen Gemeinden herrſcht der Brauch, daß ſich die Saltner in den Tagen von Mariä Geburt bis zur allgemeinen Weinleſe Schlag zwölf Uhr bei gewiſſen Bauern anmelden müſſen.

Das geſchieht durch das ſogenannte Wecken. Sie ſtreichen nämlich mit ihrem Spieß kunſtgerecht über die Mauer, was einen grellen Ton gibt; „der Spieß ſchreit", heißt es in der Saltnerſprache. Nach Mitternacht ſind dem Geplagten endlich ein paar Stunden der Ruhe gegönnt; doch um vier Uhr Morgens muß er ſchon wieder ſeinen Rundgang antreten.

In früherer Zeit ſcheint dieſe Beaufſichtigung der Saltner wo möglich noch ſtrenger geweſen zu ſein. Den Gutsherren, denen die Bauern ihren Zehent in Wein zu entrichten hatten, war es keineswegs gleichgiltig, wie es in deren Weinbergen zugehe. So heißt es in einer Saltnerordnung von 1583: „und eine jede Herrſchaft ſoll einen Knecht zwei, drei Nächte vor dem Weinmahd hinaus zu den Saltnern ſchicken, und dieſelben ſollen bei einer jeden Hütte „„drey ziemblich Schrey thuen"" und iſt dann ein Saltner nicht bei ſeiner Hütte, ſollen dieſelben ſein „„Petgewandt nehmen und darauf trinken ziemblich"" oder ſonſt ziemlich ſtrafen, damit „„Sy ihr vleiſſiges aufſehen"" haben auf der Herrſchaft Weingartten*)." Hat hingegen der Saltner die Prüfung zur vollen Zufriedenheit beſtanden, ſo wird ihm reichliche Anerkennung zu Theil. Den folgenden Abend veranſtalten die Gemeindevertreter ihm zu Ehren eine „Marende" von Wein und Braten im Gaſthauſe und laden ihn dazu ein. Man kann ſich denken, welches Hochgefühl die Bruſt des jungen Burſchen hebt, wenn er, ſo allſeitig belobt, im Kreiſe der

*) Vgl. Urkundenbuch von Schönna im Statthaltereiarchive von Innsbruck S. 230. In neuerer Zeit iſt die Nachtwache nicht mehr ſo ſtreng. Die Saltner brauchen nur eine beſtimmte Zeit zu wachen, dann können ſie nach Hauſe ſchlafen gehen. Auch finden ſie untereinander gewöhnlich ein Abkommen, daß die einen für die anderen abwechſelnd wachen.

greiſen Väter des Dorfes ſitzt, vor denen die Jugend noch eine wahrhaft kindliche Ehrfurcht hat. Mit doppelter Pflichttreue verſieht er von nun an ſein beſchwerliches Amt, und das ſtolze Bewußtſein des ihm geſchenkten Vertrauens ſpricht ſich in ſeinem ganzen ſoldatiſch gemeſſenen Benehmen aus. Selbſt vor ſeinem Herrn lüftet er kaum den prächtigen Federhut; ſeine Antworten ſind von lakoniſcher Kürze und kein Scherz ſchlüpft über ſeine Lippen, am allerwenigſten gegen eine hübſche Dirne, die etwa des Weges kommt. „Der Saltner ſoll mit Dirnen, die auf dem Felde arbeiten, kein Wort reden", lautet das Geſetz, und hat er einen Schatz, ſo heißt es für die Dauer ſeines Dienſtes ſcheiden und meiden.

Ebenſo ſchweigſam verhält er ſich während des Mittagmahles, das er, wie bereits geſagt, der Reihe nach bei den Bauern einnimmt. Er macht das Eßgeſchäft überhaupt nur ſo nebenher in aller Eile ab. Strenge Satzung befiehlt ihm, auf dem Wege zum Dorfe nirgends ſtehen zu bleiben. Kommt er dann zum Bauernhof, ſo guckt er erſt vorſichtig durch das Fenſter und ſchaut, ob wohl alle Hausbewohner ſchon bei Tiſche ſitzen. Denn es iſt eine Schande für den Saltner, wenn er nicht der Letzte iſt. Schweigend zieht er dann ſeinen Löffel hervor und ſetzt ſich zum Mahle; nur dem Bauern und dem Großknecht gibt er auf etwaige Fragen Antwort. Bevor aber der Erſte vom Tiſche ſich erhebt, ſteckt ſchon der Saltner ſeinen Löffel wieder ein und nimmt mit einem „Vergelt's Gott" Abſchied. Bei wohlhabenden Bauern bekommt er meiſt Knödel und Hammelbraten, denn er braucht Stärkung für die Mühen ſeines Amtes. Zur Jauſe erhält er Wein und Brod. Auch wenn, wie es oft geſchieht, der Weinherr ſeine Beſitzungen beſucht und dort „marendet", iſt es Sitte, dem Saltner ein Glas Wien zukommen zu laſſen.

Die Vergehen, welche der Saltner zu ahnden hat, so wie das Pfandgeld, das er dem Uebertreter des Geſetzes abfordern darf, ſind in der Saltnerordnung genau beſtimmt. Er muß vor Allem ſchauen, daß alle Zugänge, Gatter und Lucken wohl verſchloſſen ſind. Betritt irgend ein Unberechtigter, ſei es ein Bauer oder ein Stadtbummler, einen durch die aufgeſteckte Saltnerhand verbotenen Steig, ſo ſtößt er zuerſt in ſein Pfeifchen; zieht ſich aber der alſo Gewarnte nicht zurück, ſo hat der Saltner das Recht, vier Kreuzer Pfandgeld, die ſogenannten Tabakkreuzer zu fordern, um die er indeß ganz höflich bittet. Wer eine Traube nimmt, zahlt 12 Kreuzer, für zwei 24 Kreuzer. Bei größeren Diebſtählen ſteht ihm das Recht der Beſtrafung nicht mehr zu, ſondern er führt den Dieb vor den Bauern, auf deſſen Grundſtück die That verübt wurde. Verſucht jener, ſich zur Wehr zu ſetzen, ſo macht der Saltner von ſeiner Birkenruthe Gebrauch. Droht ihm ernſtliche Gefahr oder fühlt er ſich einer ganzen Diebsbande gegenüber nicht gewachſen, ſo gibt er ſeinen benachbarten Collegen durch einen Piſtolenſchuß und einen eigenthümlichen Pfiff ein Zeichen, worauf ihm dieſe ſogleich zu Hilfe kommen. Beſonders haben die Saltner die Wälſchen auf der Nadel, von denen ſie nicht viel Spaß verſtehen, und das boshafte Volk der Studenten, die dem geplagten Saltner oft mit förmlicher Kriegsliſt zu Leibe rücken, um ihm etliche ſüße Trauben wegzunaſchen, und ihn dabei ſchändlich zum Narren haben*).

Die beſten Tage des Saltners ſind die der allgemeinen

*) In früherer Zeit waren die Strafen, beſonders für das Abſchneiden der Reben, ſehr ſtreng. So wurde nach dem Trientner Statut der Thäter durch die ganze Stadt gepeitſcht und auf drei Jahre verbannt.

Weinleſe, wenn das Winzen, hier zu Lande „Wimmen“*) genannt, beginnt. Da ſchickt ihm der Bauer das Saltnermahl, das aus Bocksbraten, geſottenem Fleiſch mit Sauerkraut und einer Flaſche Wein beſteht. Das läßt ſich der Saltner in ſeiner grünen ſchattigen Rebenlaube wohl ſchmecken. Nach genommenem Diner zieht er ſeine Piſtole aus dem Gürtel und feuert ſie ab, auf daß ſie dem entfernten freundlichen Geber ſeinen Dank verkünde. Beim Winzen iſt es ſein Amt, die Winzermeſſer öfters zu wetzen, für welche Mühe er eine Halbe Rothen und Tabakkreuzer erhält.

Wenn die Trauben eingeheimſt ſind, in der zweiten Hälfte des Monats October, geht auch das Amt des Saltners zu Ende. Da wird es öde draußen in den herbſtlich bunten Weinbergen, in denen früher das luſtige Gejodel der Winzer erſcholl; der Saltner räumt Hütte und Saltnerhände weg und wandert dem heimatlichen Dorfe zu. Dort vertauſcht er den ſtolzen Spanierhut und die lederne Amtskleidung mit der alten gewohnten Bauerntracht und verſieht ſeine früheren Geſchäfte als Bauernſohn oder Knecht. Zur ſchönen heiligen Weihnachtszeit aber wird auch dem treubewährten Saltner ſeine Chriſtbeſcherung. In der Chriſtwoche beſucht er der Reihe nach die Bauernhöfe ſeines Bezirkes, wo er freundlich bewillkommt und wohl bewirthet wird. Dabei ſpielt beſonders der neue Wein eine Rolle, der um dieſe Zeit bereits licht und klar iſt. Dann tritt der Bauer aus ſeiner Kammer und überreicht dem Saltner ſeinen wohlverdienten Lohn. Der Geſammtbetrag, der in der Saltnerordnung beſtimmt iſt, beläuft ſich im Durchſchnitt auf fünfzig bis ſechzig Gulden, ohne die Tabakkreuzer, die immerhin ein anſtändiges Sümmchen ausmachen.

---

*) Vgl. Schöpf a. a. O. S. 816.

Gleichsam zum feierlichen Schlusse ihrer Wirksamkeit finden sich die gewesenen Saltner am St. Agathentage (6. Februar) in Lana zusammen. Da ist in der St. Agathenkirche großes Patrociniumsfest mit feierlichem Bittgange, zu welchem die Saltner, einige Zeit vorher mit einem silbernen Becher von Haus zu Haus gehend, Beiträge einsammeln. Dieser Tag ist das letzte öffentliche Auftreten des ehemaligen Saltners und er ist von nun an nicht mehr berechtigt, diesen Namen zu führen. Diesen usurpiren dafür die Kinder beim Saltnerspiele, einem im Etschland beliebten Fangespiele, indem sie den improvisirten Weinhüter mit dem Spottreim necken:

„Saltner, haun, haun,
Die Köſten (Kastanien) sein braun,
Die Weimer (Weintrauben) sein süeß
I' ſch— d'r auf'n Spieß."

So sehr nun dieses mittelalterliche Institut einst am Platze gewesen sein mochte, so wenig paßt es mehr in die gegenwärtige Zeit. Die ehemalige soldatisch strenge Zucht der Saltner hat sich gar sehr gelockert, und das Recht der Einhebung des Pfandes ist zu einer privilegirten Bettelei herabgesunken, besonders in der Umgebung der Städte Bozen und Meran, wo das promenirende Publicum alljährlich in wahrhaft empörender Weise chicanirt und gebrandschatzt wird. Denn der Saltner unterzieht nicht jene Punkte seiner besonderen Aufmerksamkeit, wo ein Diebstahl am ehesten geschehen könnte, sondern hält sich dort auf, wo er Spaziergänger vermuthet, um von dem ihm behördlich ertheilten Bettelpatent einen möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen. Besonders haben sie es auf Curgäste und sonstige Fremde abgesehen, weil sie darauf rechnen, daß diese die darauf bezüglichen Normen nicht kennen, und pfänden sie entweder

auf öffentlichen Wegen, wo ihnen das Recht nicht zusteht, verlangen einen höheren Betrag oder erpressen ihnen die Pfandkreuzer in dem nämlichen Rayon zwei, ja sogar mehrere Male*). Dabei gebrauchen sie, besonders Frauen gegenüber, allerlei Schreckmittel, um sich größeres Ansehen zu geben, brechen plötzlich aus dem Gebüsch oder feuern blinde Schüsse ab ꝛc. Nimmt man nun, daß diese Kerle, besonders Abends, selten nüchtern sind, und in diesem Zustande eine Waffe tragen, so erscheint ein Gang in der Nähe eines Weinberges zur Nachtzeit oft geradezu lebensgefährlich. So wurde erst im vorigen Herbste der zu Untermais nächst Meran lebende Finanzwachrespicient M. auf der nach Bozen führenden Straße durch einen Saltner bedeutend verwundet. Es wäre sehr zu wünschen, wenn das Saltnerwesen einer zeitgemäßen Reform unterzogen würde in dem Sinne, daß die Beschränkung der Wege aufzuhören hätte, und dem Weinhüter nur das Recht verbliebe, verdächtige Personen anzuhalten.

*) Eine eigenthümliche Ausbeutung des Pfandrechtes muß es auch genannt werden, wenn sich die „Rigler" von ertappten Dieben einen Gulden zahlen lassen, hingegen aber gestatten, daß diese die edle Frucht korbweis fortschleppen, wie sich dies vor Kurzem in St. Paul (Ueberetsch) ereignete.

Kohlenbrenner und Kohlenzieher.

Der Hochwald iſt nicht ſo ſtill und träumeriſch, als er von unten ausſieht. Ich meine nicht den Balzruf des Auerhahns, der in goldener Morgenfrühe ertönt, oder den tauſendſtimmigen Geſang der Vögel, der ihn belebt, überhaupt nicht die Thierwelt groß und klein, die durch Gebüſch und Geäſt hüpft und läuft, raſchelt und ſchleicht, ſondern ich ſpreche vom Menſchen, der auch da oben einen Theil der Staffage ausmacht, die um ſo intereſſanter iſt, je origineller und ſeltener ſie ſich dem Auge darbietet. Es biegt ſich der Steig und auf einmal ſteht ein robuſter Kraxenträger vor dir; eine Viertelſtunde darauf begegnet dir die Athletengeſtalt eines Holzknechtes oder du ſtößt auf einen Wilderer, Schwärzer, auf das verſchmitzte Geſicht eines Schüſſeldrehers, der den verbotenen Schießprügel unter der Joppe trägt, oder auf einſame Waldſamenklauber.

Siehſt du dort den Rauch mitten aus dem Walde aufſteigen? Vom Thal ſieht er wie ein blaues Wölkchen aus, das ſich über die grünen Tannenwipfel hinzieht. Das rührt von einem Kohlenbrenner her, denkſt du, denn du biſt auf deinen Bergtouren gewiß öfter ſchon an ſolch einem rauchenden Meiler vorbeigekommen, haſt an der armſeligen Hütte dabei geraſtet und einen Schluck kühlen Waſſers von der Quelle getrunken, die daneben vorbeirauſchte.

Du haſt wol auch eine Zeit lang dem Geſchäft des Köhlers zugeſehen, wie er berußt von oben bis unten und nur mit kurzer Hoſe und ſchwarzem offenem Hemd bekleidet, auf dem Meiler ſtand und mit der Schaufel bald da bald dort an dieſer hölliſchen Rieſenpaſtete herumkleiſterte. Aber ich wette, viel mehr weißt du, liebes Stadtkind, nicht von ihm; es ſei denn, daß du dich ſpeciell dafür intereſſirt haſt.

Das Kohlenbrennen wird gewöhnlich erſt im Herbſt von den Knechten dieſes oder jenes Bauers, der zugleich Waldantheil beſitzt, betrieben, wenn zu Hauſe Alles eingeheimſt iſt. So iſt es wenigſtens in den hochalpinen Regionen. In den Vorbergen aber geht das Kohlenbrennen oft durch Sommer und Winter, beſonders, wo der Bedarf größer iſt und das Holz wegen ſchwieriger Localverhältniſſe nur für dieſen Zweck verwerthet werden kann. Für ſolche Fälle exiſtiren dann eigene Kohlenbrenner, die dieſen Erwerb als Beruf treiben und an manchen Orten auch eine eigene Zunft bilden. Das Geſchäft des Kohlenbrenners iſt nicht ſo leicht und einfach, als man meinen möchte, und erfordert außer einem abgehärteten Körper auch gründliches Verſtändniß und nöthige Vorſicht. Schon die Wahl des Ortes und der Bau des Kohlenmeilers iſt ein Stück Arbeit, das einen praktiſchen Mann will. Vor Allem muß er einen ebenen und offenen Platz im Walde ausfindig machen, an dem ſich in der Nähe Waſſer, am beſten ein Bächlein, befindet, denn Waſſer iſt, wie wir gleich ſehen werden, eine conditio sine qua non. Das Bächlein wird nämlich rings um den Meiler herum geleitet und muß nebſtbei noch mehrere „Tümpel“ ſpeiſen, die in gewiſſen Abſtänden ausgegraben werden.

Doch die Hauptſache iſt der Bau des Meilers ſelbſt.

Das Erſte iſt, daß der Köhler eine ſogenannte „Kohllöſche“ auf der runden Baſis ausbreitet und ringsum an

der Peripherie wallförmig aufschüttet, so daß in der Mitte eine flache Grube entsteht. In das Centrum wird der Pfahl, eine feste Stange, eingeschlagen. Von ihr aus werden, radienförmig auslaufend, Prügel gelegt und mit Brettern zugedeckt. Dieses bildet den Boden, auf den der Meiler zu stehen kommt, und hat zugleich den Zweck, den Luftzug von unten zu bewerkstelligen. Zunächst an dem Pfahl wird Reisig und Stroh gebunden, dazu verkleinertes Holz. Vergessen darf ich nicht einen etwas größeren Canal unter dem Bretterboden, durch den die Lunte zur Entzündung dieses leicht brennbaren Materials eingeführt wird. Um den Pfahl herum, schräg gelehnt, werden nun in mehreren, gewöhnlich drei Etagen, gleich lang geschnittene Holzprügel übereinander aufgestellt. Die oberste bildet Kleinholz. Dann wird der kegelstutzartige Holzbau mit Fichtenästen rings umkleidet und mit einer etwa einen Fuß dicken „Löschlage" (Kohlenkleister) umgeben, die fest aufgetragen wird. Ist noch keine vorhanden, so muß solche erst erzeugt oder aus dem Thale geholt werden. Man hilft sich indeß wohl auch mit Erde*).

Damit ist der schwarze Thron des Köhlers fertig. Um hinauf zu gelangen, ist eine ziemlich lange Brücke, bestehend aus zwei festen Bäumen mit Querſprossen, die mit Brettern belegt sind, schief gegen den Meiler angelegt. Entzündet wird derselbe von unten mittelst einer Lunte, die durch den oben erwähnten Canal zum reisigumwickelten Mittelpfahl eingeführt wird. Bald darauf züngelt die Flamme oben heraus und wird durch Hinzuwerfen von Kleinholz, dem soge-

*) Die Art und Weise des Kohlenbrennens ist so ziemlich dieselbe, wie sie der „Tiroler Landreim vom Jahre 1558", herausgegeben von Fr. Wieser im „Archiv für Gesch. Tirols" Bd. V, S. 227 und 228 beschreibt.

nannten Schürholz, genährt. Zugleich macht der Köhler mit einem eigenen Eisen an verschiedenen Punkten des Meilers oben kleinere, unten größere Zuglöcher in die schwarze Umkleidung, ähnlich den Kanonenlucken, außen weit, innen enger, durch welche die Verbrennungsproducte entweichen können, während die Luft von unten zuströmt. Diese Zuglöcher sind auch noch in anderer Beziehung wichtig. Durch Auf- und Zuschließen derselben kann er die Flamme hinlenken, wohin er will, damit die Verkohlung möglichst gleichförmig vor sich gehe; durch Anstechen des Meilers mit dem spitzen Eisen erprobt er ferner, wo und bis wie weit dieselbe bereits von oben nach unten vorgeschritten ist. Denn, wo dies der Fall, dringt das Werkzeug leicht ein, wo nicht, stößt es auf den festen Widerstand des Holzes. Dem allmählichen Fortschreiten der Verkohlung entsprechend, werden auch die Zuglöcher von oben nach unten ruckweise verstopft.

Lassen wir nun den Meiler weiter brennen und sehen wir uns unterdessen die Hütte des Köhlers an. Diese ist schlecht genug; nur in jenen Gegenden, wo auch im Winter gebrannt wird, gibt es größere Behausungen. Gewöhnlich aber besteht sie nur aus einem abschüssigen, bis zum Boden reichenden Holzdache, das sich an die dahinter liegende Bergwand anlehnt. Am Boden ist der einfache Herd aus kreisförmig gelegten Steinen gebildet, wo sich der Köhler sein karges Mahl selbst bereitet; in einer Ecke hat er aus Stroh und schmutzigen Kotzen die „Schlemme", seine primitive Lagerstätte. Von hier aus kann er Nachts durch eine Lucke oder ein Loch auf den Meiler sehen. Diese Vorsicht ist besonders in der ersten Zeit nothwendig, so lange das Grobholz noch nicht angegriffen ist, oder wenn ungünstiger Wind die gleichförmige Vertheilung des Feuers erschwert. Tag und Nacht muß er da auf der Hut sein, daß das Feuer nicht ausgehe,

oder daß, was noch ſchlimmer iſt, nicht irgendwo im Bauche des Meilers ein Feuerherd ſich bilde und die Flamme ein „Neſt“ ausbrenne, was freilich erſt beim „Ausziehen“ des Meilers an den Tag kommt. Er muß deshalb ſelbſt bei Nacht häufig hinaus auf den Ruheſtörer, bald da Kleinholz nachſchüren, bald Zuglöcher aufſtoßen, bald dieſe mit „Löſche“ verſtopfen. Allerdings erleichtert er ſich dieſe anſtrengende nächtliche Thätigkeit dadurch, daß er Nachts über viele Löcher zumacht, ſo daß das Holz langſamer brennt. Dafür braucht er aber auch länger. Man ſieht ſchon, gerade eine Sinecure iſt der Stand eines Köhlers nicht, am wenigſten im Winter im einſamen Hochgebirge. Nebſtdem hat er auf ſeinem unſicheren Thron einen durchaus nicht ungefährlichen Poſten. Schon Mancher iſt eingebrochen und im glühenden Leibe des Meilers elend zu Grunde gegangen. Deshalb wohl trifft man häufig zwei Kohlenmeiler neben einander, beſonders in höheren Bergregionen, da ohnehin ſchon zum Bau des Meilers in der Regel mehrere Leute nöthig ſind.

Der vollſtändige Verkohlungsproceß eines Meilers dauert gewöhnlich fünf Tage, wo dann das allmähliche Erlöſchen des Rauches davon Kunde gibt. Man läßt ihn darauf noch kurze Zeit ſtehen und beginnt dann mit dem „Ausziehen“. Die „Löſche“ wird partienweiſe herabgekratzt und die Kohlen mittelſt eigener rundlich gebogener Eiſen, „Kohlzieher“ genannt, in großen Stücken herausgeriſſen. Dabei ſind außer dem Köhler noch zwei bis drei andere Leute thätig; auch die Buben machen ſich gerne bei dieſem intereſſanten Geſchäfte zu ſchaffen. Die rauchenden Kohlen müſſen von den „Tümpeln“ aus beſtändig mit Waſſer „gelöſcht“ werden; dann werden ſie mittelſt „Kohlrechen“ mit eiſernen Nägeln bei Seite geſchoben und in „Kohlwannen“, das ſind aus ſtarken Wurzeln geflochtene Behältniſſe, auf einen Platz

zum Aufſchichten „gerabelt". Beim Aufſchichten bedient man ſich, wie beim Errichten von Holzlegen, der größeren Stücke als Stützmauern. Der Kohlenvorrath wird nun mit Baumrinde zugedeckt, oder wie es auch häufig geſchieht, in einen rohen Schuppen neben der Köhlerhütte geführt. Die erſte Nacht muß ſelbſtverſtändlich immer die „Kohlwache" gehalten werden, d. h. man muß jede Viertelſtunde wieder zum Kohlenlager hin und löſchen, wo ein blauer Rauch noch Glut anzeigt.

Damit iſt die Arbeit des Kohlenbrenners beendet und die der „Kohlenzieher" beginnt.

Zwar in den niedern Regionen geſchieht das Herabführen der Kohlen durch den Kohlenbrenner ſelbſt, aus dem Hochgebirge aber thun dies eigene Leute, die ſogenannten Kohlenzieher. Meiſtens geſchieht der Transport der Kohlen in's Thal gleich dem des Holzes und Bergheues erſt im Winter auf Schlitten, da das Herabſchaffen im Sommer wegen der Unebenheit des Bodens zu ſchwierig wäre. Dieſe Schlitten ſind ordinäre Handſchlitten mit durchbrochener Decke. Darauf iſt ein Sack ausgeſpannt, in welchen die hochaufgeladene Kohlenlaſt kommt. Die Leute ſind warm angezogen, denn die Nächte ſind eiskalt und die pfeilſchnelle Herabfahrt umhüllt ſie beſtändig mit Schnee. Gewöhnlich fahren deren mehrere zuſammen, ſo daß oft eine ganze Reihe von Schlitten wie die hölliſche Fahrt durch die Nacht dahergeſauſt kommt. Hinauf müſſen die leeren Schlitten wieder auf dem Rücken getragen werden, eine äußerſt beſchwerliche Arbeit. Es iſt auch Mancher dabei ſchon erfroren auf dem Wege zum einſamen Meiler im Hochgebirge.

Die Wurzengraber.

Eine ständige Staffage der einsamen Hochthäler und Almbezirke sind die „Wurzengraber" oder Enzianklauber. Es sind Gestalten wie wandelnde Ruinen, braun und verwittert, mit Gesichtern, in denen Sturm und Sonnenglut ihre Zeichen eingegraben. Ihre Lebensweise ist auch abenteuerlich genug. Hoch oben auf luftiger Alpenhöhe baut sich der Wurzengraber seine Hütte aus Zirbelbaumzweigen und deckt sie gegen den Regen und Schnee nothdürftig mit Baumrinden zu. Hier macht er sich wärmendes Feuer auf, kocht und schläft. Küchenzettel und Lagerstätte mag nun freilich höchst einfach sein, desto prächtiger aber ist die Umgebung der Hütte. Ringsherum prangen im herrlichsten Grün die üppigen Alpenmatten, von der Ferne hört er das Bimmeln der grasenden Kühe und hellauf jauchzt von der Höhe der Senner.

Die Schönheit der Natur kümmert indeß unsern wettergebräunten Kameraden sehr wenig, desto mehr aber die blauen und gelben Enzianblüthen, die auf den grünen Bergwiesen ihre Kelche entfalten. Denn aus den Wurzeln derselben wird der hochgeschätzte Enzianbranntwein gebrannt; dieselben zu diesem Zwecke zu sammeln, ist das Geschäft des Wurzengrabers. Die Arbeit hatte keine große Schwierigkeit damals, als die Wurzeln noch zahlreich die sonnigen Plätze über-

wucherten. Jetzt aber, da der Enzian faſt ausgerottet iſt und oft von höchſter Höhe zwiſchen grauſem Felſengeklüfte herabgeholt werden muß, iſt dieſer Erwerb einer der beſchwerlichſten. Mit dem erſten Morgengrauen macht ſich der Wurzengraber an ſein Handwerk. Er klettert auf die Vorſprünge der Felſen, wo er meiſtens auf die gefährlichſten Punkte kommt oder ſich mit Stricken herabſeilen muß, um große Enzianwurzeln zu finden. Wenn ihm die Sonne und ſein hungriger Magen die nahende Mittagszeit verkünden, ſo ſucht er ſich eine friſche Waſſerquelle und ſtreckt ſich in's Moos, um eine Stunde zu raſten. Ein Stück ordinären Alpenkäſes und ſchwarzes Brod iſt das ganze Mahl. Dann geht das Graben von Neuem an. Selten kommt er Abends zu ſeiner Hütte zurück, häufig iſt er zu weit entfernt, oft auch überraſcht ihn ein Unwetter. Dann ſucht er ſich eine Felſenhöhle und bettet ſich nothdürftig auf Moos. Iſt eine Sennhütte in der Nähe, ſo ſchläft er dort auf dem Heu. Die ausgegrabenen Wurzeln legt er auf Felſen in die Sonne zum Trocknen oder trägt ſie in ſogenannten Burden in die Hütte. So eine gedörrte Wurzel ſieht faſt aus wie ein ſtarrer Lederfleck. Das Hineinbeißen möchte ich meinem Todfeind nicht anrathen; man bringt den „hantigen" (gallbittern) Geſchmack ſtundenlang nicht mehr von der Zunge*).

Gewöhnlich bleibt der Wurzengraber unausgeſetzt im Gebirge, legt ſeine geſammelten Wurzeln in Höhlen und Klüfte zum längeren Austrocknen, geht dann in ein anderes Revier und ſtreift ſo den ganzen Bezirk ab. Im Spätherbſte,

*) Ein beliebter Witz der neckiſchen Dirnen iſt es, dem neueingetretenen Knecht oder Melker den Eßlöffel mit Enzianwurzeln tüchtig einzureiben und den Gefoppten, der natürlich das Geſicht gräßlich verzieht, weidlich auszulachen.

wenn die Almen schon leer stehen, begeben sich die Wurzengraber an ihre Sammelplätze, binden die trockenen Wurzeln zu „Burden", legen dieselben in die leere Almhütte als Hauptsammelplatz und tragen sie so nach und nach in's Thal. Nicht selten überfällt sie bei diesen Wanderungen der Schnee und es kostet Mühe und Noth, sich den Rückweg zu bahnen. Im Winter suchen die Wurzengraber in irgend einem Bauernhause Unterstand, wo sie sich durch allerlei Flickarbeiten, Besenbinden ꝛc. nützlich machen. Die übrige Zeit rauchen sie gemüthlich ihre Pfeife und rasten aus von den Beschwerden des Sommers. Mancher versteht auch trotz seiner knorrigen Hände das „Zitherschlagen" und ist deshalb ein gern gesehener Gast, wo lustige Burschen und Mädeln sind.

Unten im Thale befinden sich die Brennhütten, wenigstens die größeren; doch trifft man solche nicht selten auch oben im Sammelreviere. Wenn man über die Jöcher und Hochleger geht, so kann man oft in einsamster Gegend auf so eine weltverlassene Brennhütte stoßen. Sie sind dann von roh behauenen Balken aufgeführt, die von Wind und Wetter dunkel gebräunt aussehen, aus den Fugen hängt das Moos und aus jeder Ritze bringt unangenehmer Qualm. Die im Thale sind meistens aus Stein gebaut und enthalten warme Localitäten mit gleicher Temperatur. Wir treffen solche im Achen- und Jaufenthale, bei Ranalt in Stubai, in der Nähe des oberinnthalischen Dorfes Silz ꝛc. Eine berühmte Brennhütte befindet sich auch in Sölden beim sogenannten Seeber Schuster.

In diesen Hütten nun fabricirt der rußige „Brenner" den sogenannten „Enzeler". Die herbeigebrachten Wurzeln werden erst noch vollständig ausgetrocknet, dann mit zwei säbelartigen Messern auf einem Brett klein gehackt. Die Masse kommt in die „Gährbutten" oder Gährbottiche,

„Brenten" genannt, das ſind luftdicht verſchloſſene Kufen von ſechs Fuß Höhe, zur Gährung. Hierauf wird ſie in die ebenfalls luftdicht verſchloſſenen „Brennhäfen" geſchüttet und nun beginnt das „Abbrennen". Zuerſt wird „Lutter" *) gebrannt. Der „Lutter" ſieht aus wie Buttermilch und entwickelt noch keinen Alkohol. Aus dieſer Flüſſigkeit wird dann erſt der eigentliche Branntwein gewonnen. In neuerer Zeit hat man Vorrichtungen, mittelſt welcher zugleich Branntwein und Spiritus gebrannt werden kann.

Der Enzianbranntwein, der ſogenannte „Hochwurzener", wie er in der Leutaſch heißt, ſteht bei dem tiroliſchen Landvolk in höchſtem Anſehen. Er iſt die wahre Lebensessenz des Aelplers, ein Univerſalmittel gegen alle Gebrechen und Krankheiten. Ein Gläschen „Enzeler", zur Hälfte getrunken und zur Hälfte auf dem kranken Körpertheil eingerieben, vielleicht auch noch ein Bischen Murmentelſchmalz, das curirt ſicherer, als alle Mittel des berühmteſten Arztes. Ebenſo hilft es gegen Huſten und Verſchleimung, Rückenweh und rheumatiſches Glieberreißen. Freilich muß man auch ſo feſt an die heilſame Wirkung glauben, wie ein alter zäher tiroler Bauer. Sicher iſt, daß der Bitterſtoff der derben Wurzeln magenſtärkend wirkt und der groben und fetten Koſt des Aelplers ein Aequivalent bietet. Daher pflegt der Alpenbewohner Früh und Nachts ein kleines Gläschen dieſes Getränkes zu ſich zu nehmen; am Morgen nennt er es „ein Tupferl voll Heiterkeit" und Nachts „ein Tupferl voll Schlaftrunk". Man trifft den „Enzeler" indeß ſelten rein; gewöhnlich

*) Ich kann das Wort nicht erklären. Es kommt wohl auch in der Bedeutung von Zwergbirke (betula nana) und Zwerg- oder Alpen-Erle (betula ovata) vor, doch hängt dieſelbe kaum mit der obigen zuſammen.

„verpantſcht" ihn der ſtädtiſche Verkäufer und ſchwächt ſo die heilſame Wirkung. Die Maß echten Enzianbranntweins wird mit 3 fl. 50 kr. bis 4 fl. bezahlt. Der Geruch desſelben iſt anfangs nicht angenehm, doch bald gewöhnt man ihn und gewinnt den Trank lieb, beſonders den alten, der die Herbe verliert.

Die Arten der Gentiana, welche zum Brennen verwendet werden, ſind ſehr zahlreich. Der König des ganzen Enziangeſchlechtes iſt der gelbe Enzian (Gentiana lutea), deſſen Wurzeln deshalb auch Meiſterwurzen genannt werden. Sie wachſen auf mageren Bodenniederungen, wo ſie mit Reuthauen herausgenommen werden; auch findet man ſie auf Hochgebirgen und Alpen. Als ſehr vornehm gilt auch das Tauſendguldenkraut und der blaue Enzian mit dem großen tiefen Kelche. Verwendet wird ferner der pannoniſche Enzian mit dunkelpurpurnen Blüthen und ſchwärzlichen Punkten (Gentiana pannonica), der punktirte Enzian (Gentiana punctata), der unpunktirte Enzian (Gentiana concolor) und in Vorarlberg die Gentiana maculata.

Vor Zeiten, als noch der Enzian zu Tauſenden auf allen Almwieſen gefunden wurde, war das Wurzengraben als einträgliches Geſchäft ſehr im Schwunge und verhalf manchem armen Schlucker zu einem anſtändigen Sümmchen*). Es exiſtirt ſogar ein eigenes Wurzengraberlied, welches deren Leiden und Freuden hoch oben in der Bergwelt beſingt, ſowie auch der Wurzengraber eine ſtehende Figur bei Volksbeluſtigungen, z. B. Faſtnachtsſpielen, Bauernkomödien ꝛc.

---

*) Am Ende des letzten Jahrhunderts verdiente ſich der „Wurzenchriſtle" von Niederthei (im Oetzthal) mit „wurzen" von Barthlmä bis Michäli 36 fl. Vgl. Schöpf, der Höflichkeitsprofeſſor Chriſtian Falkner. 3. A. Innsbruck 1856, S. 24.

bildet*). Jetzt aber ist es ein armseliger Erwerb; die Enzianwurzeln werden nämlich immer seltener, ja sind in vielen Gegenden fast ganz ausgerottet. Daran sind die Gräber selbst Schuld; denn wenn man die Wurzeln schont, sie abstemmt und die unterste Spitze im Boden läßt, so wachsen sie nach, obschon sie viele Jahre dazu brauchen. Auch könnte man sie leicht künstlich „zügeln", aber leider wird dafür gar keine Sorgfalt angewendet. Die Folge davon ist, daß jetzt die ergiebigsten Gegenden wurzelleer geworden sind, z. B. das Lechthal, Martell, der Weer- und Pillberg ꝛc. Auch im Zillerthale, das früher die größte Ausbeute lieferte, schwindet der Vorrath von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Daher müssen die Wurzengraber — gewöhnlich sind es Leute aus letztgenannter Gegend — oft weit in andere Thäler gehen, um sie zu finden, in's Pusterthal, nach Obernberg, Stubai ꝛc. Besonders letzteres Thal birgt noch einen ansehnlichen Schatz von Enzianwurzeln, so daß ein vom Glück begünstigter Graber nicht selten in einem Tage zwei Centner gewinnt, während man in der Gegend von Sulzenau auf zwei Tage beiläufig einen Centner fünfzehn Pfund rechnen kann. Auch im Vintschgau gibt es Wurzelgraber, doch nicht Einheimische, sondern aus dem Oberinnthal oder anderswoher. Das Gewicht der Enzianwurzeln vermindert sich übrigens beim Trocknen so sehr, daß von einem Centner nur etwa 21 Pfund übrig bleiben. Am einträglichsten ist das Wurzelgräbergeschäft, wenn drei, vier Leute mitsammen gehen und ein Alpenrevier

---

*) Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Auflage. Innsbruck 1871, S. 145. Das erwähnte „Wurzengraberlied" ist nahezu gleich mit dem von Pogatschnigg und Herrmann, deutsche Volkslieder aus Kärnthen, Graz 1869 — 70, Bd. II, S. 144 gebrachten.

pachten, das dann drei von ihnen absuchen, während einer in der Brennhütte bleibt und brennt. Oft aber brennen die Eigenthümer selbst den Enzianbranntwein und kaufen den Sammlern die Wurzeln um geringen Preis ab. Dann ist der Wurzengraber wohl kaum mehr als ein Bettler, so daß man im Zillerthale sprichwörtlich sagt: „Arm wie ein Wurzengraber."

Den größten Stoß erlitt diese Erwerbsquelle durch das verunglückte Experiment der Salinendirection zu Hall. Diese kaufte nämlich Anfangs der Fünfziger Jahre um tausend Gulden Enzianwurzeln zusammen — es befand sich ein eigenes Magazin daselbst — um sie gerieben unter das Viehsalz zu streuen und dieses dadurch für die Menschen ungenießbar zu machen. Allein sie hatte sich verrechnet, denn das Vieh fraß es — nicht, und so wurden mehrere tausend Centner in den Inn geschüttet, was überdies noch den Tod der Wasserbewohner zur Folge hatte. Noch größer war der Schaden, den die Enzianplätze erlitten. Da man nämlich nur die großen und dicken Wurzeln brauchen konnte und daher gut bezahlte, so erschienen eine Menge Wurzengraber, die einen förmlichen Ausrottungskrieg gegen dieses Gewächs begannen, und als der Schwindel aufgehört hatte, war manches arme Thalkind, das sich früher vom Sammeln ernährte, brodlos geworden.

Die Enzianwurzeln sind indeß nicht das einzige Material, woraus der Tiroler den Branntwein gewinnt; die Heidelbeeren (Vaccinium myrtillus), die den beliebten „Moosbeereler" geben*), die Faulbeeren, die Schlehen, die Berberitzen, die Preißel- und Kranewittbeeren (Vitis idaea

*) Ueber die Gewinnung dieser Beeren vgl. den später folgenden Aufsatz: die Börerinnen.

und Juniperus vulgaris) liefern ihn ebenfalls. Beſonders letztere werden im Oberinnthale fleißig geſucht, abgeſtreift, „geſchlagen“ und daraus der „Kranewitter“ gebrannt. Es wäre hier nun allerdings noch Manches über den Verbrauch des Branntweins im Allgemeinen zu ſagen, über deſſen leider immer mehr in Aufnahme kommenden Genuß und über die Urſachen dieſes Ueberhandnehmens, ſowie über die traurigen Folgen. Doch wollen wir hier ſchließen und nur noch erwähnen, daß der Branntweinſeuche die etſchländiſche Traubenkrankheit und die hohe Acciſe der Getränke, beſonders des Bieres, einen nicht unbedeutenden Vorſchub leiſtete, weil es den Bauern zwang, zum Branntwein, ja zur ſchlechteſten Gattung desſelben, zum ſogenannten Fuſel oder „Eiſenbahneler“ die Zuflucht zu nehmen*).

*) Vergl. noch darüber: Amthors Alpenfreund, Bd. IV, S. 71.

Becher und Lärgetbohrer.

Häufig trifft man im Frühjahr, wenn man durch einen Wald geht, auf Lärchenbäume, deren Stämme angebohrt sind. Die Löcher sind mit Holzzapfen verschlossen. Diese Verwundungen rühren von einem „Lärgetbohrer" her, der die Lärchen angebohrt hat. In wenigen Tagen kommt er wieder, um ihnen das „Lärget"*) zu entziehen. Zu diesem Zwecke präparirt er vorerst alle Bäume ½ bis 1 Fuß hoch über der Erde auf obige Weise und beginnt dann mit dem „Ausziehen". Er hat dazu ein eigenes Werkzeug wie der damit Arbeitende „Lärgetbohrer" genannt, eine beiläufig zwei Fuß lange und etwas über einen Zoll dicke eiserne Rinne, die an einem Ende bohrerartig zugespitzt, am andern mit einem hölzernen Griffe versehen ist. Dieses Instrument wird nun — selbstverständlich, nachdem der Holzstoppel entfernt worden — in die ungefähr bis in die Mitte des Stammes gehende Oeffnung geschoben. Diese hat sich in der Zwischenzeit mit goldgelbem Harze angefüllt, welches sofort mit der Rinne ausgehoben und aus derselben in ein nebenstehendes Holzgefäß gestrichen wird. Die Oeffnung muß hierauf wieder sorgfältig verschlossen werden, daß kein weiteres Harz

*) Lärget (Lörget) = Lärchenharz. Vergl. Schöpf, a. a. O. S. 369.

und damit das junge Leben des Baumes ausfließe. In kleinen Fäßchen wird es ſodann zur weiteren Verarbeitung überliefert.

Ein College des Lärgetbohrers iſt der Pecher oder Pechklauber, alſo einer, der das Harz aus den Tannen und Fichten heraushackt und ſammelt. Man kennt ihn auf den erſten Anblick, auch wenn wir ihn nicht an irgend einer mächtigen Fichte herumhämmern ſehen. Die Tracht iſt die des Bauern. Die ſteife, pechbeſchmierte Lodenjoppe, die beim Ausziehen wie ein alter Ritterharniſch klappert, und der grüne Hut ſind abgeworfen. In der rechten Hand hält er ein hammerartiges Inſtrument, in der linken ein dütenförmiges Gefäß aus rauher Fichtenrinde. Unweit von ihm neben Rock und Hut liegt ein Schnerfſack. Sein Handwerk iſt ganz einfach. Er klopft zuerſt mit dem ſpitzigen Theile des Hammers die härtere Oberfläche des Peches weg und kratzt hierauf das flüſſige mit der mehr ſchaufelförmigen Rückſeite des Inſtrumentes, der ſogenannten Pechkratze, zuſammen. Das ſo gewonnene Material kommt in die rindene Düte — „Roge“ genannt; — iſt ſie gefüllt, ſo wird der Inhalt in den Schnerfſack geleert, welcher häufig in einer ſogenannten „wilden Kraxen“ getragen wird. Die Pecher ſind in der Regel ſelbſtzufriedene, genügſame Leute, die dieſe Gerechtſame von der Gemeinde für einen Pachtſchilling erhalten, und das geſammelte Material um einen Spottpreis — das Pfund zu 5 kr. — den Seifenſiedern, Schweinmetzgern, Seilern und Bräuern verkaufen, oder, was häufiger vorkommt, den eigentlichen „Pechſiedern“ abliefern. Von dieſen wird es in den ſogenannten Pecherhütten verarbeitet *), kleinen gemauerten Localitäten, in denen ſich der Herd mit den

*) Eine ſolche Pecherhütte kann man unweit vom Weiler Unternberg am Eingang in's Stubaithal ſehen.

Sudpfannen befindet. Dort wird das Pech ausgesotten, von gröberen Holzsubstanzen gereinigt und durch Säcke gesihen und ausgedrückt. Dieser erste Absud wird in Rindenkistchen gegossen und an der Sonne getrocknet. Er kommt als Terpentin und destillirt als Terpentinöl in Handel. Der zurückgebliebene gröbere Theil, die „Graupen", werden nochmals gesotten und ausgepreßt, und theils als „Pechöl" zum Faßpichen, als Vieharznei, zu Wagenschmiere u. dgl. verwendet, theils als beliebtes Beleuchtungsmaterial den Schmiedstätten abgeliefert.

Das Pechen muß, wenn es den Waldungen nicht schaden soll, sehr rationell betrieben werden. Die beste Zeit ist der Frühling, wo der „Stamm treibt", und man so dem natürlichen Saftausfluß des Baumes zu Hilfe kommt. Der Baum soll 12—15 Jahre alt sein. An freien sonnigen Plätzen ist der Safttrieb am ergiebigsten. Doch muß auf möglichste Schonung der Rinde, sowie auf die richtige Auswahl der Stämme wohl gesehen werden. Darum geben auch die Waldeigenthümer das Geschäft ungern in Pacht, sondern gewinnen das Pech lieber erst, wenn das Holz gefällt ist. Es werden dann Rinden untergelegt und so das ausfließende „Blut des Baumes" aufgefangen. Dessenungeachtet werden die Wälder, wo die Controle lässiger betrieben wird, von unbefugten Pechklaubern, sogenannten wilden Pechern, die wegen der Eile, zu der sie der Gedanke einer Entdeckung des Frevels antreibt, die nöthige Rücksicht vergessen, oft in traurigster Weise „geschändet" und die Bäume durch Anwendung schädlicher Mittel, Einhacken, Ausbrennen u. A. zu größerer Pechproduction gezwungen. Besonders letztere Art der Gewinnung sieht man ungern, weil dadurch häufig Waldbrände entstehen. Sehr im Schwunge ist das Pechen in Nonsberg, wo sich ausgedehnte Waldungen befinden, wie

überhaupt die Wälschen schon in früherer Zeit als bekannte „Pigelbrenner“ in Verruf waren, ebenso die Axamser und Götzenser*). Großen Schaden richten auch an abhängenden Waldpartien herabkollernde Steine an, die die Rinde der Bäume zu sogenannten Pechtätschen aufreißen und so unberufene Baderdienste versehen. Früher scheinen die Pecher eine eigene Innung gebildet zu haben, wie aus einem mir vorliegenden Pecherliede hervorgeht, das leider wegen seines haarsträubenden Dialectes nicht mittheilbar ist.

Die Gewinnung des „Lärget“ ist gewöhnlich das Gewerbe eines einzelnen Unternehmers, der als Chef nur das Administrative des Geschäftes besorgt, während die Arbeit von einer Anzahl in seinem Dienste und unter seiner Aufsicht stehenden Leute verrichtet wird. Er schließt mit den Bauern, welche ihren Waldantheil zu diesem Zweck hergeben wollen, einen Vertrag, in welchem genau bestimmt ist, wie viel Bäume und wo sie angebohrt werden dürfen; wie viele Jahre hindurch das Ausziehen des „Lärget“ gestattet ist u. s. w. Die den Bauern zukommende Entschädigungssumme wird ebenfalls genau ausbedungen. Im nächsten Jahre kommen dann die Lärgetbohrer wieder und so alle Jahre,

---

*) Schon in der tirolischen Landesordnung vom Jahre 1603 werden besonders die Wälschen als solche bezeichnet, welche die Wälder „verschwenden“ durch „lörgetborn, pigelbrennen, prändten, verfürung des Holzwerchs, der Taufel und der Raif“. Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 504. Ebenso Tirolische Landesordnung vom J. 1573, S. IV, 6, und Waldordnung vom Jahre 1833. Pigel cimbrisch = Pech, Harz. Vgl. Zingerle, Luserniſches Wörterbuch. Innsbruck 1869, S. 24.

„Lörgat, Peilpech samblt man mit Fleiß
In Welschland hat's seinen Verschleiß.“
(Tir. Landreim a. a. O. S. 240.)

bis der Vertrag abgelaufen ist. So wurde er z. B. vor kurzem im oberinnthalischen Dorfe Mieming auf zehn Jahre abgeschlossen. Die Quantität des ausfließenden Lärchenharzes wird begreiflicherweise jedes Jahr geringer, und erfordert deshalb auch weniger Zeit und weniger Arbeitsleute. Das „Lärget" ist als Heilmittel gegen Verwundungen gesucht und kommt als venetianischer Terpentin in den Handel. Leider wird bei irrationellem Verfahren den Wäldern großer Schaden zugefügt, besonders wenn die Oeffnungen von leichtsinnigen Leuten nicht oder nur schlecht verschlossen werden, was das allmähliche Absterben der schönsten Bäume zur Folge hat. Da der Schaden erst nach Jahren sichtbar wird, so lassen sich viele Bauern durch den augenblicklichen Gewinn zu leichtsinniger Abtretung von Waldbezirken für genannten Zweck verleiten*).

---

*) In Vorarlberg heißen die Pecher „Harzer". Das erste Geschäft dieser Leute ist, die auserseheuen Bäume zu „schwemmen", d. h. 2' hoch ober der Wurzel zu entschälen. Dies geschieht im Frühjahr. Einen Monat später kommt der Harzer wieder und kratzt das Harz, mit dem die Wunde ½ Zoll dick überlaufen ist, herab.

Die Züchner.

Hoch droben auf den Bergen und Alpen Tirols, wo Fichte und Tanne nur mehr ein kümmerliches Daſein friſten, gedeiht noch ganz luſtig die Zirbelkiefer (Pinus cembra). Leider hat die Gedankenloſigkeit der Bauern den von keinem ſorgſamen Forſtamte geſchützten Baum auf den Ausſterbeetat geſetzt, ſo daß er bald nur mehr der Sage angehören wird, wie verſchiedene andere Dinge, z. B. der Steinbock. Unſere Schnitzer und Möbeltiſchler, denen das prächtige Zirmholz das beſte Material liefert, mögen ſich dann um Erſatz umſehen, und die Kinder werden vergebens den Herbſt erwarten, der ihnen wieder ſüße „Zirmelen" zum Aufknacken bringt. Nicht den geringſten Antheil an der ſyſtematiſch betriebenen Ausrottung dieſes ſchönen Baumes haben nun auch die Leute, welche wir in dieſem Bilde dem Leſer vorführen wollen: die „Züchner"*).

Das Geſchäft des Sammelns der großen, ſchwarzblauen, kegelförmigen Fruchtzapfen, „Tſchurtſchen, Züchen", welche die geſuchten Nüßchen enthalten, heißt „Züchnen"

*) Wohl aus „Zirmner" entſtanden, mit dem im Zillerthal eigenthümlichen Uebergang des r in ch oder ſch. Zirm, Zirbm, Zirbl = Zirbelkiefer (pinus cembra L.). Schmeller a. a. O. 1. Ausgabe, Bd. IV, S. 284 und 285. Schöpf a. a. O. S. 829.

und die Leute, welche sich damit befassen „Züchner“ *). Von beiläufig Mitte bis Ende September wird das Sammeln betrieben, weil die Früchte da zur vollen Reife gelangen und die Zapfen früher noch zu sehr im Pech sind, also die Last unnöthig vermehren würden. Sie lassen sich auch erst in voller Reise, wo die Schuppen sich öffnen, gut „ausbratschen“, worunter man das Herauslösen der Nüsse aus den mit Deckchen geschlossenen Zellen versteht, und das durch „Ribeln“ **) bewerkstelligt wird. Diesen Reifezustand drückt man aus, indem man sagt: „Die Züchen sind in der Bratsch.“ Die früher gepflückten Tschurtschen***) müssen im Feuer erst ihren Pechgehalt abgeben, „gebraten“ werden. Die eigentlichen Züchner — denn auch Senner oder junges Volk geht zuweilen „in die Tschurtschen“ — beginnen ihr Amt um die genannte Zeit, suchen alle Löcher und Alpen ab, wo sie die schönsten und größten Bäume wissen. Das Terrain wird schon lange zuvor recognoscirt.

Im Zillerthale, wo die Sache schwunghaft betrieben wird, sind zumeist die sonnenseitigen Berge das Ziel der Suchenden. Man geht entweder allein oder in Gesellschaft auf Beute aus, und bleibt je nach Umständen einen Tag oder mehrere im Bergrevier. Bei längerem Aufenthalt quartiert man sich in einer Sennhütte oder einem Alpenstadel ein, wohin auch die den Tag über gesammelten Früchte gebracht werden, bis der Vorrath genügend scheint. Ein etwas gewandter „Züchner“ bringt es innerhalb acht Tagen wohl

---

*) „Edle Zirm Nuß thuen hergeben
Die hohen Perg, wenig die Eben (Ebene)
heißt es im Tir. Landreim, herausgegeben v. Fz. Wieser a. a. O. S. 234.

**) Riblen, ribblen, heftig wiederholt reiben. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 551, 557. Schmeller a a. O. 2. Aufl., II, S. 9.

***) Fruchtzapfen der Nadelbäume.

zu einigen Star Nüßchen, denn begreiflich ſchleppt der Geſchäftsmann, der in Nüßchen „macht", nicht die nutzloſen Hülſen zu Thal, ſondern benützt die langen Herbſtabende oder eintretende Regentage dazu, beim Herdfeuer ſeines Lagers die in Rückkörben zuſammengetragenen Zirmzapfen „auszubratſchen". In einem Sacke trägt er dann die Beute nach Hauſe oder zieht ſie auf einer „Schipfe" *) thalwärts. Etwas anderes iſt es, wenn man in Compagnie auf „Züchen" ausgeht, ein beſonderes Gaudium für Burſchen und Dirnen. Natürlich muß man möglichſt früh aufbrechen, um rechtzeitig beim Geſchäfte zu ſein. Nach eingenommenem kräftigem Morgenimbiß, der der Hauptſache nach bis Abend vorhalten muß, begibt man ſich auf den beſtimmten Sammelplatz, wohl ausgerüſtet mit Körben, Steigeiſen und dergleichen Dingen, im Sacke ein tüchtig Stück Schwarzbrod und eine gefüllte Branntweinflaſche. Iſt die Nacht dunkel, ſo ſind ihrer mehrere — die Geſellſchaft iſt manchmal wohl zwanzig Perſonen ſtark — mit Kienfackeln, „Bucheln**), Kenteln" verſehen. Sofort, wenn die Zahl voll iſt, wird unter Singen und Jauchzen aufgebrochen. In langer Reihe ziehen die Fackeln den Berg hinan, ſtellen ſich dann wieder in einen Kreis zuſammen, werden von den Trägern geſchwungen, daß ein Feuerrad entſteht, verfolgen ſich u. ſ. w., was den Leuten eben der Muthwille oder die tolle Luſt eingibt. Am übelſten daran ſind die Einödhöfler, an denen die „Bande" vorüberzieht. Die werden unbarmherzig aus dem Schlafe gelärmt, auch wohl mit dem Rufe: „Auf! auf! es brennt!" emporgeſchreckt. Strecken ſich dann die erſchrockenen Geſichter

*) Auch „Scheipfe", grobgezimmerter Schlitten.

**) Fackeln von Holzſpänen, verwandt mit dem Worte Pech. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 65 und 491.

zum Fenſter heraus und fragen: „Wo?“ dann heißt es: „Siehſt nicht? Die Bucheln brennen.“ „Das Tückthun“, d. h. Holzlegen umzuwerfen, Thüren zu verrammeln, den Brunnen abzukehren, beſonders aber den Obſtanger heimzuſuchen, gehört, ſcheint es, zu den Vorbereitungen des Geſellſchaftszüchnens. Die Gefoppten haben natürlich den Spott gratis dazu und des Lachens iſt kein Ende, bis die Alphütte erreicht iſt, wo man allererſtens ſich „verſchnauft“. Die Aelpler müſſen gute Standorte angeben, wo es ſich verlohnt, auf die Bäume zu ſteigen; je zu zweien, ein Burſche und ein — Mädel, übernehmen einen Streifbezirk; dann trennt man ſich, um nach gethaner Arbeit ſich wieder bei der „Kaſer“ zu treffen. Die Buben müſſen nun die Bäume hinauf, hinaus auf die ſchwanken Aeſte, wo die ſchönſten „Züchen“ hangen. Es iſt ein gefährliches Stück Arbeit; aber unſere Naturturner verſtehen ſich darauf. Wohl beten ſie ein Vaterunſer und bekreuzen ſich, ehe das „Kraxeln“ angeht; aber einmal oben, hallt ein Juchzer hinaus in die friſche Bergluft und alle Gefahr iſt vergeſſen. Man erinnert ſich nicht mehr daran, daß erſt vor acht Tagen ein Züchner herabfiel und maustodt liegen blieb, und daß ein anderer mit gebrochenem Fuße auf einer Tragbahre von Aeſten nach Hauſe kam. Man ſetzt eine Ehre darein, in möglichſt kurzer Zeit den Korb ſeiner Sammlerin, die unten die herabgeworfenen Zapfen zuſammenklaubt, zu füllen, und zwar, wenn Auswahl da iſt, mit den ſchönſten Tſchurtſchen; die kleineren und angepickten überläßt man in dieſem Falle großmüthig der Nachleſe haltenden Jochgratſche (Krähe). Nationalökonom iſt aber ſo ein Züchner nicht. Er zerrt an den armen Aeſten erbarmungslos herum und hat nicht ſelten ein Beil bei ſich, um einem Zapfen zu Liebe, der weit draußen hängt, wohin er nicht ſteigen will, den ganzen Aſt abhauen zu können. Der Waldfrevel iſt da

in floribus. Natürlich geht ſo ein geſchändeter Baum zu Grunde, und da in Tirol von einer künſtlichen Forſtzucht die wenigſten Bauern eine Idee haben, ſo treten die Eingangs erwähnten Folgen ein. Iſt der Korb gefüllt, ſo bricht man wieder zum Sammelplatze auf, um dort in Geſellſchaft ſein Brod zu verzehren, vielleicht, daß ein mitleidiger Senner eine Schüſſel Milch dazu hergibt.

Auf dem Heimwege geht es ſchon bedeutend ſolider zu, als es bergauf gegangen iſt; man hat zu tragen genug, und wo eine Raſtbank neben einer Waldcapelle ſteht, macht man nicht ungern ein wenig Halt. Daheim wird das verſäumte Mittageſſen gründlich nachgeholt und dann die mitgebrachte Waare „ausgebratſcht". Die Nüßchen werden ſtarweiſe à 1 fl. verkauft, entweder an Leute, die daraus Oel gewinnen, oder an den Krämer, der ſie wieder en detail losſchlägt, oder auch, was das Rentabelſte iſt, in der Nähe von Städten an Zuckerbäcker, die ſie wie Pignolien (Frucht von Pinus pinea) zu verwerthen wiſſen. Der Handel damit iſt in Innsbruck nicht unbedeutend. Auch in's Ausland werden ſie verführt. Der Gewinn davon fließt freilich nicht in die Taſche des „Züchners", ſondern des Zwiſchenhändlers. Einen Theil der Nüßchen behält man für ſich, damit man im Winter etwas „auszukarten" hat.

Die Beererinnen.

Eine verhältnißmäßig durchaus nicht geringe Einnahmsquelle der armen Leute im Zillerthal, überhaupt im Unterinnthal, und beſonders auch in der Umgebung von Innsbruck iſt das Sammeln der „Moosbeeren“ (Heidelbeeren, Vaccinium uliginosum). Sie wachſen nur auf Schiefergebirgen, beſonders häufig im Zillerthal, wo alle Wälder bis hinauf zu einer Höhe von 4000 Fuß voll ſind von dieſen kleinen zierlichen Stäudchen mit den ſchwarzblauen ſehr wohlſchmeckenden Beeren, die man dort „Zötten“*) nennt. Aus ihnen wird im ganzen Unterinnthal ein delicater Schnaps gebrannt, der „Moſtbeereler“, das „Moſtbeerlwaſſerl“. Weil die Beeren, welche von höher gelegenen Orten: Holzſchlägen, ſogenannten Bränden, und niederen Jochen kommen, mehr Branntwein liefern als andere, ſo ſind dieſe begreiflicherweiſe mehr geſucht. Mit dem Sammeln geben ſich faſt ausnahmslos nur Weiber und Kinder ab, und die Leſezeit iſt Auguſt und der Beginn des Septembers. Die Bauern ſind auf dies Geſchäft nicht eben gut zu ſpre-

*) Vgl. mhd. zâte, nhd. Zotte. Ueberhaupt Dorngeſtrüpp, Geſträuch; in Ulten: Almroſenſtaude; in Paſſeier: die einzelnen Büſchel von den ſogenannten Schwarzbeeren; im Puſterthal: Zwergkiefer, pinus pumilio). Schöpf a. a. O. S. 827.

chen, denn es entzieht viele weibliche Arbeitskräfte dem „Tagwerken", was Niemand Wunder nehmen darf, da man doch lieber beim Beerenklauben, das nicht anstrengt, einen bis zwei Gulden, als auf dem Felde zwanzig Kreuzer bei schwerer Arbeit verdienen will. An Bauernfeiertagen gehen zwar ganze Scharen ländlichen Weibsvolkes „in die Beeren", doch die machen kein Geschäft daraus und kümmern uns hier nicht weiter.

Die eigentlichen „Beererinnen" beginnen ihre Arbeit am frühen Morgen und setzen sie den ganzen Tag fleißig fort, kaum daß sie sich Mittags Zeit gönnen, eine Quelle aufzusuchen und ein Stück Schwarzbrod zu verzehren. Die besten Plätze, wo das „Gestäude" weithin den Waldboden überzieht, haben sie sich früher „abgeschaut" und auch ordentlich geheim gehalten, oder der terrainkundige Geisbub mußte ihnen betreffs solcher Oertlichkeiten „Botschaft thun". Gesellschaft, die eigenen Kinder ausgenommen, liebt man da nicht, und wenn es das Unglück will, daß zwei Beererinnen auf demselben Platz zusammentreffen, so setzt es nicht selten hitzige Wortgefechte ab; denn eine Bauernweiberzunge ist sehr streitbarer Natur und äußerst nachhaltig. Die Beeren sammelt man mit dem „Riffel" oder „Kamm". Es ist dies ein kleines Behältniß mit einer Handhabe. Dieser gegenüber an der offenen Seite befinden sich in der nach innen zu etwas gesenkten Bodenfläche eiserne Stifte, die ziemlich lang sind, so daß man wohl an einen eisernen Kamm erinnert wird. Mit diesem „Riffel" fährt man unter die Stauden und dann nach oben, so daß die ohnedem leicht abfallenden Beeren abgestreift werden und über die schiefe Ebene in das Gefäß rollen. Ist dies gefüllt, so leert man den Inhalt in einen bereitgehaltenen großen Korb. Auf diese Weise ist eine geschickte „Beererin" im Stande, durch eine Arbeit von

Morgens bis zum ſinkenden Tage zwei, drei Star zuſammenzubringen, was immerhin eine bedeutende Laſt abgibt, die nun oft mehrere Stunden weit nach Hauſe getragen werden muß, da ergiebige Plätze oft weit oben im Gebirge liegen. Iſt auch das Sammeln nicht ſchwierig, ſo iſt es doch auch nicht angenehm, viele Stunden nacheinander mit gekrümmtem Rücken von Strecke zu Strecke zu kriechen und dann ohne eigentliche Stärkung ſchwerbeladen den Heimweg antreten zu müſſen, der allerdings oft in Geſellſchaft gemacht wird. Natürlich ſchmeckt das Nachtmahl und der Schlaf darauf vortrefflich; morgen geht es ja wieder in aller Frühe den Berg hinauf.

Gewöhnlich werden die Beeren gleich nach der Heimkunft an den Schnapsbrenner abgeliefert, der für einen Star fünfzig Kreuzer bezahlt. Mehr ſchlagen ſich die Leute in der Nähe einer Stadt heraus, wenn ſie ihre Waare dorthin zu Markte bringen oder damit hauſiren gehen, und auf dieſe Weiſe pro Star immer ihren ſicheren Gulden, auch mehr einſtreichen, denn allzu viel Löffel voll bekommt man um einen Kreuzer nicht. Letztere Art, die Beeren zu verwerthen, kommt vorzüglich bei Axams, Birgitz und Götzens (Dörfer auf dem Innsbrucker Mittelgebirge) vor. Die Kinder gehen ſammeln und die Mutter trägt die geſammelten Beeren zur Stadt*). Iſt ein gutes Beerenjahr, ſo machen ſich die kleinen Leute auf dieſem Wege wohl vierzig bis fünfzig Gulden, für ſie immer ein „ungeheueres Maul voll“. Freilich vernichtet der Reif des Frühjahres und Hagelſchlag im

*) Viele Beeren werden auch von armen Oberländer Kindern aus Telfs und Umgebung auf dem Simeringberge geſammelt. Nachts oder in den erſten Frühſtunden fahren ſie dann auf den „Flößen“ nach Innsbruck, um ſie daſelbſt zu verkaufen.

Sommer nicht weniger häufig auch ihre Erntehoffnungen, wie die des Bauers, und ihre Kümmerniß ist bei drohendem Unwetter um so größer, je mehr sie für des Winters lange Noth auf diesen kleinen Erwerb angewiesen sind.

Die Moosbeeren sind es übrigens nicht allein, die auf diese oder ähnliche Art gesammelt und zu Geld gemacht werden, wenn gleich sie vor Allem, weil am öftesten vorkommend, einen Handelsartikel im Kleinen bilden. Auch die verwandten, mehligen und etwas säuerlichen Preißelbeeren (Vaccinium vitis idaea), im Oberinnthale „Granten", im Unterlande „Glan" getauft, werden stark gesucht und auf gleiche Weise gelammelt. Man bereitet daraus auf dem Villberge bei Schwaz das „Grantenwasser", welches für die dortigen armen „Bergler" die Stelle des Kirchtagweines vertritt. Die zerstampften Beeren werden in einen Bottich geschüttet, mit Wasser begossen und einer Art von Gährung überlassen, in die sie nach einiger Zeit übergehen. Das gibt ein gesundes säuerliches Getränk. Aus denselben Beeren brennt man auch Schnaps oder siedet sie für die Wirthschaft zu Sulzen ein, was aber sehr großen Beisatz von Zucker erfordert. Ebenfalls um sie einzusieden, läßt man die Trauben der Berberitzen (Berberis vulgaris) sammeln, die sehr heilsam sein sollen, namentlich für Lungenleidende; dann Hollunderbeeren, die außer der Tiroler Nationalleckerei „Hollermandl" (Hollunderbeerenbrei), auch Sulzen abgeben; Vogelbeeren, die Branntwein liefern u. s. w. Wir wollen diese lange Reihe der Beerensammlerinnen mit jenen schließen, welche die aromatischen Früchte des Wachholderstrauches sammeln, der in Tirol Kranebitstaude*) genannt wird (Juni-

*) Ueber die Ableitung dieses Wortes vgl. Anmerkung zu S. 77 und Schmeller a. a. O. I, S. 1371.

perus communis). Man breitet unter den Strauch ein Tuch aus und ſchlägt dann mit einem tüchtigen Stocke auf den Buſch, bis die Beeren abfallen. Die Sammelzeit iſt hier ziemlich in den Herbſt hinausgerückt, weil ſie erſt ſehr ſpät vollkommen reif werden, ja, um ſie roh genießen zu können, einen kleinen Reif erlitten haben müſſen. Sie werden als Medicament für „Vieh und Leut'", beſonders bei Bauchſchmerzen angewendet. Nüchtern gekaut, glaubt der Bauer, ſchützen ſie vor anſteckenden Krankheiten. In größeren Mengen aber werden ſie zu Schnaps gebrannt. Ein Star kommt auf einen Gulden. Zuerſt erhält man das Kranebitöl, das ſehr theuer iſt. Von einem Star Beeren erhält man beiläufig drei Seitel Branntwein, ſo daß ſich der Preis dieſes auch zu den bäuerlichen Heilmitteln (bei Uebligkeiten und Magenleiden) gehörenden Getränkes per „Maß" (etwas über 1·4 Liter) auf drei bis vier Gulden ſtellt.

Die Seefelder Ameiſenhexen.

„Mein Gott! Es iſt wohl ein armes Ort, meine Heimat, und man muß wohl recht „„g'ſparig"" leben, wenn man d'raus kommen will!" So klagte mir oft die lebfriſche Zenz, die Kaffeeköchin im „Deutſchen Kaffeehaus" zu Innsbruck, wenn ſie wieder von einem Holzbauern aus dortiger Gegend Nachricht von ihren Leuten erhalten hatte.

Und es iſt auch wahr.

So oft ich durch das unwirſche Scharnitzthal zog, kamen mir ſtets dieſe Worte in den Sinn. Bei „drei Vierteljahr Winter und einem Vierteljahr kalt" iſt Heu, Hafer und Erdäpfel beinahe Alles, was wächſt, höchſtens, daß der „Langesroggen" reift, wenn das Jahr gut iſt, und die Spätkirſche im Auguſt hie und da zeitigt. Weizen und Türken muß gekauft werden, gewöhnlich im benachbarten Hochbaiern. Die Männer gehen tagwerken in's Holz, die Weiberleute beſorgen die Feldarbeit und wirken und ſpinnen, denn der „Haar" (Flachs) gedeiht gut daſelbſt und bringt manchen Groſchen in's Haus. Auch Holz wird manches Fuder nach „Spruck" (Innsbruck) geführt, um die Steuerkreuzer herauszuſchlagen, freilich nur zu oft auf Koſten des Waldcapitals, das in troſtloſer Weiſe mit jedem neuen Winter zuſammenſchmilzt.

Trotzdem ſind dieſe Leutchen außerordentlich zufrieden, und zieht man durch dieſe Gegend, ſo hört man aus allen

Gehölzen und Waldungen mit heller Stimme ſingen und jodeln, daß es eine wahre Freude iſt. Es ſind theils Mädchen, die Holz ſuchen, theils — „Amashexen“. Letzteren wollen wir etwas mehr Aufmerkſamkeit zuwenden; ihre Beſchäftigung erklärt zugleich den etwas unverſtändlichen Namen und rechtfertigt ihre lumpige Erſcheinung.

Dieſe Leute, gewöhnlich ſind es Mädchen, befaſſen ſich nämlich mit dem Sammeln der ſogenannten Ameiſeneier, reſpective der Puppen derſelben, allen Vogelliebhabern wohl bekannt als beſtes Futter für die gefiederten Arreſtanten. Weil ſie zu dieſem mühſamen Geſchäfte die ſchlechteſten Kleider anziehen und zerlumpt ausſehen, ſo nennt man ſie „Amashexen“.

Die Gegend von Seefeld, von Wäldern durchzogen und umgürtet, iſt ſehr ameiſenreich. Vielleicht auch, daß der bituminöſe Grund dazu beiträgt. Beſonders iſt es die Formica rufa, die braunrothe Waldameiſe, deren Puppen man nachſpürt. Sie baut ihre Wohnung aus Nadelholz und Reiſig und lebt geſelliger, als ihre größere ſchwarzbraune Schweſter, die Roß- und Holzameiſe, die ſich mehr iſolirt und weniger Brut aufweiſt. Auch die kleine Gartenameiſe taugt wegen der Kleinheit der „Eier“ nicht ſo gut, als die Erſtgenannte. Das Einſammeln der Puppen bildet nun einen ganz einträglichen Erwerbszweig der Seefelder; zugleich iſt die Art und Weiſe der Gewinnung ganz originell und mit Findigkeit ausgeführt, daß ſie wohl verdient, bekannt gegeben zu werden.

Für's Erſte ſuchen ſich die Amashexen einen Ort aus, wo fließendes Waſſer iſt. An deſſen Rande wird eine Rundung im Durchmeſſer von beiläufig zwei Schuh mit einem kleinen Graben umgeben und in dieſen das Waſſer ein- und herumgeleitet, ſo daß es beim Ausgang wieder in's

alte Bett fließen kann, alſo gewiſſermaßen eine Inſel bildet. In der Mitte dieſes abgeſchloſſenen Platzes werden eine oder mehrere flache Gruben von Handhöhe gegraben, wozu, werden wir gleich ſehen. Der Platz muß überdies in ſonniger Lage ſich befinden, gewöhnlich nicht zu weit vom Dorfe entfernt.

Nun gehen die Amashexen in den Wald, wo ſie ſchon ihre beſtimmten Bezirke haben, von denen ſie wiſſen, daß daſelbſt viele Ameiſen vorkommen. Ihr Werkzeug iſt eine Schaufel oder Kelle und ein leinener Sack. Manchmal haben ſie auch ein Paar grobe Handſchuhe bei ſich, um ſich vor den Biſſen der beraubten Thiere theilweiſe zu ſichern. Schon in aller Frühe, um zwei oder drei Uhr, brechen ſie auf, da ſie oft in weit entfernte Bezirke müſſen, um ihre Beute zu finden. Treffen ſie nun auf einen geeigneten Ameiſenhaufen, ſo ſtreifen ſie zuerſt vorſichtig mit der Schaufel oder einem Stück Holz die Nadeloberdecke herab, bis ſchneeweiß das Eierneſt vor ihnen liegt. Sind die Puppen mehr zerſtreut, ſo wird einfach der ganze Ameiſenhaufen in den Sack geſchöpft. Haben ſie ſo mehrere Haufen ausgenommen, was bis gegen Mittag dauert, dann gehen ſie zum obengenannten ſeparirten Platz und ſchütten dort die Ameiſen mit den Eiern aus. Die Grübchen werden mit Taxen zugedeckt, damit es darunter kühl und ſchattig iſt. Kaum iſt dies geſchehen, ſo ſind auch ſchon die Ameiſen in größter Thätigkeit, um die Eier in dieſe Grube zu tragen. Es iſt wirklich rührend, mit welcher Geſchäftigkeit dieſe Thierchen die anvertraute Brut ſo ſchnell als möglich in Sicherheit zu bringen ſuchen. Beſonders wenn das Wetter hell iſt, beeilen ſie ſich; bei trüber Witterung oder nahendem Gewitter ſind ſie läſſiger und „tragen ſchwer“.

Arme Geſchöpfe, ihr arbeitet euerem Räuber in die Hände!

Denn kaum dämmert der Abend, so naht sich schon der stärkere Mensch und raubt mit unbarmherziger Hand die gesammelten „Eier" in das mitgebrachte Behältniß. Dann wird das Wasser ausgelassen, respective der Eingang des Wassergrabens verstopft, damit die betrogenen Thiere abziehen können. Tags darauf ist die ganze Colonie weg, höchstens daß noch da und dort eines dieser armen Thiere im Schlamme mit den Hinterfüßen kleben bleibt.

Zu Hause angelangt, werden die Eier auf einem Leintuche ausgebreitet und von den anhangenden Nadeln gereinigt. Um die noch mitgebrachten Ameisen wegzubringen, wird noch ein Tuch darüber gedeckt, welches etwas rauher ist. An letzteres hängen sich die Thierchen und werden dann entfernt, indem man die Decke ausschlenkert. Dies geschieht auf einem freien Platze, meistens auf dem Rasen hinter dem Hause. Nach dieser Säuberung werden die zurückgebliebenen Eier auf längliche Bretter ausgebreitet, und damit sie nicht naß werden, in dem gedeckten Söller, der sogenannten Sommerlaube, an der Sonne gedörrt. Dort bleiben sie die Woche über liegen.

Das Sammeln beginnt nämlich bei entsprechender Witterung am Montag, so daß die Eier am Samstag zum Verkauf kommen können. Samstags wird schon in erster Morgenstunde aufgestanden und Kaffee gekocht, denn bis Innsbruck ist ein weiter Weg. Gewöhnlich schließen sich die Verkäuferinnen den Holzbauern an, die ihre Holzfuhren zum Wochenmarkt in die Stadt bringen; so haben sie Geleit und brauchen ihren Korb mit den Eiern nicht zu tragen. Auf dem Markte werden die Eier „maßelweis" oder „'s Löffele voll einen Kreuzer" — verkauft. Das Erträgniß ist ziemlich gut, so daß sich manche Dirnen an einem guten Tage oft

zwei Gulden herausſammeln*). Dafür werden meiſtens beim Beberlunger in Innsbruck Kleidungsſtücke gekauft, und wenn man dann am Sonntag dieſe ſchmuckausgeſtatteten drallen Dirnen ſieht, ſo würdeſt du, freundlicher Leſer, ſchwerlich mehr die „zuſeligen Amashexen“ erkennen.

*) Auch nach München werden ganze Ladungen voll, beſonders von Zirl aus, verführt.

Die Granatler*).

Zu den originellsten Volksindustriellen zählen jedenfalls die Steinklauber und Stufenhändler, diese Gebirgsfreibeuter von Gottes Gnaden, denen die stiefmütterlichen Felsen ihrer Heimat zu Brod werden müssen. Unter ihnen sind die wichtigsten die sogenannten „Granatler" oder Granatenklauber, welche sich, wie schon der Name sagt, mit der Gewinnung der Granaten beschäftigen. Dieser Edelstein kommt in Tirol, man möchte fast sagen, massenhaft vor. Er findet sich vorzüglich in dem silberglänzenden Thonschiefer des gewaltigen Gebirgsstockes, der sich vom hintern Zillerthal über Pfitsch gegen das Oetzthal zieht und von da gegen den Ortles steigt. Schön tritt er am Timbljoch zu Tage; der Aelpler nennt ihn das Pflaster der Salig-Fräulein, jener holden Sagengestalten, mit denen das Volk jenen Jochübergang bevölkert hat:

„Vom Timbljoch zum Rabenstein
Die Saligfrau legt's Pflaster ein."

Doch wie häufig das Vorkommen dieses Steines ist, von welchem man Stücke bis zur Größe eines Kindskopfes

*) Größtentheils nach Originalacten im Archive der ehemaligen Kammerprocuratur in Innsbruck gearbeitet. Vgl. auch Rohrer a. a. O. S. 36.

findet, so selten läßt er sich verwerthen. Er ist nämlich in der Regel zu dunkel *).

Zu einer industriellen Bedeutung hat es nur ein Fundort gebracht, der noch gegenwärtig eine hübsche Einnahmsquelle dem Besitzer gibt. Es ist dies das Granatenbergwerk am sogenannten Roßrücken, einem gegen 10.000 Fuß hohen Felsenkamme, der den Waxegger- und Hornsteingletscher trennt. Es liegt im innersten Winkel des Schwarzensteingrundes **), einem Ausläufer des Zemmthales, somit gleichsam im Herzen der Zillerthaler Eisberge, in einer Gegend, die wahrhaft verschwenderisch mit all der Pracht des Hochgebirges ausgestattet ist. Unweit davon befindet sich die Waxegger- und Schwarzensteinalpe, beide jedoch von ihm durch mächtige klüftereiche Eisströme getrennt. Weiter östlich kommt noch ein dritter gewaltiger Gletscherarm vom südlichen Horn herab, so daß drei Eisströme sich hier mit ihren Enden begegnen. Zwischen beiden ersteren nun, dem Waxegger- und Hornsteingletscher, ragt der Roßrücken kammähnlich empor. Er ist ein in seinem obersten Theile öder und todter, von Schroffen, Fernern und Steingeröll eingeschlossener Felsenrücken, an dessen westlicher Seite die Wände steil abfallen. Ein gut Stück hinauf findet sich magere Schafweide. Weit oben, beiläufig in einer Höhe von 9800 Fuß, befinden sich die Gruben, aus denen die Granaten führenden Blöcke des weichen, grauen Glimmerschiefers gebrochen werden.

Das Bergwerk besteht über hundert Jahre und hat schon ein Stück Geschichte aufzuweisen. Entdeckt hat es Andrä

*) Vergl. auch darüber (Adolf Pichlers) Aufsatz im „Heimgarten", herausgeg. von Hermann Schmidt. München 1864. 1. Jahrg. S. 352.

**) Vgl. Amthors Alpenfreund Bd. III, S. 11 ff.

Kreidl, ein Bauer und Wilderer zu Hollenzen bei Mayrhofen. Derselbe begab sich einmal nach Waxegg*) und stieg von da auf den Roßrücken zur Gemsenjagd. Bald hatte er auch einen stattlichen Bock erlegt, gerade an der Stelle, wo sich gegenwärtig das Bergwerk befindet. Während er an dem erlegten Thiere die Waidmannsarbeit verrichtete, bemerkte er an einem neben ihm liegenden Steinklumpen merkwürdige Einwüchse. Er hatte wohl vom Hörensagen einen „Dunst" von Granaten und daß sie als Feuersteine bei Schießgewehren gut brauchbar wären, wußte aber nicht, daß man sie auch als Schmucksteine verwerthen könne. Er suchte mehr herum und fand sie nun auch am Felsen des Roßrückens hervorschauen. Er erkundigte sich nach Käufern und da er solche fand, die wenigstens die größeren Stücke als „Feuersteine" abnahmen, so bewarb er sich anno 1747**) beim Aerar um die Erlaubniß zum Granatensammeln, die ihm

---

*) Von wax = rauh.

**) K. E. R. v. Moll, der im Jahre 1785 Waxegg besuchte, weiß noch nichts vom Sammeln der Granaten dortselbst. Wohl aber wurde ihm eine ganz ähnliche älplerische Ansicht über das „siebenjährige periodische Auf- und Abnehmen der Gletscher" erzählt, wie sie in einer der folgenden Anmerkungen mitgetheilt werden wird. Vgl. dessen naturhistorische Briefe, Salzburg 1785, Bd. II, S. 86 und 114.

Uebrigens spricht bereits der „Tiroler Landreim" a. a. O. S. 242 von Granatenklaubern und andern Mineraliensuchern:

Granaten, Talggen (Talk), Kobolt (Kobald), Federweiß
Die Malochiten haben iren Preis . . .
Der Walchen (Wälschen) sunst vil im Land umbfaren
Thuen alle Perg und Teler durchstreichen
Ob sie was kostlichs möchten erschleichen
Das zuo tragen heimblich aus dem Landt;
Das man's zuesicht, das thuet mir andt. (Ande = Verdruß, Zorn.)

auch gegen die Erlegung eines „Willengeldes“ von einem Gulden jährlich und gegen die Verpflichtung, „Musterstücke zur Einsicht für das hochfürstliche Cabinet und überhaupt zum allfälligen Gebrauche des Hofes nach Salzburg einzuliefern“, ertheilt wurden. Er fing nun mit einigen Leuten an, am Roßrücken zu arbeiten, zu sprengen, die Granaten durch Reibung vom Muttergesteine zu reinigen und sie, wie gesagt, als Feuersteine zu verkaufen. Diese primitive Art von Ausbeutung und Verwerthung wurde von Kreidl durch beiläufig zwanzig Jahre betrieben, bis sein Sohn Jacob von Innsbruck aus nähere Kunde darüber erhielt, daß sie nämlich zu Prag in Böhmen gekauft, geschliffen und als Schmucksteine verwendet würden, und daß man dort auch die kleineren Stücke brauchen könnte. Nun erschien Geschäft und Arbeit freilich rentabler und wurde besonders seit dem Jahre 1827, wo Andrä Kreidl, der Enkel des Entdeckers, die Fundstätte „Roßrückenkar“ vom Aerar um 26 fl. C. M. erstand und sich bald darauf damit belehnen ließ, auch großartiger und energischer betrieben. Erstlich baute man zwei Hütten, eine größere unten am Waxeggergletscher und eine zu äußerst in Schwarzenstein. Letztere wurde indeß bald wieder aufgegeben; erstere größere jedoch — man sieht sie von der Schwarzensteinalpe am Fuße des Roßrückens liegen — diente den Arbeitern als Aufenthalt und zum Säubern der Granaten. Man zerschlug die größeren Steinklumpen mit Hämmern, warf sie in hohe enge Kübel, ähnlich den Butterkübeln oder pusterthalischen Mohnstampfen, und stieß mit Eisenstangen den Glimmerschiefer von den Granaten. Später geschah diese erste gröbere Arbeit in einer weiter oben, etwa dreiviertel Stunden unter den Stollen liegenden Steinhütte, die den Granatengräbern zugleich dürftigen Unterstand gewährte. Von da wurden dann die zerkleinerten Stücke in Kraxen

und Holzſchlitten, ſogenannten Scheipfen*), über den ſtark-zerklüfteten Hornſteingletſcher zur unteren größeren Hütte gebracht. Hier unterzog man ſie der genannten weiteren Säuberung, ſchlug ſie dann in Fäßchen und transportirte ſie auf Mauleſeln nach dem ſechs bis ſieben Stunden entfernten Mayrhofen in's Zillerthal, wo ſie in faßartigen Truhen im und vom Zillerbach nochmals tüchtig abgerollt und dann nach Prag als „böhmiſche Granaten" verkauft und verſendet wurden.

Dieſe friedliche Ausbeutung des Granatenſchatzes am Roßrücken dauerte bis 1836, in welchem Jahre ſich eine andere Granatengräbergeſellſchaft, Peter Rieder und Conſorten, auf der öſtlichen Seite des Roßrückens und auf dem oberſten Kamme feſtſetzte und der erſteren Concurrenz machte. Anfänglich ſcheint Andrä Kreidl dieſe Beeinträchtigung ſeines Erwerbes ziemlich gleichgiltig hingenommen zu haben, und erhob auch gegen die Belehnung des Rieder bei der gleichzeitig erfolgten „Auspflöckung" der beiderſeitigen Gebiete keine Einſprache. Bald darauf aber — ſei es, daß es ihn reute, ſei es aus Neid — kam es zu ernſtlichen Reibungen zwiſchen beiden Parteien. Die Folge war ein langjähriger Proceß des Andrä Kreidl mit dem Aerar, von dem Peter Rieder im Jahre 1836 ſein Grubenfeld als Lehen erhalten hatte. Andrä Kreidl klagte wegen Beſitzſtörung, beſtritt die Belehnungsgiltigkeit des Peter Rieder und berief ſich auf ſeinen Kaufbrief vom Jahre 1827, nach dem er den Roßrücken vom Aerar „in Bauſch und Bogen" erſtanden habe. Das Aerar in Vertretung des Peter Rieder und Conſorten hingegen machte geltend, daß Andrä Kreidl nur den „Weide-

*) Scheipfen (Schipfen) ſind ſtarke, grobgearbeitete Handſchlitten mit maſſiven Kufen ohne Geſtelle.

platz Roßrückkar" gekauft habe, was ſchon der Name „Kar" anzeige, worunter man gemeiniglich „eine von Felſen eingeſchloſſene Weidebucht verſtehe, und daß ſich ſomit der Bezirk des Peter Rieder über der Vegetation, mithin auf ärariſchem Grund und Boden befinde, alſo das Aerar das Recht gehabt habe, den Peter Rieder damit zu belehnen. Der Proceß zog ſich, wie es zu gehen pflegt, ſehr in die Länge, da er, kaum beendet, ſtets wieder neu aufgenommen wurde. Tagſatzungen, Schreibereien und Berufungen, Zeugenverhöre und Inſpicirungen reichten ſich abwechſelnd die Hand. Die Unterſuchung drehte ſich hauptſächlich um die Feſtſtellung des Begriffs „Roßrückkar" und um die Ausdehnung des Kreidl'ſchen „Weideplatzes", in den nach Behauptung des Kreidl das Rieder'ſche Bergwerk noch fallen ſollte. Nun wächſt aber in der Nähe des letzteren kein Gras, nur hier und da ſpärlicher Jochſpeik und Gemsbürſtling, und ſelbſt wenn eines wüchſe, wäre es nie möglich, das Kleinvieh auf dieſe haarſträubenden Punkte hinzutreiben. Zudem iſt dieſe zweifelhafte Alpenparcelle durch eine anderthalb Stunden lange Gletſcherzunge von dem Kreidl'ſchen Roßrückkar getrennt, ſo daß man nur mit Steigeiſen dahin gelangen kann; auch eine mächtige Schlucht trennt die beiden Reviere. Die ärariſche Unterſuchungscommiſſion war daher nicht wenig erſtaunt, auf jenem verlorenen Poſten noch Schafe anzutreffen. Die ſchlauen Hirten des Kreidl hatten, wie die Fama ging und die Proceßacten theilweiſe beſtätigen, die Thiere — hinaufgetragen, um ſo die Richtigkeit ihrer Behauptung zu erhärten. Der Proceß dauerte bis in die Fünfziger Jahre und wurde ſchließlich, wie ſich vorausſehen ließ, vom Aerar gewonnen.

Das Proceſſiren muß übrigens der Mühe werth geweſen ſein, denn die Kreidl haben es durch die Granatengräberei zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, da damals

dieſe Steine als Modeartikel gut abgingen. Zur Zeit der Blüthe waren 16—18 Arbeiter beſchäftigt; gegenwärtig ſind nur noch vier Leute im Bergwerke thätig. Es gehört einem gewiſſen Tiggl*), Bauer in Mayrhofen, und befindet ſich nicht mehr am eigentlichen Roßrücken, ſondern an der öſtlichen Umrahmung des Hornferners, wo dieſer leichter zu paſſiren iſt, da ſeine Klüfte und Wände an der Weſtſeite den Zugang zu den früheren Gruben, beſonders im Spätſommer, wo die Spalten offen ſind, nicht mehr ermöglichten. Deſſenungeachtet iſt die Paſſage noch immer gefährlich, und vorzüglich die Partie von der oberen Granatenhütte zur unteren, wo der Steig knapp am Ferner hinführt, nur Schwindelfreien anzurathen.

Im Bergwerke ſelbſt wird immer ſchachtmäßig am Tage gearbeitet. Die „Tagſchicht“ betrug früher 1 fl. C. M., gewiß wenig für die ſchwere Arbeit und den halsbrecheriſchen Transport der Steinlaſten über und neben dem Ferner zu den Hütten. Trotzdem hörte man nie von größerem Unglücke; es fiel wohl hie und da ein Arbeiter in eine Eisſpalte, wurde aber von ſeinen Kameraden ſtets glücklich wieder herausgezogen. Fällt aber ein Granatenſchlitten oder ein mit Lebensmitteln und Kleidung beladener Korb hinein, ſo machen ſich die Arbeiter wenig daraus, da, wie ſie ſagen, Alles nach ſieben bis acht Jahren wieder an die Oberfläche kommt, ohne im Geringſten Schaden zu leiden **).

---

*) Wie ich nachträglich höre, ſoll dieſer Tiggl mit Kreidl, beide Inclinanten, nach Preußen ausgewandert ſein.

**) Dieſe Erſcheinung wird in dortiger Gegend auf höchſt originelle Weiſe erklärt, die ich einem Briefe des wackeren Schullehrers von Dornauberg, Sebaſtian Hörhager, wörtlich entnehme: „Das Waſſer quillt an verſchiedenen Orten in Quellen aus den Bergen, und zwar Sommer und Winter gleichviel; im Sommer fließt es mit dem Alpen-

Bei anhaltend ſchlechter Witterung oder wenn ſich das gewonnene Material gehäuft, wird in beiden Hütten gearbeitet; gewöhnlich jedoch bleiben die Arbeiter tagsüber im Bergwerke und kommen nur Abends zur unteren Hütte, wo ſie ihr Nachtlager haben. Oben würden ſie es auch nicht ſo lange aushalten, da ſie das Holz hinauftragen müßten.

Die untere Hütte liegt, wie ſchon Eingangs erwähnt, hart am Fuße des hier ſteil abfallenden Roßrückens, am Ausgange des Waxegger- und Hornſteinferners, etwa zwanzig Minuten von der Waxegger Almhütte entfernt, von ihr jedoch durch einen Arm des Waxegger Gletſchers getrennt. Auf den erſten Blick möchte man ſie für eine Almhütte halten; doch verrathen bald die Haufen tauben und zerbröckelten, oft mehlartigen Glimmerſchiefers ihre eigentliche Beſtimmung. Das erſte Verlaß, das man betritt, iſt eine ziemlich große Küche, deren Herd eine rieſige Steinplatte mit den üblichen Sitzen ringsherum bildet. Rechts davon gelangt man in die Werkſtätte, wo Alles kunterbunt durcheinanderliegt: Werkzeuge aller Art zum Zerkleinern und Säubern der Granaten; ſolche ſelbſt, einzeln und in Stufen, Kerzen, Meſſer, Pfeifen, Karten, Gebetbücher, Roſenkränze, Brodreſte, Mineralien ꝛc. An den Wänden hangen Schnerfſäcke, Stricke, Steigeiſen. In der einen Ecke iſt zum Behufe der Arbeit auf einem Geſtelle eine maſſive Steinplatte angebracht, darüber ein altes Crucifix, in der andern ſteht der

---

waſſer ab und bildet die Bäche; im Winter aber gefriert es gleich unter dem Eis und vergrößert von unten die Eisberge; oben „apert“ es wieder im Sommer und ſo wird alſo faſt jeder Gletſcher in einer Zeit von ſieben bis acht Jahren ganz umgeſetzt und wieder erneuert.“ Ein ganz eigenthümlicher Stoffwechſel!

Ofen. Die gemeinsame Schlafstätte besteht aus einem kleinen mit Heu ausgelegten Verschlag neben der Küche.

In dieser Hütte nun hantiren vier bis fünf wettergebräunte, bestaubte Gesellen und schlagen, stoßen und feilen darauf los, daß einem Hören nnd Sehen vergehen könnte*). Die Leute sehen mit ihren tiefgefurchten, verwitterten Gesichtern wie die Ruinen aus. Leicht begreiflich! man denke sich nur die anhaltende strenge Arbeit in einer Höhe von 9—10.000 Fuß, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt; den sicheren Tod vor sich, wenn Einer auf diesen halsbrecherischen Pfaden strauchelt oder eine Strickleiter bricht. Dessenungeachtet sind die Leute äußerst zufrieden und mit jenem Zug der Gemüthlichkeit begabt, wie er solchen Naturmenschen eigen ist. Einer aus ihnen arbeitet schon über dreißig Jahre im Bergwerke. Jeden Sonntag geht ein Mensch nach Mayrhofen, um Lebensmittel zu holen; er ist zugleich der Bote für die unweit davon liegende Schwarzensteinalpe.

Letztere ist die Unterkunftsstätte für die übrigen Steinklauber, die sich in dieser Gegend herumtreiben. Dazu gehören die Federweiß- oder Asbestgräber**), die die Eingangs erwähnte aufgelassene Granatenhütte zu äußerst in Schwarzenstein als Atelier benützen und die eigentlichen Mineraliensucher, die den Felsen sogar mit Pulver zu Leibe gehen, die

---

*) Die Methode der Gewinnung und Säuberung der Granaten ist sich ziemlich gleich geblieben. Eine Erleichterung der Arbeit wurde in der Art bewerkstelligt, daß die Stampfarbeit seit kurzem durch eine bei der unteren Hütte von Wasser getriebene Maschine gethan wird. Eine verläßliche Abbildung der Granatenhütte am Roßrücken und Waxegg-Gletscher sammt der genannten Rollmühle von R. Püttner befindet sich in der Gartenlaube Bd. XX, Nr. 31.

**) Ueber den Anfang des Asbesthandels in Tirol vgl. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols, Bd. II, S. 375.

wildeſten Schroffen abſchnüffeln und die dortige Gegend faſt unterminirt haben. Häufig ſind es alte Knappen, die ihrem ehemaligen Geſchäfte nicht mehr nachgehen können. Sie ſuchen vorzüglich nach Amethyſtkugeln, nach dem theueren Apatit, Turmalin, Piſtazit, Magneteiſenſtein, Sphen, nach Ammonshörnern und andern mineralogiſchen Kaufſtücken*). Sie haben im Ganzen einen guten Blick und kennen ſich überhaupt mit den Mineralien und deren Fundorten vermöge ihrer langen Praxis gut aus. Einmal kam Einer ganz roth von oben bis unten aus einem Seitenthal, wo er den ganzen Tag einen mächtigen Amethyſten aus der rothen Erde herausgearbeitet hatte, den ihn ſein Inſtinct da ſuchen ließ. Da nur gute Waare ihre Mühe entſchädigt, ſo ſind ſie mit der Auswahl ziemlich heikel. Oft iſt ihnen das Glück günſtig und dann beträgt die Steinausbeute eines Tages oft 50 bis 60 fl. Freilich vergehen dann wieder Wochen, ohne daß ſie etwas Nennenswerthes aufſtöbern; denn ha das ganze Revier ſchon lange abgeſucht iſt, ſo werden die Fundorte immer ſeltener. Sie warten daher ſehnſüchtig, bis wieder ein Stück Felſen vom Eiſe frei wird, das ſie ausbeuten können. Abends kommen ſie dann gewöhnlich mit ihrer Beute in die Schwarzenſtein- oder Waxegger Almhütte und reinigen die Mineralien mit Bürſten und Holz vom tauben Geſtein.

Es ſind eigenthümliche Leute, die ziemlich geheimnißvoll thun und nicht viel Worte machen. Das beſtändige Herumſtrolchen im einſamen Gebirge gibt ihnen etwas Verwildertes, ja faſt Unheimliches. Sie halten ſich gewöhnlich

---

*) Eine Aufzählung der in dieſer Gegend (Am Greiner, Rothenkopf und Schwarzenſtein) vorkommenden Mineralien findet man in Amthors Tiroler Führer. 3. Aufl., S. 76, Anmerkung. Vgl. auch A. Pichler, Aus den Tiroler Bergen, München 1861, S. 275.

nur kurze Zeit auf und gehen dann wieder weiter, besonders in's benachbarte Pfitsch. Aber auch andere Thäler stellen ihr Contingent. So holen sie aus dem Selrain (Lisens) den schönen Andalusit und Pinit, aus dem Oetzthal (Gurgl) freie und in Glimmer eingewachsene Granaten, aus Pregratten und Tefereggen die Prehnite, aus dem mineralienreichen Fassa, von der Seiser Alpe, die Stilbite und Analzime. Die Steine gehen theils nach Böhmen, wo sie als Schmuck geschliffen werden, theils in's Ausland, vorzüglich nach München und Augsburg, oder sie werden dem Innsbrucker Museum zum Kauf angeboten. Gewöhnlich aber haben die Mineraliensucher ihre eigenen „Kunden", bestimmte Absatzleute, welche ihrerseits den Handel im Großen betreiben und selbstverständlich den Hauptgewinn einstreichen. Ein bekannter Zwischenhändler war in den Dreißiger Jahren ein gewisser Straßer im Zillerthal, der sich besonders mit dem Granatenhandel abgab. Eine Zeit lang waren eine gute Absatzquelle auch die Zillerthaler Handschuhhändler, die den Mineralienhandel als Nebengeschäft trieben, von den Sammlern im Thale Alles zusammenkauften und ganze Kisten voll auf ihren Fahrten in's Ausland schleppten*).

*) Eine kleine Sammlung Zillerthaler Granaten von Andrä Kreidl war bei der Wiener Weltausstellung (1873) zur Ansicht ausgestellt. (Vgl. C. Payrs Bericht ꝛc. S. 25.)

Die Zillerthaler Oelträger.

Wohl kein Strich Tirols, vielleicht mit Ausnahme Gröbens, hat Bewohner von ſo viel induſtriellem Sinne und Befähigung aufzuweiſen, wie das Zillerthal. Dieſer intelligente Menſchenſchlag, wenn auch in geiſtiger Beziehung nicht ſo tief angelegt, wie der denkende Oberländer, hat gerade jene glückliche Miſchung von ſpeculativer Phantaſie und praktiſchem Verſtande, welche für Aufſpürung und Verwerthung ſtets neuer Erwerbsquellen nöthig iſt, zugleich noch eine ziemliche Doſis von raffinirter Pfiffigkeit und ſchätzenswerther Präſentationsgabe. Und wenn hie und da, wie wir ſehen werden, auch etwas Schwindel mitläuft oder mitgelaufen iſt, ſo mögen ſich meine Landsleute damit tröſten, daß ſie jedenfalls nicht das Patent darauf genommen haben.

Der Handel der Zillerthaler beſchränkt ſich gegenwärtig vorzüglich auf Vieh, Leder- und Seidenwaaren, Senſen und Mineralien, obwohl Concurrenz und andere Umſtände auch auf dieſe Erwerbszweige lähmend eingewirkt haben. Sie wurden erſt gewiſſermaßen Surrogat eines einſt einträglichen Handelsgeſchäftes, das vorzüglich im letzten Jahrhundert blühte und dem Zillerthal nicht nur ſein Renommée, ſondern auch zum großen Theile ſeinen gegenwärtigen Wohlſtand verdankt, nämlich des Oelwaarenhandels.

Die Entstehung dieses gewinnreichen, später berüchtigten Gewerbes fällt in das letzte Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit Peter Schragl, der Feldarzt des Erzbischofs von Salzburg, sich zu Kaltenbach im damals noch salzburgischen Pfleggerichte Zell ansiedelte und im Jahre 1685 ein landesfürstliches Patent erhielt, gewisse selbstbereitete Geister und Arzneien, unter dem Namen „Hausmittel" bekannt, zu verkaufen, z. B. Melissengeist, Pomeranzengeist, Tamarindenöl, Mithridat u. dgl., ebenso verschiedene Vieharzneien*). Da diese Waaren nicht nur im Zillerthale, sondern auch im Auslande guten Absatz fanden, so bewarben sich bald mehr Einheimische um dieses Patent. Dieses wurde auch Solchen ertheilt, die bei Peter Schragl die damals noch unbekannte Destillirkunst und die Zubereitung der Tincturen erlernt hatten. Sie wurden geprüft und vereidet; auch mußten sie wohlgeordnete, verläßliche und mit Vermögen versehene Leute sein. Auf diese Weise entstanden bald „Oelverleger", wie man sie nannte, in Ried, Zell, Uderns, Fügen und anderen Orten. Sie hatten feuersicher gebaute Laboratorien und zogen in ihren Hausgärten verschiedene Gewächse: Rosmarin, Lavendel u. s. w. Ueberdies benützten sie die ganze Flora ihrer Gegend zur Destillirung von Salbei- (Salvia glutinosa), Wachholder-, Tannzapfen- oder Kienöl und ähnlichen Heileſſenzen. Von diesen „Oelverlegern" faßten

*) Vergl. Staffler a. a. O. Bd. I, S. 698. Gespukt muß dieser berüchtigte Oelwaarenhandel schon früher haben, wenigstens geschieht schon in einem Kriminalproceß aus dem Jahre 1650, den Dr. D. Schönherr veröffentlichte, eines Zauberers Matthäus Niederjocher, vulgo Hoisl von Schwaz Erwähnung, der sich mit der Theriak- (Tiriagges-) Krämerei und Salbaderei befaßte. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1873, Nr. 186, S. 1285. Vgl. auch Anmerkung zu S. 188.

nun die „Oelträger" die berüchtigten Geiſter- und Tincturengläslein, dann die Pillen, die Mithridat- und Theriakbüchſen, ſowie die verſchiedenen Oele: als Terpentin-, Scorpion-, Lavendel-, Rübenöl u. ſ. w. und traten ſo — Alles in der Oeltruhe, einem viereckigen, koffermäßigen, roth- oder grün angeſtrichenen Schrank von einem Fuß Tiefe, der an Bändern auf dem Rücken hing, — ihre Wanderſchaft an.

Die Zahl der Oelträger war beträchtlich; ſie belief ſich in der Mitte des letzten Jahrhunderts, als der Handel die größte Ausdehnung hatte, auf beiläufig vierhundert*). Beſonders das obere und mittlere Zillerthal, die damalige Hofmark Stumm, Uberns, Ried, Rothholz, Fügen und Hart lieferten ein ergiebiges Contingent. Der Zug ging einerſeits in's heilige römiſche Reich, nach Elſaß und der Schweiz, andererſeits in die öſterreichiſchen Provinzen, wo man hauptſächlich im Marchfelde und anderen viehreichen Gegenden dieſe Oele bei Viehkrankheiten benützte. Die höchſte Blüthe erreichte der Handel, wie bemerkt, Anfangs der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit wirklich beträchtliche Summen in's Thal zurückfloſſen. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts, als der Handel bereits in Abnahme begriffen war, wurden jährlich ungefähr für 10.000 Gulden Waaren außer Landes getragen — was, ein Drittel für Gläſer und Material abgerechnet, eine Summe von 7000 Gulden abwirft**).

Dieſes glückliche Reſultat war zugleich die Veranlaſſung zum Sinken des rentablen Geſchäftes. Die Concurrenz, das

*) Dieſe Zahl, die Rohrer (Ueber die Tiroler. Wien 1796, S. 39) angibt, iſt wohl etwas zu hoch gegriffen. Hübner (Beſchreibung des Erzſtiftes Salzburg. Salzburg 1796, S. 736) gibt ungefähr zweihundertfünfzig an.

**) Vgl. Hübner a. a. O. S. 736.

Streben nach möglichſter Steigerung des Gewinnſtes mußte bald in den Medicamentenhandel groben Mißbrauch einreißen laſſen. Da den Hauptgewinn ſtets die „Verleger" einſtrichen und den Oelträgern nur kleine Percente blieben, ſo bezogen dieſe ihre Waaren bald nicht mehr, wie es vorgeſchrieben war, von ihren Herren, ſondern befaßten ſich ſelbſt mit der Fabrication der Oele, indem ſie, um den Transport, die Mauth oder das „Schwärzen" zu erſparen, ihre Waaren von Materialienhändlern und Apothekern im Auslande einkauften und nach Belieben zuſammenſetzten. Daß bei der Unkenntniß und dem Leichtſinn dieſer Leute aus dieſem Schwindel häufig die beklagenswertheſten Folgen entſtanden, die ſelbſt zu Criminalunterſuchungen führten, läßt ſich leicht denken. Noch gefährlicher wurde die Sache, als dieſe Händler, um den Abſatz und Gewinn zu verdoppeln, mit dem Medicamentenhandel einen zweiten Induſtriezweig verbanden und ſich als Quackſalber und Wunderdoctoren gerirten, die mit Hinweis auf ihre tiefe Einſicht und vieljährigen Erfahrungen ihre Heilmittel anprieſen und ſich dem unwiſſenden Landvolke als Bader „für Vieh und Leute" aufſchwatzten.

Die Folgen dieſes Schwindels waren bald die ſchärfſten Einſchränkungen und Verbote des Medicamentenhandels von Seite der Regierungen und gewichtige Straferläſſe im Uebertretungsfalle. (Verordnung des Innsbrucker Guberniums vom 17. October 1776, Hofdecret vom 9. März 1786 und vom 24. März 1786*).

*) Die Beſchränkungen und Verbote, welche ſich auf dieſe Quackſalbereien der Oelträger beziehen, gehen weit zurück. Schon unterm 3. September 1647 und 8. März 1652 erließ das Erzbisthum Salzburg „wider den Unfug der Quackſalberei" Verordnungen, welche durch die vom Jahre 1691 verſchärft wurden. „Allen unbekannten Salben- und Oelkrämern", heißt es in der Verordnung vom 7. November,

Auch in anderer Hinsicht fand sich die Regierung schon früher veranlaßt, auf diese Händler ein wachsames Auge

---

„fremden Aerzten, Occulisten, Bruchschneidern u. dgl. soll ohne deshalb ausgewirkte und vom Landesfürsten selbst oder vom hochfürstlichen Hofrath schriftlich vorzuzeigen habende Specialverwilligung weder in noch außer den Jahrmärkten und Kirchtägen die Feilhaltung ihrer Medicamente, wie auch Ausübung ihrer Curen keineswegs verstattet, sondern dergleichen Leute durch die Obrigkeit alsogleich fortgeschafft werden." (Zauner, Auszug der wichtigsten hochfürstlich Salzburgischen Landesgesetze. Salzburg 1790, Bd. II, S. 136; Bd. III, S. 70.) Zwar sieht ein Hofrathsbefehl vom 16. Jänner 1786 von der Erhebung der Patente „inländischer Hausirer, worunter die Zillerthalischen Oel- und Mithridat- und Salzburgischen Teseregger Teppichhändler gehören", ab, fordert aber die Legitimation durch ein Zeugniß von der Obrigkeit ihres Wohnortes, „der Concession halber". Mit dem Anfall Tirols an Baiern mehren sich die Maßregeln „zur Entfernung der Mißbräuche, welche durch den Vieharzneihandel der Fabrikanten im Zillerthale" getrieben wurde, und wurde dieser Handel neuerdings beschränkt, in Baiern, Schwaben, Franken, der oberen Pfalz und Neuburg aber gänzlich verboten. (Intelligenzblatt vom 3. Jänner 1807.) Noch schärfer sind die baierischen Verordnungen vom 18. Juli 1812 und vom 12. December 1814, die ich, da dieselben auch Personalnachrichten und manches andere, das Treiben dieser Händler Charakterisirende enthalten, auszüglich mittheile. Es geht daraus hervor, daß die bisherigen Erlässe und Palliativmaßregeln nicht nur nichts gefruchtet, sondern im Gegentheil der Schwindel immer größere Dimensionen angenommen, indem sich diese Zillerthalischen „Vieharzneihändler wahrscheinlich auf Abwegen" hereinschlichen und dem „unwissenden Landvolke Arzneien für Vieh und Menschen" aufdrängten. Es wurde deshalb verordnet, „überhaupt auf diese Leute ein obachtsames Auge zu haben" und denselben die vorgefundenen (im Erlaß vom 4. December 1806) zu führen nicht erlaubten Arzneien" wegzunehmen, sie selbst aber „durch Schub" über die Grenze zu führen oder als „Polizeiübertreter" zu behandeln. Im zweiten Erlasse wurde der Handel auf das Salzachthal eingeschränkt, die Patente mußten vom königlichen General-Kreiscommissariat ausgestellt und jährlich erneuert werden.

zu haben. Diese Leute, die natürlich in aller Herren Länder und somit auch in protestantische Gegenden ihren Handel trugen, scheinen auch neben ihren Essenzen und Quacksalbereien sich mit dem Einschmuggeln verschiedener akatholischer Bücher und Tractätlein in ihre Heimat befaßt zu haben. Es wendete sich daher anno domini 1759 das Consistorium von Salzburg mit dem so „nutzlichen als wohlgemeinten Vorschlag" an das Innsbrucker Gubernium, daß zur „Aufrechtbeibehaltung der wahren christkatholischen Lehre", die von der Erfahrung leider bestätigte schädliche Einschleppung ketzerischer und verbotener Bücher „verfänglich" abbestellt und in solcher

Dieselben wurden nur den Trägern der Magdalena Eggerin zu Than (?) nächst Zell, Katharina Angerer zu Kaltenbach und dem Josef Baumann zu Fügen ertheilt, welche, wie es heißt, „allein dermal noch als zu der Fabrikation der Oele und Geister berechtigt angesehen werden können". Nun folgen noch verschiedene Paragraphe über die Vollmachten dieser Patente, über das Erlöschen und Uebertragen derselben, über die Stellungspflicht vor dem Eintritte in einen Landgerichts- oder Polizeicommissariatsbezirk zur Untersuchung der Waaren durch den Arzt, sowie über die Strafen im Uebertretungsfalle. (Vgl. noch k. k. Verordnung vom 26. April 1754, vom 23. und 27. März 1786 und vom 20. Juli 1795, in welcher letzteren auch gegen die ungarischen und slovenischen Oelträger Maßregeln angeordnet wurden.)

Aber nicht nur von öffentlicher, sondern auch von privater Seite wurde gegen diesen Unfug der Zillerthaler Oelträger geprebigt, so vom furchtlosen fürstlich sigmaringischen Leibarzte Fr. X. Mezler in seinen: „Bedenklichkeiten über die itzige Lage der Heilkunst." Augsburg 1781, S. 34: „Von den Troguen." Ebenso donnert der um die Aufhebung der Hexenprocesse hochverdiente Tiroler Lechleitner in seinem „Katechismus der Gesundheit für Eheleute". Augsburg 1795, S. 15 dagegen. „Fort", ruft er, „mit den Essenzen, Mixturen, Pillulen, welche man von Marktschreiern oder Ungarn und Tirolern kauft." Vergl. auch L. Rapp, die Hexenprocesse und ihre Gegner in Tirol. Innsbruck 1874, S. 136 ff.

Absicht auf die in der „stumm- und zillerthalischen auch selbandig pinzgauischen Gegend" befindlichen, aus evangelischen oder reformirten Ländern und Ortschaften mit verbotenen Büchern zurückkommenden „Oel-, Mebridat- und Segentrager, auch Vipperlieferanten" ein „wacht- und sorgsames" Auge getragen werden möchte. Auf diesen „ruhmlichen Eifer" des Salzburger Consistoriums ging auch das Innsbrucker Gubernium bereitwilligst ein und erließ an die betreffenden Behörden ein scharfes Edict, demzufolge, „um die Ausstreuung eines so höchst schädlichen Samens" zeitlich zu verhüten, „obbenamste Parteien" streng visitirt und die bei ihnen „betrettende" (!) verdächtigen Bücher zu „herwärtiger Bericht- und Einschickung" an die nächstgelegene Obrigkeit überschickt werden sollten. (Verordnung vom 30. October 1759.) Die von „dem der Römisch-Kaiserlichen auch zu Hungarn und Böheim königlichen Majestät ꝛc. ꝛc. Repräsentations- und Hofkammer-Präsidenten" erlassene Kundmachung scheint in Hinblick auf die religiösen Ereignisse in Zillerthal nicht überflüssig gewesen zu sein*).

---

*) Am 6. October des darauffolgenden Jahres verfügte sich eine Commission von Innsbruck nach Stumm und der Decan Hofer von Zell berichtete an das Consistorium nach Salzburg: Die Commission habe gefunden, daß der in Stumm im vorigen Jahre erfolgte „große Abfall" von den als Haupträdelsführern nach Innsbruck gelieferten „Oel-, Mithridat-, Sägen- und Sensenhändlern Simon Hauser, Michael Ankenthaler, Matth. und Peter Stäudl und Gallus Oberdacher, welche stets lutherische Bücher aus dem Auslande zurückgebracht, herbeigeführt worden sei". Auch bei dem im Jahre 1770 in Finkenberg ausgebrochenen Abfall wies der damalige Pfleger von Zell, Ludwig v. Moll, nach, daß durch Oelhändler lutherische Bücher verbreitet worden seien. Ja, schon im Jahre 1714 wurden nachweislich von einem gewissen Oelhändler Seb. Daum lutherische Lehren unter das Volk gebracht. (Vgl. Hofrathsbefehl vom 7. October 1714.)

Wir wollen nun ſchließlich in die Oeltruhe dieſer hauſirenden Quackſalber einen kurzen Blick werfen, vorausgeſetzt, daß der zarten Leſerin vor dieſer Revue „hölliſcher Latwergen“ nicht mißbehaglich wird. Es gehört auch wirklich keine geringe Portion Selbſtverleugnung und der felſenfeſte Glaube an die Kraftmägen der „guten alten Zeit“ dazu, um die Stufenleiter dieſer Wunderſulzen und Hofliqueure zu goutiren.

Die Hauptrolle ſpielte ſelbſtverſtändlich der Mithridat oder Theriak, vom Volke „Meadaridoat“ genannt. Honig, Nelken, Neugewürz und etwas Opium bildeten die Hauptingredienzien dieſer ſchwarzen Latwerge, deren Urſprung bis auf Andromachus, den Leibarzt des Kaiſers Nero, zurückreicht, wovon uns noch ein Gedicht in des Galenus Schrift: „de antidotis“ Zeugniß gibt. Es ſoll urſprünglich aus ſiebzig Arzneimitteln zuſammengeſetzt geweſen ſein und ſtand als wirkſames Gegengift in großem Rufe, woher wohl auch der Name Mithridat, von jenem bekannten pontiſchen Könige, dem auch nach anderer Tradition die eigentliche Erfindung zugeſchrieben wird. Wie es jetzt noch in den Apotheken zubereitet und verkauft wird, iſt dieſes Mixtum compositum kein Schwindel, ja als Schlafmittel für Kinder noch im beſten Schwunge.

Man wird mir vergeben, wenn ich der Abwechslung halber die Serie der Wundermittel durch das Recept eines ſpirituoſen Luxusartikels unterbreche, der den Oelträgern manchen harten Thaler in den Sack ſchob, ich meine nämlich den noch im traditionellen Andenken ſtehenden Bauernliqueur „A Sauers“ genannt. Die Compoſition iſt höchſt einfach: Zucker, Waſſer und etwas — Vitriolöl. Um dieſem Getränke eine halbwegs anſtändige Farbe zu geben, wurde es mit „Blutwurz“ (Anchusa tinctoria) röthlich gefärbt. Dieſer „Liqueur“ wurde in kleine Fläſchchen gefüllt und in gewal-

tigen Ladungen vorzüglich in's benachbarte Baiern verkauft, da er auf das Bier beſtens mundete und durch Wegſchaffung des Schleimes treffliche Dienſte leiſtete. So ein Fläſchchen, das den Verkäufern kaum ein paar Kreuzer koſtete, wurde zu einem Zwanziger verfeilſcht, alſo mit ſchwindelhaftem Gewinn, wenn man nicht den Schaden, den die Zähne dieſer Mixturfabrikanten erlitten, mit in Anſchlag bringen will. Da dieſelben nämlich bei Bereitung des „Sauern" nur nach dem Augenmaß zu Werke gingen und das richtige Maß des zuzugießenden ätzenden Vitriolöles einfach dadurch zu ermitteln pflegten, daß ſie das Mixtum etwas ſchüttelten und dann wieder koſteten, bis es das richtige Verhältniß hatte, ſo wurde ihnen von dieſem beſtändigen Experimentiren die Glaſur der Vorderzähne ganz abgefreſſen und ſchwarz. Auch in Gegenwart ihrer Kunden pflegten ſie ihre Mixturen zu koſten, um den Leuten zu beweiſen, daß nichts zum „Verrecken" darinnen ſei. Daher führten die Oelträger auch den Namen „Glaslenkoſter". An manchen Orten nannte man ſie „Lettntrager".

Neben dieſem „Sauern" verkauften ſie noch ähnliche Liqueure, die theils als beliebte Spirituoſen, theils als kräftigende „Lebenseſſenzen" ſtets Abnahme fanden. So ein beliebtes Getränk und zugleich Heilmittel war das „Kimmöl" — das Glaſel zu acht Kreuzern — das aus Kümmel, das „Tannöl", das aus Tannzapfen gebrannt wurde, ſowie das „Holeröl" aus den Beeren des ſchwarzen Hollunders. Man verſetzte es mit Zucker und Waſſer. Es hilft gegen das Uebertrinken und iſt überhaupt „a guits Zuig". Noch einmal gebrannt, wird es waſſerhell.

Ein weniger „guits Zuig" war das ſogenannte Skorpenöl. Man gab Skorpione lebendig in ein weites Gefäß mit Olivenöl, und zwar auf ein Pfund 100 — 200 Stück,

und ſetzte die Flüſſigkeit an die Sonne zum Deſtilliren, ſo daß ſich die Thiere darin ganz auflöſten; man machte wohl auch ein langſames Feuer darunter an, damit, wie man mir verſicherte, „die Vieher das Gift beſſer ausließen“. Dieſe Tinctur brauchte man für „Vieh und Leut“, und zwar von innen und außen, d. h. zum Einnehmen und zum Einreiben. Die Skorpione bezog man aus Italien, Krain und Südtirol. Jene aus dem Bisthume Trient (alter Gemarkung von der Bozner Gegend an) galten als nicht giftig und deshalb als untauglich. Dieſer Glaube ſtützt ſich auf eine alte Legende, wonach der h. Vigilius, Biſchof von Trient, einſt bei der Communion einen Skorpion im Kelche fand, der von der Decke herabgefallen war. Er wollte ihn nicht herausnehmen, ſondern bat Gott, daß ihm das giftige Thier nicht ſchade, wenn er es hineintrinke, was auch geſchah. Seit dieſer Zeit ſollen die Skorpione des Bisthums Trient nicht mehr giftig ſein. Die Thiere wurden meiſt von den Händlern ſelbſt geſucht und lebendig in einem hölzernen Kiſtchen verwahrt, hielten ſich aber nur fünf bis ſechs Wochen gut, da ſie ſich ſpäter gegenſeitig aufzufreſſen anfingen. Man fütterte ſie mit wurmſtichigem Fichtenholze und beſprengte ſie von Zeit zu Zeit mit etwas Waſſer. Das Holz wurde von Tirol mitgenommen, da ſich außer dem Lande nicht ſo viel faule (ſeit zehn Jahren abgeholzte) Stöcke befanden, oder, wie die Oelträger geheimnißvoll verſicherten, weil ihnen ausländiſches Holz nicht paſſe. Skorpionhändler gibt es übrigens im Zillerthal noch jetzt; ſo wurde mir erſt vor Kurzem erzählt, daß einer ſich 10.000 „Käfer“ von Krain verſchrieben habe. Der Ankaufspreis für 100 Stück iſt gegenwärtig 60 Kreuzer (früher 12 — 20 ſogen. alte Kreuzer); verkauft werden ſie per Stück 1—10 Kreuzer.

Ein Surrogat dafür bildeten die Kröten, aus denen das „Krotenöl" bereitet wurde. Man gab es ebenfalls zum Einreiben und — Trinken. De gustibus non est disputandum.

Auf die Gefahr hin, den äſthetiſchen Sinn meiner Leſer auf eine zu harte Probe zu ſtellen, muß ich noch das „Regenwurmöl" erwähnen. Man gewann und verwendete es auf ähnliche Weiſe; es hat einen äußerſt unangenehmen Geruch. Vom ebenfalls beſtrenommirten „Kathareinenöl" und „Salböl" konnte ich das Recept leider nicht mehr erfahren, und die leidende Menſchheit iſt ſomit um zwei Univerſalmittel ärmer; ebenſo fruchtlos waren meine Nachforſchungen über das „Korbinianöl". Die einzige Urkunde darüber fand ich in einem alten Oeltragerliede, wo es, etwas verdeutſcht, heißt:

„Grüeß euch Gott, Männer und Weiber!
Der Oelträger Korbel (Korbinian) iſt da,
Es ſein ja für nix eure Leiber,
Kaufts mir an Meliſſengeiſt a'."*)

Möglich, daß die dankbare Mitwelt das „Geſüff" nach dem Namen des Erfinders benannte.

Wollte man übrigens glauben, daß mit den aufgezählten Latwergen und Oelen das Repertoire dieſer Wanderapotheken erſchöpft ſei, ſo würde man ſich ſehr irren. Die menſchenfreundliche Thätigkeit dieſer Stiefſöhne Aeskulaps trug allen nur erdenkbaren Mängeln und Leiden ihrer Brüder Rechnung, und ich erlaube mir aus einem andern Oeltragerliede, das ich dem tiroliſchen Nationalkalender von 1823 entnahm, nur eine Elite der wichtigſten Wundermittel

*) Das ganze Gedicht findet ſich etwas verändert auch in „Süß, Salzburgiſche Volkslieder. Salzburg 1865, S. 88" nebſt anderen Oelträgerliedern abgedruckt.

zu Jedermanns Nutz und Frommen auszuheben. Da werden vor Allem angeprieſen:

„Pillen groß und klein für Kröpf',
Spiritus für g'ſchwollne Köpf',
A guete Augenſchmier,
Das Salbel macht die Bieglen (Fußgelenke) g'ſchwind,
Da wär' a Pülverl für die Wind"
u. ſ. f.

Daneben verkauft der gute Mann noch „Katzenkräutlgeiſt" gegen den Hundsbiß, Darruben (Dörrrüben), in Deutſchland als „Windwürzlen" verhandelt, und für dasſelbe Gebreſte die beliebte, aus den Beeren des „Adach" (Attich, Sambucus ebulus) eingeſottene Latwerge*), ferner den berühmten „Schneeberger", dieſe wahrhafte Höllenerfindung von einem Tabak, der, wenn man ein Körnchen in die Naſe kriegt, ein dreiviertelſtundenlanges Nieſen zur Folge hat, und von dem es in dieſer Apotheoſe ganz richtig heißt:

„Geh kauf, wär ſoviel guet
Und haſt dein Lebtag gnueg." **)

*) Vgl. Hübner a. a. O. Bd. II, S. 335.

**) Ein „Verzeichniß jener Oele und Spiritus, welche die Zillerthaler Oelträger im Salzachkreiſe zufolge der Bekanntmachung vom 12. December 1814 (Kreisblatt, Stück 102, S. 1536, §. 3) bei ſich führen dürfen", iſt auch im kgl. baieriſchen Salzach-Kreisblatt für das Jahr 1815, Stück 15 enthalten: Kranawetöl, Kienöl, Katharinöl, Kümmöl, Schwefelöl, Skorpionöl, Sulphurbalſam, Tamariskenöl, Tannenöl, Grünöl, Aſantöl, Rosmaringeiſt, Seifengeiſt, Meliſſengeiſt, Pomeranzengeiſt, Theriak, Lausſalbe. Eine weitere „Aufzählung jener Waaren, welche von reiſenden Tirolern, Bergleuten und Olitätenkrämern noch an ſo manchen Orten zum Verkaufe herumgetragen werden", findet ſich in der baieriſchen „Juſtiz- und Polizei-Fama" vom Jahre 1806, welches hochkomiſche Actenſtück wörtlich mitzutheilen ich nicht unterlaſſen kann. Es iſt veröffentlicht im „kgl. baieriſchen Wochenblatte,

Dieſe ganze Herrlichkeit des zillerthaliſchen Oelwaarenhandels iſt bis auf wenige Rudimente gegenwärtig faſt gänz-

---

herausgegeben von Lorenz Hübner". München 1806. VII. Jahrgang, S. 122 ff. und lautet: „Noch iſt den Quackſalbern ihr Handwerk nicht überall niedergelegt. An ſo manchen Orten können reiſende Tiroler, Bergleute, Olitätenkrämer und Conſorten ungehindert mit ihren Waaren hauſiren gehen und die Geſundheit und das Leben gefährden. Dies kommt daher, weil man dergleichen Leuten entweder ſchlechterdings ihren Handel erlaubt oder weil man von Polizei wegen blos nach dem Namen ihrer Waaren fragt, ohne dieſelben chemiſch zu unterſuchen. Würde man dieſes thun, ſo würde man auch hier nachher zur Wahrheit hingeführt werden, und bald ſehen, welche ſchädliche Dinge von dieſen Leuten verkauft werden. Dem zur Folge mag eine nähere Auseinanderſetzung von den Materialien dieſer Handelsmänner die Aufmerkſamkeit der Leſer beſchäftigen. Reiſende Tiroler, Bergleute und Olitätenkrämer verkaufen folgende Waaren:

1. Hofmanniſche Tropfen (Liquor anodin. Hofmanni oder nach einer neuen Nomenclatur Spiritus sulphurico aethereus). Dieſe ſind weiter nichts, als was ſie auch in manchen Apotheken ſein ſollen, ein etwas ſchlecht bereiteter Salpetergeiſt, voll freier Säure und weit über die Hälfte Phlegma, das heißt wäſſerige Feuchtigkeit. Was können ſie ſchaden? Dieſe Tropfen wirken beim Bauer und Bürger auf die Phantaſie. Er glaubt doch wenigſtens Arznei genommen zu haben und der Glaube macht nicht allein ſelig, ſondern auch häufig geſund.

2. Essentia dulcis. Was ſie unter dieſem Namen hergeben, iſt weiter nichts als reiner Spiritus (in der Sprache des gemeinen Lebens Kornbranntwein genannt), mit etwas gebranntem, in Eſſig aufgelöſtem Zucker braun gefärbt. Wegen der einfachen Beſtandtheile wird dieſes Mittel zu dem äußerſt geringen Preiſe von 6 g. Groſchen preußiſch Geld oder 27 Kreuzer rheiniſch verkauft.

3. Lebensbalſam (Balsamus vitae). Dieſer iſt eine unſchuldige Miſchung von Lavendel und Rosmarinſpiritus, worunter einige Tropfen wohlriechende Oele gemiſcht ſind. Wer blos daran riecht, dem thut es keinen Schaden. Zum innerlichen Gebrauche iſt es freilich etwas hitzig; doch dem Bürger und Bauer iſt es erſprießlich, wenn ſeine phlegmatiſchen Humores etwas echauffirt werden.

lich untergegangen; nur Wenige befaſſen ſich noch damit und betreiben dieſen Handel als armſeliges Gewerbe. Ihre Oele

---

4. Schwarzes Edelherzpulver. Dieſes iſt vollends unſchädlich, da es blos aus Kalk und Kohlenpulver beſteht; es hat übrigens einen ſchönen Namen und der Preis iſt billig, nämlich die Portion 4 ggr. oder 18 kr.

5. Kräuterthee. Dieſer iſt ganz gewöhnlicher Heuſame mit Blättern von Klatſchroſen (Papaver rheos), Kornblumen und andern ſeltenen Blumen und Kräutern; ſtopft nicht und macht auch keinen Durchfall; würde er maßweiſe getrunken, ſo würde er auf die Harnwege wirken; iſt auch ſehr wohlfeil, nämlich die Portion 2 ggr. oder 9 kr.

6. Weißes gerechtes Schneeberger Hauptflüß- und Schmupfpulver. Dieſes beſteht aus grobem Weizenmehle, mit Nieſewurzel und ein wenig Violenwurzel gemiſcht. Es vertreibt den Schwindel, ſtärkt das Gedächtniß und klärt den Verſtand auf. Von dieſem Artikel ſollen ſie jetzt ſtarken Abſatz haben. Die gemeinen Leute brauchen es vorzüglich, um ſich während der Predigt des Schlafes zu erwehren. Es hat alſo einen wohlthätigen Einfluß auf die Beförderung des äußerlichen Religionscultus und es wäre doppelt unrecht, wenn man den Debit desſelben unterſagen wollte Das grüne Hauptpulver beſteht aus tauſenderlei, ohne Auswahl zuſammengeſtoßenen Kräutern.

7. Tropfen gegen das kalte Fieber. Dieſe beſtehen aus einer unbedeutenden Miſchung von reinem Brunnenwaſſer und Arſenik, etwa auf 2 Unzen Waſſer 5—6 Gran Arſenik. Werden ſie nach und nach in ſteigenden Graden genommen, ſo vertreiben ſie das Fieber ſicherer als das Reichiſche Fiebermittel. Die Geneſenen bekommen zwar hinterher die Auszehrung oder die Waſſerſucht, das iſt aber nur accidental. Wer die Portion auf einmal nimmt, dem wird ſo ſchnell geholfen, daß er nicht erzählen kann, woher ihm Hilfe gekommen ſei.

8. Das Pulver wider die Schärfe, welches geſtoßene Kreide und wegen ſeiner Wohlfeilheit zu empfehlen iſt: die Portion koſtet 2 ggr.

9. Das, was ſie unter dem Namen Ol. petrae verkaufen, iſt gewöhnliches Kienöl, wie man es zur Schuhwichſe nimmt; es iſt aber auch innerlich recht gut zu gebrauchen.

10. Ihre Essentia amara iſt gewöhnlich mit eben demſelben Petſchaft beſiegelt, mit welchem das Halle'ſche Waiſenhaus ſeine be-

und Mixturen finden ſelbſt unter dem Landvolke keinen rechten Anklang mehr, da man die Oelträger als Lügner

---

kannten Arzneien beſiegelt. In der Farbe iſt ſie der Halle'ſchen Essentia amara gleich, nur etwas grüner. Um dieſe liebliche Farbe hervorzubringen, wird etwas Kupfer zugeſetzt. Das ſchadet nicht, ſondern macht den Magen feſter. So wie die mit Kupfer beſchlagenen Schiffe feſter ſind, ſo iſt auch ein ſolcher verkupferter Magen dauerhafter.

11. Ihre ſogenannten Polychreſtpillen, auch mit dem Halle'ſchen Petſchaft beſiegelt, ſind freilich nur eine Copie von dieſen; da ſie aber größtentheils aus Aloe beſtehen, ſo werden ſie ihre Wirkungen, beſonders bei Wöchnerinnen, denen ſie gewöhnlich gegeben werden, nicht verfehlen. Wenn man ſie in Waſſer auflöſt, ſo wird daraus eine gewöhnliche Kindbetterinnenmixtur, deren ſich mancher Arzt bedienen ſoll.

12. Die Tinctura laxativa (Laxirtropfen), welche ſie verkaufen, iſt eine geiſtige Auflöſung der Resina jalappae, ein wahrer Schornſteinfeger für die Gedärme. Starken Naturen werden ſie nicht Magenentzündung oder ſchleunigen Tod zuziehen, welches bei ſchwachen wohl möglich ſein könnte.

13. Die Salbe wider den Grind beſteht aus Schweinefett, Schwefel und Mercurius. Wer ſie bei ſeinen Kindern braucht, kann die Freude erleben, daß ſie nie auf einen Tanzboden gehen können, weil bisweilen Lähmungen an Händen und Füßen davon entſtehen. Da die aus Schweinefett beſtehende Salbe auch von den Juden gebraucht wird, ſo befördert ſie die Toleranz, und in dieſer Hinſicht wäre es ſündlich, ſie zu verbieten.

14. Ihr antiſpasmotiſches Pulver iſt eine Compoſition von Salpeter, vitrioliſirtem Weinſteine und Zinnober oder auch Mennig. Es färbt das Geblüt, mithin auch den Magen roth.

So las ich in dem kernhaften Werkchen: „Unumſtößlicher Beweis, daß die Handhabung der Polizei der Wohlfahrt eines Landes ſchädlich iſt. Eine Rede, gehalten vor denen, die ſie hören wollen. Germanien 1804.“ Und weil ich vorausſetzen kann, daß dieſes Buch, welches ſo manchen Gegenſtand mit Wärme und Einſicht behandelt, noch vielen ausübenden Polizeigeſchäftsmännern unbekannt ſein wird, und weil ich gern mein Scherflein dazu beiträge, Anderen hie und da

und Betrüger im Verdachte hat. Ich ſelbſt kenne im Zillerthal nur einen Einzigen, der noch „geht", den alten Luxner Lois in Kapfing bei Fügen, und der ſchaut mir gerade nicht aus, als ob er den Handel wieder in Flor bringen wollte. Auch von Ried geht noch ein Oelträger, Namens Wimpiſſinger, auswärts auf Handelſchaft. Berühmtheit erlangten unter andern der Theriak- und Oelfabrikant Bartlmä Hauſer, dann der Oelträger Zettl, der ſich in der Apotheke alle möglichen Ingredienzien kaufte und ſie mit Weinbranntwein verſetzte. Dieſes „Geſchlemper" verhauſirte er dann beſonders in der Schweiz, die Maß um zwei, drei Gulden, das kleine Fläſchchen zu vierzig Kreuzern. Der Vater des bekannten Topo-Mayr war ebenfalls ein Oelträger*). Hingegen hat ſich ein Theil dieſes Geſchäfts bis jetzt zu erhalten gewußt, ja hat vielleicht noch eine Zukunft, nämlich der Dirſchen- oder Steinölhandel im Oberinnthal, von dem wir im nächſten Abſchnitt hören werden.

---

nützlich zu ſein, ſo habe ich für nöthig erachtet, dieſe Data in der vielgeleſenen Fama zu hinterlegen."

Salzburg. B. Pillwein.

*) Der bekannte Hofnarr Peter Proſch, von dem bei den Zillerthaler Handſchuhhändlern die Rede ſein wird, hauſirte eine Zeit lang mit Theriak und Oelwaaren in Baiern herum. Vgl. deſſen Selbſtbiographie: Peter Proſch, der kreuzfidele Tirolerbua, durchtriebene Spaßvogel und luſtige Hofnarr, erſter Handſchuhhändler aus Tirol. 2. Aufl., München 1865, S. 29.

Steinölbrenner und Steinölträger.

Ein Namensvetter vom Zillerthaler Oelträger, nur etwas ſchmieriger, iſt der oberländiſche Steinölträger oder „Dirſcheler“, und ich muß deshalb faſt um Vergebung bitten, daß ich es wage, den ſchwarzen und übelduftenden Geſellen vorzuſtellen; aber er kommt eben aus einer rußigen Brennhütte, wo er ſich ſeine leere Oelbutte mit neuem Vorrath angefüllt hat. Der braune Loden, der ſeine verwitterte Geſtalt umgibt, trägt deutliche Spuren davon; ebenſo ſeine Lederhoſe und ſein zerknitterter Filzhut, die beide weiland dem „Spiegelſchwaben“ geſtohlen ſein könnten. Zugleich entſtrömt der ganzen „glänzenden“ Erſcheinung ein Parfum, wohl geeignet, eine zart organiſirte Naſe in Verzweiflung zu bringen. Doch das geht einmal nicht anders bei ſeinem Metier und ſoll uns auch nicht abſchrecken, dieſen Commis voyageur der Tiroler Steinölbrenner und ſeine ſtinkende Waare näher in Augenſchein zu nehmen.

Das Steinöl wird aus dem bituminöſen Stinkſtein*),

*) Es iſt wohlgeſchichteter Stinkmergel, eingelagert in Dolomiten des oberſten Keupers, reich an Reſten ſchmelzſchuppiger Fiſche, auch foſſiler Araucarien. Von erſteren dürfte nach Adolf Pichlers Anſicht das Oel herrühren. Vgl. Adolf Pichler, Beiträge zur Geologie der nördlichen Kalkalpen im Jahrbuch der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt. Jahrgang 1857.

der auf den zwiſchen Zirl und Scharnitz gelagerten Kalkſchichten in großen Maſſen zu Tage tritt, öſtlich von Seefeld, am Reiterjoche, am Harmeleskopf, am Schlagbrand und unter dem Luchsfellkopfe gewonnen und kommt als ſogenanntes Dirſtenöl in den Handel*). Dirſten- oder Dirſchenöl heißt es von dem der Sage nach einſt in dieſer Gegend hauſenden Rieſen Thyrſus, der mit dem Rieſen Haimo das bekannte Rencontre hatte. Der Bach, wo ſie kämpften, heißt noch Thyrſchenbach und an einem Hauſe links von der nach Seefeld führenden Straße kann man noch den Kampf der beiden ungefügen Recken abconterfeit ſehen. Daneben ſteht der halb leſerliche Spruch:

„Spritz Bluet
Iſt für Vieh und Leut guet."

So weit der zum Tod getroffene Thyrſus lief, ſo weit bricht unausgeſetzt das „Blut des Rieſen" aus dem Geſtein. „Es läßt keines weg und keines bleiben", ſagt der Volksmund**).

Von wem und zu welcher Zeit der erſte Verſuch des Steinölbrennens gemacht wurde, davon gibt uns eine Urkunde im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck vom 16. Juli 1576 Aufſchluß***), worin Erzherzog Ferdinand einem ſichern

*) Vgl. Staffler a. a. O. Bd. II, S. 261, 389.
B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837, Bd. I, S. 669.
Rohrer, Ueber die Tiroler, Wien 1796, S. 39.
„Auf Zierler-Perg pricht das Türſchen-Pluet,
Bitumen zuo Latein, gor guet."
(Tir. Landreim a. a. O. S. 241.)

**) Ueber dieſe Sage vergl. Zingerle, Sagen ꝛc. Innsbruck 1859, S. 89 ff. Panzer, Beiträge zur deutſchen Mythologie. München 1855, II, S. 62.

***) Veröffentlicht von P. Juſtinian Laburner im Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Tirols, Jahrg. II, S. 374.

Abraham Schnitzer, der vermittelst „göttlicher Gnade durch eine gewisse Kunst erfunden habe, aus besonderen Steinen, Tyrstenblut genannt, gutes echtes Oel zu machen", auf die folgenden zwanzig Jahre das Privilegium ertheilt, in allen Gegenden der Grafschaft Tirol „obbedachte Steine zusammen zu bringen und damit sein Kunstwerk zu üben". Zugleich mußte sich Schnitzer verpflichten, das erzeugte Oel voraus der Regierung und den tirolischen Gewerken um einen „leidlichen" Preis anzubieten und nur den Rest im In- und Auslande gegen Verzollung zu verkaufen. Eingriffe gegen dieses Privilegium sollten mit zehn Mark Gold bestraft werden, welches Strafgeld halb der Regierung und halb dem Schnitzer zu gute käme.

So weit die Urkunde.

Nach Ablauf des Privilegiums scheinen sich bald Mehrere diesem rentablen Geschäftsbetriebe hingegeben zu haben; wenigstens treffen wir im letzten Jahrhundert die Bauern von Seefeld und Reit mit emsiger Ausbeute ihres bituminösen Grundes, besonders am Tyrschenbache, begriffen.

Die Weise, wie sie diesen „Raubbau" betrieben und das Oel gewannen, war und ist in der Hauptsache auch jetzt noch eine höchst primitive*). Nachdem am Berggehänge ein ebener Platz von 12—15′ Länge und 6—7′ Breite ausgeglichen worden ist, wird darauf eine Art länglich viereckigen Gewölbes aus Steinen aufgeführt und zwar so, daß die zwei längeren und eine schmale Seite an das Berggehänge anschließen und nur die vierte schmale Seite als Oeffnung von vorn sichtbar bleibt. Oben wird das Gewölbe mit einer länglich vierseitigen, trockenen, nach rückwärts offenen Steinmauer

*) Vgl. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Serie II, Bd. II, S. 282 ff.

eingefaßt und mit mehreren Löchern verſehen, die nach unten ſich verengen und in welche irdene glaſirte Trichter eingeſetzt werden. Unter dem Gewölbe ſind hölzerne den Brunnenröhren ähnliche Rinnen angebracht, nach der Länge desſelben hinſchwebend und etwas abſchüſſig, um den Abfluß des Steinöls zu erleichtern. Oben haben dieſelben mehrere Oeffnungen, die mit den früher erwähnten Trichtern correſpondiren. Zum Deſtillationsapparate gehören ferner 6—8 ausgebrannte oder auch neue Obernzeller (ſogenannte Paſſauer) Schmelztiegel, deren jeder 156—200 Pfund hält.

So viel über den Ofen*).

Kommt es nun zum Proceß, ſo werden vorerſt dieſe Schmelztiegel mit den Stinkſteinen, die in Stücke von der Größe einer Nuß zerſchlagen ſind, gefüllt und mit einer eiſernen von ſechs fingergroßen Löchern durchbohrten etwas vertieften Platte zugedeckt und die Fugen mit Thon wohl verſtrichen. Hierauf faßt man die Schmelztiegel, kehrt ſie um und ſetzt ſie der Reihe nach mit aller Sorgfalt über die obengenannten, im Gewölbe ſteckenden Trichter, ſo daß die ſechs Löcher der Platte genau auf die weite Oeffnung derſelben paſſen. Sind nun alle ſechs oder acht auf dieſe Art gefüllten und präparirten Schmelztiegel im Ofen in Ordnung gebracht, ſo wird die noch offenſtehende hintere Mauerſeite mit Prügeln von ganzem Holze verſperrt und ſo die ganze Vierung des Ofens geſchloſſen. Hierauf legt man zwiſchen und um die Tiegel theils geſpaltenes, theils ungeſpaltenes Holz, gewöhnlich nur Zundernholz (von der Legföhre, auch Latſchen genannt) durcheinander.

Damit ſind die Vorbereitungen beendet und das Oelbrennen beginnt.

---

*) Das Modell eines ſolchen bäuerlichen Brennofens befindet ſich im Ferdinandeum von Innsbruck.

Das Holz wird angezündet und, wenn es allseitig in Brand ist, mit den unbrauchbaren Platten oder mit Ziegelsteinen beschwert, um die Flamme dadurch zusammenzuhalten und nach abwärts zu drängen. Anfangs entwickelt sich blos ein weißlicher, nicht stark riechender wässeriger Dampf, der sich nach und nach von selbst bei der Erkaltung in Wasser verwandelt und durch die Rinne in die untergestellten Schäffel abfließt. Nach einer oder zwei Stunden, je nach Umständen, kommt dann das sogenannte „lene", d. h. leichtflüssige Steinöl, natürlich in ganz ungereinigtem Zustande, zum Vorschein, das auf dieselbe Weise in den Gefäßen aufgefangen wird. Man nennt dieses Verfahren „Saigern". Eine solche Saigerung dauert sechs bis sieben Stunden. Hierauf werden die bereits angebrannten Schlußbäume und durch Brennen erzeugten Kohlen mit Wasser abgeschüttet und herausgerissen, die Tiegel sogleich geleert und neuerdings gefüllt, so daß nach ein paar Stunden der Proceß von Neuem beginnt und bis zum Sonnabend beinahe ununterbrochen fortgesetzt wird.

Diese bäuerliche Oelgewinnung in dem Gebiete von Seefeld erhielt eine unerwartete Wendung, als im Jahre 1845 auf Anregung eines unternehmenden Kaufmannes von Innsbruck, Jacob Straßer, eine Gesellschaft sich bildete, welche die Steinölgewinnung in rationellerer Weise angriff und die Verarbeitung des dortigen Gesteines auch auf die Erzeugung von Theer und Asphalt ausdehnte. Sie richtete sich ein Etablissement ein unter der Firma: „I. tirolische Asphaltgewerkschaft am Gießenbach bei Seefeld" und brachte bald den Handel mit letzterem Product in ziemlichen Aufschwung. Da Fachmänner diesem Unternehmen eine Zukunft prophezeiten, so ließ sich um dieselbe Zeit Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este von einsichtsvollen Montanbeamten bewegen, auch seinerseits diesen

tiroliſchen Induſtriezweig auszubeuten, um ſo mehr, als er den erzeugten Asphalt in großer Menge bei den Bauten in Wien und bei den „Maximilianiſchen Thürmen“ von Linz in Verwendung zu bringen hoffte. Er kaufte daher den größten Theil der Grubenflächen, die ſich im Beſitze von Bauern befanden, um theures Geld zuſammen und errichtete in Reit bei Seefeld mit großem Aufwande eine ähnliche Asphaltfabrik, die ſogenannte Maximiliansh ütte.

Bei den bedeutenden Geldmitteln, die dem Erzherzog zu Gebote ſtanden, war es ihm ein Leichtes, der „Gewerkſchaft am Gießenbache“ derartige Concurrenz zu machen, daß ſie ihre Arbeiten einſtellen und die Geſellſchaft ſich auflöſen mußte. Zwar machte einer der Actionäre den Verſuch, das Asphaltgeſchäft auf eigenes Riſico weiter zu führen, indem er ſämmtliche 128 Kuxe (Antheile) an ſich brachte. Und wirklich ſchien ein neuer Stern dem Unternehmen aufgehen zu wollen, als es dem Beſitzer im Jahre 1858 gelang, aus den Asphaltſteinen „Petroleum“ zu gewinnen, und ſicher hätte auch damit das Geſchäft eine glänzende Zukunft erlebt — es wurden im Zeitraume eines halben Jahres bei 250 Centner dieſes koſtbaren Beleuchtungsmaterials erzeugt — wenn nicht ein neues unerwartetes Ereigniß dem aufblühenden Unternehmen das Genick gebrochen hätte. Kaum war nämlich die theure Einrichtung zum Großbetriebe der Petroleumerzeugung getroffen, ſo wurde ganz Europa von den neuentdeckten Naphtaquellen in Amerika überfluthet, ein Ereigniß, das von vornherein jede Concurrenz zu Schanden machen mußte.

Der letzte Schlag und moraliſch wohl der härteſte traf das vom Schickſal verfolgte Unternehmen, als im Jahre 1859 bei Verſteigerung der großartigen Asphaltarbeiten der Feſtung Kufſtein zum Erſtaunen aller Fachkundigen im Voraus —

französischer Asphalt ausbedungen wurde! Zwar gelang es in Folge energischen Hinweises auf die Güte des tirolischen Erzeugnisses, das dem französischen in nichts nachstehe, ja dasselbe bewährterweise an Haltbarkeit sogar übertreffe*), sowie auf den bedeutend geringeren Preis desselben, endlich auf die Unterstützung und Hebung der vaterländischen Industrie, sich die Theilnahme bei der Concurrenz zu erwirken — aber was half es? Trotzdem, daß das tirolische Offert das einzige war, welches bis zum vorgeschriebenen Termine eingelaufen war, wurde ein in Wien von dem Bevollmächtigten einer französischen Gesellschaft gemachtes Nachoffert genehmigt!! Und das geschah im Jahre 1859, als die tirolischen Kaiserjäger mit den Franzosen bei Magenta und Solferino rauften, abgesehen davon, daß die französische Gesellschaft ihr Offert weit über 10.000 fl. höher stellte, als die inländische Unternehmung**)!! Kurze Zeit darauf arbeiteten französische Ingenieure auf den österreichischen Festungswerken von Kufstein!! —

Daß unter solchen Verhältnissen derlei Unternehmungen zu Grunde gehen müssen, beweist der Umstand, daß auch die erzherzogliche Maximilianshütte in Reit ihre Arbeiten schon

---

*) Von der Güte und Haltbarkeit des Seefelder Asphaltes kann man sich am Stadtparktrottoir beim Stubenthor in Wien überzeugen, das unverwüstlich zu sein scheint, trotzdem tausend und tausend Fuhren darüber zogen, ebenso an den Innraintrottoirs in Innsbruck. Die Producte der „ersten tirolischen Asphaltgewerkschaft" wurden auch in London (1862) durch ein Anerkennungsdiplom ausgezeichnet.

**) Auch die hohe Fracht kommt noch hiebei in Anschlag, indem der Asphalt zur Verarbeitung über Wien nach Kufstein ging. Ueberdies hatte sich das Seefelder Product bereits bei den Festungsthürmen von Thierberg bei Kufstein bewährt.

im Jahre 1860 einstellte, und einige Jahre später auch die Gewerkschaft am Gießenbache, nachdem die derzeitige Unternehmung ihr ganzes Hab und Gut dabei eingebüßt hatte*).

---

*) Wie mir nachträglich Herr P. Riedmayr (†), einer der früheren Unternehmer, mittheilte, wurde am Osterdienstag des Jahres 1872 die „erste tiroler Asphaltgewerkschaft am Gießenbache" durch den Fabriksbesitzer Josef Beck in München angekauft, in neuen Stand gesetzt und befindet sich seit 1. Juli 1872 wieder in Gang. Zudem wurde eine Wasserleitung neu hergestellt, sowie ein Pochwerk mit 10 Stämpfen, eine Siebsetzmaschine und ein Mühlwerk errichtet. Vom Hauptgebäude entfernt steht eine separate Brennhütte mit zwei großen Oefen. Der ganze Fabrikscomplex von circa 1400 Quadratklaftern wurde nivellirt und der große Wald, der sich unmittelbar um die Fabrik befindet, in einer Fläche von circa 10 Joch zum Betriebe der Gewerkschaft angekauft. Das gewonnene Product wird aus weniger bitumenreichem Gestein (blos 6—7 Procent) gewonnen, gestampft, gemalen und als sogenanntes Steinmehl zur Mastixbereitung als Beimengung zum Goudron verkauft. Es geht größtentheils nach Baiern, vorzüglich nach München, und zwar per Achse nach der kaum eine halbe Stunde entfernten Scharnitz. Von dort übernehmen die Holzflößer den weiteren Transport auf der Isar in wasserdichten Säcken. Die Gruben sind gegenwärtig beim Gamsgraben und Eggzirl.

Bei der Wiener Weltausstellung (1873) hatte dieselbe Gewerkschaft Asphalttheer (Goudron), Asphaltsteinmehl, ordinäres schwarzes Steinöl, zwei Brode Asphaltmastix und eine Sammlung Asphaltsteine von 5 — 80 Procent Bitumengehalt ausgestellt. Das Bestreben der Fabrik ist dahin gerichtet, auch die Seefelder Asphaltsteine, deren Bitumengehalt selbst die Steine des Val de Travers und von Bassenna übertreffen soll, zur Herstellung der Fahrstraßen als Asphaltcomprime zu verwenden. Vergl. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission (1873), Innsbruck 1874, S. 25. Ich hörte von ausländischen Sachverständigen, der Seefelder Asphalt sei für diesen Zweck zu weich (?).

Auch die „Maximilianshütte" ist seit Mai 1872 wieder in Betrieb gebracht, und zwar als Asphaltgewerkschaft durch eine Privat-

So ist es gekommen, daß wir von Mitte der Sechziger Jahre an wieder nur Bauern von Seefeld und Reit in ihren Gruben beschäftigt finden, welche die Asphaltproduction nicht fortsetzten, sondern, wie ehemals, Steinöl brannten, und zwar fast in der gleichen primitiven Weise wie früher. Nur die Verbesserung hatten sie den „Herren" abgeguckt, daß sie die ursprünglichen unhaltbaren Obernzeller Schmelztiegel mit gußeisernen cylinderförmigen Gefäßen vertauschten, die oben offen und mit einem Deckel verschließbar sind. Diese brauchen in Folge dessen zum Behuf des Brennens nicht umgestürzt zu werden, sondern man hängt sie aufrecht in eiserne Körbe hinein, die über dem Gewölbe an den Mauerseiten befestigt sind. Unten tragen sie ein angelöthetes Gitter, damit kein kleines Gestein durchfällt, und einen Seiher, um die Verunreinigung des herabfließenden Oeles mit Asche zu verhindern. Diese gußeisernen Schmelztiegel dürfen nur braunroth, nicht kirschroth werden, weil sich sonst wegen der größeren Gasentwicklung die Quantität des Oeles bedeutend vermindert. Sie fassen beiläufig 100 Pfund und man erhält von einer derartigen „Saigerung" ungefähr 55—60 Pfund Oel, äußerst wenig im Vergleich zu der Unmenge von Holz, die dazu verbraucht wird. Man benöthigt nämlich eine Klafter Holz zu 108 Kubikfuß = $^1/_2$ Kubikklafter sogenanntes kleines Holz. Beim technischen fabriksmäßigen Verfahren

---

unternehmung aus Wien (Johann Bosch). Dorthin geht auch das meiste Material. Doch kann dermalen von einem Großgeschäft keine Rede sein, da man größtentheils „verworfene Lager" auszubeuten hat, die kaum 60 Procent Asphalt geben. Glücken jedoch die in Angriff genommenen Schürfungen und Stollenbauten, so dürfte der Betrieb alsbald größere Dimensionen gewinnen. Gebaut wird von dieser Gesellschaft bis zum Reiterjoch hinauf, wo sich der Ursprungsstollen in einer Höhe von 7600 Fuß befindet.

hingegen, wobei man sich richtig angelegter Galeerenöfen mit sechs gußeisernen Cylindern und eines Condensationsapparates bedient, gewinnt man mit demselben Quantum Brennmaterial 4 — 500 Pfund flüssiges Steinöl*). Der Bauer aber berechnet das nicht, weil er das Holz einfach vom Walde holen darf, wo es im Ueberflusse wächst; er macht sich auch häufig kein Gewissen daraus, seinen Bedarf aus fremden Forsten zu stehlen.

Um eine Grube ausbeuten oder, wie es in der Bergmannssprache heißt, „öffnen" zu dürfen, muß der Bauer die Erlaubniß des Bergamtes haben und eine Steuer von jährlich zwei Gulden, die sogenannte Massengebühr, in halbjährigen Raten entrichten; auch muß er dem Aerar davon Anzeige machen. Dann erst findet sich der Ausbeuter einer Grube mit dem Eigenthümer des Grundes ab. Natürlich muß er immer Acht haben, daß derselbe nicht benachtheiligt ist. So darf er z. B. die Schutthalden nicht auf den Grund werfen ꝛc. Das im Schacht gebrochene Gestein wird dann zur Brennhütte im Thale, gewöhnlich im Winter auf Schlitten, hinabgezogen.

Bei der Unkenntniß der Bauern geht wegen nicht richtiger Steingattirung viel Bitumenstoff verloren. Drei Arbeiter sind gewöhnlich im Schachte selbst oder mit Herabschaffen der Steine beschäftigt; zwei andere befinden sich in der Brennhütte und versehen das Geschäft des Destillirens. Die ausgebrannten Steine geben mit entsprechender Beimischung ein ausgezeichnetes Cement; die Asche gebraucht man als Düngungsmittel.

*) Ein interessanter Aufsatz darüber sammt Abbildungen findet sich, wie ich nachträglich sehe, in Dinglers polytechnischem Journal, Jahrgang 1860, Bd. 158, S. 379 ff. vom Chemiker Georg Thenius aus Dresden.

Gegenwärtig betreiben noch vier Bauern die Oelbrennerei, unter welchen die „Firma“ Sailer die bedeutendste ist. Im Mai wird begonnen und im September die Arbeit wieder eingestellt; denn je wärmer die Temperatur, desto schneller geht der Proceß vor sich. Das Quantum des erzeugten Steinöls beträgt ungefähr 60 — 80 Centner jährlich, je nach der Nachfrage, da es lediglich als Vieharznei und Wagenschmiere verwendet wird. Der Centner kostet am Orte selbst 10—12 fl. Der bei weitem größte Theil wird indeß nach Deutschland und über Wien nach Galizien, Mähren und Ungarn ausgeführt. Das Uebrige wird entweder im Lande herum versendet, wo es bei jedem Materialisten zu haben ist, oder es wird an die Eingangs erwähnten Oelträger verkauft, welche damit in alle Thäler hausiren gehen.

Diese Oelträger treten ihre Wanderschaft meistens im Frühjahr an, weil da der Bauer Wagenschmiere braucht, um seine Wägen in Stand zu setzen; bisweilen besuchen sie beim Herannahen des Herbstes die Dörfer noch einmal. Gewöhnlich befassen sich Männer mit dieser Handelschaft, doch sieht man auch hie und da Weiber, bekleidet mit Männerhut und Männerjoppe. Kommt nun ein solcher „Dirscheler“, der von Oel stinkt und theilweise trieft, in ein Dorf, so verkündet er seine Ankunft durch den lauten Ruf: „Pechöl, Steinöl!“ Alsbald eilt die liebe Dorfjugend herbei, der die interessante seltene Erscheinung Anlaß zu einer lustigen Hetze gibt. Jubelnd und lärmend folgen die Buben dem Manne als unbewußte Reclamemacher, indem sie ihrerseits aus vollem Halse schreien: „Pechöl, Steinöl, Spinnewettenschmalz!“ Sofort nahen sich bedächtigen Schrittes auch die Bauern oder deren Knechte, um die erforderliche Quantität oder Qualität Oel zu erhandeln. Die Händler

haben dasſelbe in kleinen Blechbüchſen zu 20 und 40 kr., welche ſie in einem hölzernen Kaſten auf dem Rücken tragen. Häufig bedienen ſie ſich als Behälter eines Roßmagens, weil die zähe Haut das Oel gut aushält. Stets auf's Neue ſeine Waare ausſchreiend, durchwandert der Oelträger alle Gaſſen des Dorfes; daneben hat er gewöhnlich noch ſeine beſtimmten Abſatzorte, die er der Reihe nach beſucht. Zuletzt kehrt er im Wirthshaus ein, um ein Gläschen Schnaps zu trinken. Nachdem er in der Zechſtube und im ganzen Hauſe einen unausſprechlichen Parfum zurückgelaſſen, macht er ſich wieder auf den Weg in ein anderes Dorf, zum größten Leidweſen der Buben, die ihm noch, ſo lang er in Sicht iſt, ihren neckenden Ruf nachſenden.

Die Oelträger ſind genügſame Leute, daher geht ihr Handel nicht ſchlecht von ſtatten. Sie ſchlafen im Heu und laſſen ſich von den Bauern verköſtigen. Nachtlager und Speiſe, ſowie das Gläschen Schnaps, mit dem ſie ſich im Wirthshauſe gütlich thun, bezahlen ſie mit einer Kleinigkeit von ihrer Waare, die Jeder gern annimmt, da ſie rein als renommirtes Vieharzneimittel gilt, mit Eiern vermiſcht aber eine vorzügliche Wagenſchmiere abgibt. Auch gebraucht man das Steinöl mit gutem Erfolge zur Vertreibung der Mäuſe, indem man einige derſelben damit anſtreicht und in die Löcher läßt, worauf ſich die übrigen Thiere von ſelbſt verlieren.

Einer der bewährteſten Oelträger war ſeiner Zeit der Mittenwalder Hieſele, ein Pfiffikone erſter Größe, der mit ſeiner ſchmierigen Butte ganz Baiern und Sachſen durchzog, und mit ſeinen 20—30 Pfund Steinöl vierzehn Tage lang herumhauſirte. Er verſtand aber auch ſein Geſchäft und gab den Bauern ſein Gebräu tropfenweis ein. Was Wunder, daß er aus jedem Pfund, das er um zwei Groſchen

kaufte, bei vier Gulden herausſchlug. Auch nach Ungarn kam er, wo man das Oel zum Einſchmieren des Riemenzeuges verwendet, um die Fliegen und Bremſen von den geplagten Thieren abzuhalten. Der tiroliſche Bauer aber ſchmiert damit gern ſein Schuhwerk ein, wird aber auch in Folge deſſen auf eine halbe Meile gerochen.

Die Imſter Vogelhändler.

Gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erblühte in Tirol ein eigenthümlicher Induſtriezweig, der ſich namentlich im Oberinnthale, deſſen rauhe Natur nur unbedeutenden Ackerbau geſtattet, ſo ſchnell emporſchwang, daß viele der neuen, anfangs ärmlichen Induſtriellen zu Wohlſtand gelangten. Es war dies der Handel mit Kanarienvögeln.

Lange Zeit war dieſer Erwerbszweig ein Privilegium der Spanier, die ſie direct von den canariſchen Inſeln importirten, allein durch irgend einen Zufall — es ſoll ein mit Kanarienvögeln befrachtetes Schiff geſtrandet ſein — kamen dieſe goldfarbigen Sänger auf die Inſel Elba, wo ſie eine Colonie gründeten. Das Privilegium der Spanier war nun zu Ende, da italieniſche Speculanten die auf Elba prächtig gedeihenden Vögel bald auch ihrerſeits in den Handel brachten. Durch italieniſche Vogelhändler fanden ſie ſodann ihren Weg nach Tirol, wo ſie gewiſſermaßen eine neue Heimat fanden.

Es liegt im Tiroler Volke ein naives und zugleich tiefes Gefühl für die Natur und Alles, was mit ihr zuſammenhängt. Beſonders ſind die Tiroler Liebhaber der Vögel. Kaum wird man eine Bauernſtube treffen, die nicht einen Krummſchnabel beherbergt, der hoch oben an der

Zimmerdecke in ſeinem kleinen Drahtkäfig herumklettert und nach dem Volksglauben das Haus vor Unglück und Hexerei und vor allen Krankheiten der Inſaſſen zu bewahren hat. Desgleichen begleitet, wie wir früher hörten, ein ſolcher Spiritus familiaris den Karren des Dörchers auf ſeinen Landſtreichereien. Auch andere Vögel genießen Schutz und Verehrung, z. B. die freundlichen Hausſchwalben, das der Mutter Gottes geweihte „Brandele“ (Rothſchwänzchen), ja an einigen Orten des Oberinnthals wird ſogar bei Begräbniſſen ein Käfig mit einem Vogel unten an den Sarg gehängt.

In Tirol fand alſo die Vogelzucht den geeignetſten Boden. Im Winter, der in dem Alpenlande lange genug dauert, zog man die kleinen Pfleglinge groß, lehrte ſie mit unſäglicher Mühe allerlei Kunſtſtückchen und pfiff ihnen kurze Liedchen ſo lange vor, bis die befiederten Schüler ſie endlich tadellos nachpfiffen*). Später hatte man dazu eigens conſtruirte kleine „Orgelen“. Ging dann der Sommer in's Land, ſo nahm der Vogelträger ſeine „Vogelkraxen“, ein Traggeſtelle für zwanzig und mehr kleine Käfige, auf den Rücken und zog damit auf die Wanderſchaft. Dieſe war meiſtentheils von ſehr glücklichem Erfolge begleitet. Der Handel mit Vögeln nahm einen ſtets größeren Aufſchwung,

*) „Die Kanarienvögel wurden in eigenen Zimmerchen gezogen. Das Wohnzimmer der Vögel war mit friſchen Bäumen ausgeſtattet, der Boden mit Sand beſtreut, das gewöhnliche Futter Rübſamen mit Grünzeug aller Art; daran ſtieß ein offenes Nebenzimmer, dunkel eingerichtet, mit Behältniſſen zum Brutgeſchäfte.“ B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837, Bd. I, S. 744.

Woher Weber dieſe Notiz hat, weiß ich nicht; mir war es trotz eifrigen Nachforſchens nicht möglich, etwas Aehnliches über die Zucht dieſer Vögel zu erfragen.

ſintemal um dieſe Zeit das Halten dieſer niedlichen Sänger zur Mode geworden war. Gut gezähmte Exemplare, die eine eingelernte Melodie pfeifen konnten, waren geſuchte und mit ſchwerem Golde bezahlte Artikel*). So durchwanderten dieſe Leute mit ihren Vogelkrippen — oft 400 Sänger in einer — zu Fuß Europa nach allen Richtungen; auf den deutſchen Jahrmärkten wie auf den Straßen von Wien, London und Paris konnte man dieſe ſchmucken und kräftigen Burſchen in ihrer maleriſchen Gebirgstracht antreffen und überall waren ſie gern geſehene Gäſte. Ja, bis nach Petersburg und Conſtantinopel trieb ſie ihre Wanderluſt und ihr Erwerbſinn.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
Gold'ne Vögel bring' ich z' Haus",

hieß ihr Innungsſpruch, der ſich auch in den meiſten Fällen als wahr erwies. So kam das Anfangs beſcheidene Geſchäft allmählich in Aufſchwung. Ganze Colonien von Kanarienvögeln wurden gehalten, gezüchtet und abgerichtet. Die Vogelträger bildeten eine eigene Zunft und betrieben den Handel im Großen; aus den „Vogelträgern" wurden bald „Vogelherren", die es für bequemer und rentabler hielten, ſelbſt zu Hauſe zu bleiben und lieber verläßliche Leute mit der ſingenden Waare in die Fremde zu ſchicken. Beſonders Imſt**) war der Hauptſitz dieſes neuen Induſtriezweiges. Dort gab es wohlhabende Inſaſſen, die für dieſen Zweck Capital zuſammenſchoſſen und dann den Profit theilten.

---

*) Nach B. Weber a. a. O. „galt ein Vogel im Verkaufe 5 Shillinge in England, in der Türkei noch viel mehr, und der geſammte Abſatz in England allein betrug 1600 Stücke jährlich".

**) Auch in dem nahe gelegenen Tarrenz waren nach Rohrer 22 Vogelhändler. Vgl. Ueber die Tiroler. Wien 1796, S. 44. Vgl. auch B. Weber a. a. O. Bd. I, S. 754.

Mancher ſolcher „Ganzgewinnmacher" ſchlug ſich in der beſten Zeit jährlich 3—600 damalige Kaiſergulden heraus. Man erinnere ſich an den reichen Tammerl *) in Imſt und an deſſen treuen Kraxenträger Seraphin, den Spindler in ſeinem „Vogelhändler von Imſt" verherrlicht hat **), dieſes Unicum von Ehrlichkeit, obwohl er ein Vinſchger war. Sonſt nahm man gewöhnlich Leute aus dem Schwabenlande, weil dieſe im beſonderen Ruf der Ehrlichkeit ſtanden. Doch gerade dieſer Umſtand brachte die Sache in Verfall. Denn als die guten Schwaben merkten, daß das Handwerk einen ſo goldenen Boden habe, gaben ſie ihre Trägerſchaft auf, verlegten ſich ſelbſt auf die Züchtung und verpflanzten den ganzen Handel nach Schwaben. Auch die ſtrengen Paßvorſchriften halfen mit, den Induſtriezweig ſchwinden zu machen. Die letzten Vogelhändler waren die Brüder Baumann aus Tarrenz ***), ſpäter in Imſt anſäſſig. Ihr Handelsweg ging vorzüglich nach Rußland †).

---

*) Nach B. Weber a. a. O. hat ſich auch der Bäcker Schatz einen großen Theil des Vermögens mit dem Vogelhandel erworben.

**) Auch von Chriſtoph Schmid.

***) In neuerer Zeit ſollen ſich wieder, wie mir mitgetheilt wird, in Gaſtein tiroliſche (?) Vogelhändler aufhalten.

†) Eines ſeltſamen Brauches muß ich noch Erwähnung thun, den mir nachträglich Herr Notar Dr. Iſidor Müller von Imſt mittheilte. Wenn dieſe Vogelhändler nämlich nach Hauſe zurückkehrten und ihren Gewinn zählten, ſo zündeten ſie immer zwei Kerzen an, ſelbſt am hellen Tage.

Die Zillerthaler Handschuhhändler.

Der Zillerthaler Handschuhhandel ist nicht so alt. Er stammt aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, als der Oelhandel der Zillerthaler in Folge des eingerissenen Schwindels abzunehmen begann und sich die findigen Köpfe dieses Thales nach einem neuen Erwerbszweig umsehen mußten. Zwar auf ganz reellen Füßen stand und steht auch diese neue Industrie nicht. Gerade diese Handschuhhändler tragen ein gut Theil Schuld, daß der Name „Tiroler" im Auslande um seinen guten Klang kam, wenn auch andererseits viele Fremde durch sie in's Land gelockt wurden, um die Heimat dieser beliebten Naturſöhne, von der sie so viel Schönes hörten, in Augenschein zu nehmen. —

Ursprünglich scheint der Handel auf das Hausiren mit Handschuhen allein beschränkt gewesen zu sein; bald kamen Teppiche dazu, und in neuerer Zeit umspannte er fast Alles, was nur annähernd zu einem solchen Lederkleinhandel paßte: Reithosen, Unterbeinkleider und Unterjacken, Hosenträger, Schnallen, Kissen, Taschen, Mützen, das Meiste natürlich aus Leder, und zwar, wie sie steif behaupteten, aus Gemsleder, obwohl es gewöhnlich Lamm- und Kitzfell war*).

*) Nach Rohrer a. a. O. „handelten sie auch mit Gemsleder, das sie den Sämischgerbern in Rattenberg, Schwaz ꝛc. abkauften und

Auch hirſchlederne Decken, oft mit reichen Draperien verziert, für hohe Herrſchaften, ſämmtlich in Baiern fabricirt, da es im Zillerthal Hirſche gar nicht gibt, wurden verkauft; überdies ſeidene Hals- und Sacktücheln und ähnliche Seidenwaaren. Doch blieben Handſchuhe immer das Vorwiegende. Dieſe Handſchuhe waren übrigens nur in allererſter Zeit inländiſches Fabrikat (aus Innsbruck); ſpäter bezogen ſie dieſelben aus Wien, Prag, der Schweiz und aus Frankreich, beſonders aus den Fabrikſtädten Straßburg und Luneville. Jetzt haben ſie auch ihre eigenen Depôts, ſo in Cöln, Münſter, Frankfurt und in Böhmen. Von da aus verſehen ſie ſich mit Waaren und werden ſo die ſtändigen Gäſte der Jahrmärkte, Feſtlichkeiten und der Badeſaiſon. Den Waarenvorrath trugen ſie ehemals in einem Kaſten auf dem Rücken herum.

Bei ihrem Metier, beſonders in früherer Zeit, wo Tirol noch mehr eine terra incognita war, kam ihnen der faſt ſingende Ton ihrer Suada und das einſchmeichelnde Weſen, das der Zillerthaler von Natur aus hat, ſehr gut zu Statten. Es mag wohl kaum eine Reſidenz und einen Hof in Europa geben, wo dieſe Händler nicht zuſprachen und ſich ihr hiſtoriſches „Du" und ihre raffinirt ausgebildete derbe Naivetät mit klingender Münze bezahlen ließen. Dabei erzählten ſie den hohen Herrſchaften allerlei Wunderbares von ihrer Heimat, vom ſchönen Zillerthal und ſeinen bildſaubern Mädeln, ſo wie von ihren großartigen „Etabliſſements", die ſie dort beſäßen. Kamen dann Fremde in's Zillerthal, ſo war gewiß ihre erſte Frage nach dem „Eta-

---

nach Oeſterreich und Ungarn brachten". Rohrer ſpricht auch von ihren „gelben gemsledernen (?) Waſchhandſchuhen", die er wegen ihrer Bequemlichkeit preiſt.

bliſſement ſo und ſo" und ſie waren natürlich nicht wenig erſtaunt, als kein Menſch im ganzen Zillerthal von einem derartigen „Etabliſſement" etwas wiſſen wollte.

Die beiden Brüder Mathias und Joſef Wurm waren unter den hundert Handſchuhhändlern, die gingen und theils noch gehen, die angeſehenſten. Auch der Vater der bekannten Sängerfamilie Straßer aus Leimach bei Zell war ein ſolcher Händler. Er ſoll ſogar der erſte im Oberzillerthal geweſen ſein. Andere bekannte waren der Wimpiſſinger von Ried, der Taxacher und Laimböck von Stumm. Auch der unter dem Namen „Zillerthaler Hanſel" bekannte Seekircher, vulgo Loreler von Stumm, verſtand es meiſterlich, die Ausländer „einzuthun" und denſelben ſeine ſieben Sachen aufzuſchwatzen. Er ſtarb erſt anno 1872 zu Stumm im Alter von 91 Jahren. Der berühmteſte Handſchuhhändler und wahrſcheinlich der erſte, der in's Ausland kam, war wohl Peter Proſch*), der ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts als „kreuzfideler Tiroler Bua, durchtriebener Spaßvogel und luſtiger Hofnarr" an den verſchiedenen deutſchen Höfen herumtrieb. Er ſchrieb auch eine Selbſtbiographie, die ſich ganz nett lieſt und ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Zuſtände an den kleinen deutſchen Höfen wirft**). Nebſtbei iſt er der Erfinder der „Hoftirolerei", weniger

*) Er handelte übrigens auch mit Teppichen, die er beſonders in Preußen verkaufte. Bekannt iſt ſeine Unterredung mit dem damaligen preußiſchen König in Karlsbad, die an Grobheit nichts zu wünſchen übrig läßt. Vgl. Echo von den Alpen, Innsbruck 1857, Nr. 8.

**) Leben und Ereigniſſe des Peter Proſch, eines Tirolers von Ried im Zillerthale — oder das wunderbare Schickſal. München 1789, 2. Aufl., 1865. Einen gelungenen Auszug gibt L. Steub in ſeinen unübertroffenen „drei Sommer in Tirol", zweite vermehrte Auflage, München 1871.

übrigens durch die widerliche Kriecherei, durch das „Monarchenbutzen" und „Allen zu Gefallen reden", wodurch seine Nachfolger Thal und Land in Verruf brachten, als vielmehr durch den Titel eines „curbaierischen verwitweten Hoftirolers", den er sich in Folge eines vom Curfürsten Maximilian III. erhaltenen Decretes, wodurch ihm ein jährlicher Gnadengehalt von 6912 — Pfennigen zugesichert wurde, in seinen alten Tagen selbst beilegte.

Jetzt ist der Zillerthaler Handschuhhandel in entschiedener Abnahme begriffen*). Concurrenz und Entschwinden des Reizes der Neuheit und Originalität der Sache, so wie Schwindel, der nur zu häufig mitunterlief, ruinirten diesen Erwerbszweig, der in früheren Jahren viel Geld in's heimatliche Thal brachte. Merkwürdig ist, daß sich diese Hausirer nicht nach Analogie ähnlicher tirolischer Wanderindustriellen zu Gesellschaften, zu Verlegern und Trägern, vereinigten, sondern stets familienweise gehandelt wurde. Gewöhnlich gehen nur die Männer auf diese Weise hausiren, wenigstens war dies in früherer Zeit der Fall. Von dem erhausten Gelde kaufen sie sich dann in der Heimat ein „Heimatl", wo sie sich an der Seite eines Thalmädchens häuslich niederlassen und Bauernwirthschaft betreiben. Häufig aber geben sie deshalb die Handelschaft nicht auf, sondern wandern entweder allein oder in Begleitung des Weibes um Lichtmesse, das ist die gewöhnliche Zeit des Aufbruches, in die Welt hinaus. In diesem Falle lassen sie sich die Oekonomie durch verläßliche Leute bestellen; die Kinder bleiben

*) Verhältnißmäßig am häufigsten trifft man sie noch auf den baierischen Jahrmärkten, wo besonders ihre als billig und gut bekannten Schuhe gesucht sind. Auch in Berchtesgaden befinden sich viele solcher Händler.

unter der Obhut der Verwandten oder verläßlicher Nachbarn zurück. Um Advent, gegen Weihnachten, ist gewöhnlich die ganze Familie wieder zu Hause beisammen, oft aber auch nicht, besonders wenn der Mann in sehr entfernten Landstrichen seinem Erwerb nachgehen muß.

In späteren Jahren bleiben solche Wanderfamilien meistens in der Heimat, wo sie sich durch Bebauung ihres „Gütls" ernähren, im Uebrigen aber gern die „Gereisten" spielen und besonders Fremden gegenüber sich gerne für etwas „Höheres" ausgeben. Auch ihre städtische Kleidung unterscheidet sich meist von der Thaltracht, und es macht daher einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man in elenden Holzbaraken oft mitten im Walde oder in Einöden solche in fremde und ausländische Stoffe gekleidete „Damen" antrifft, mit dem Mistkorb auf dem Rücken oder ein Ferkel vor sich hertreibend, welche Zwittergeschöpfe gestellte Fragen im affectirten Reindeutsch beantworten, bis sie mit einem gut zillerthalischen „aften" und „woj" (ja wohl) aus der Rolle fallen.

Ueberhaupt waren alle Wanderhändler dieser Art in moralischer Hinsicht von keinem Vortheile für das Thal. Die alte Sitteneinfachheit und Sittenreinheit zog mit dem natürlichen Sinne hinaus und verfeinerte Sitte, Genußsucht und Schwindel kam mit dem gewonnenen Gelde herein und fand bei dem ohnehin leichtblütigen Völklein der Zillerthaler nur zu willige Aufnahme und Nachahmung. Selbst in der Heimat genießen sie nicht der besten Achtung und müssen sich häufig den Spottnamen „Oeltrager" gefallen lassen, weil sie gleich diesen die Leute anschmieren und beschwindeln*).

*) Selbstverständlich gilt dieses harte, aber der Wahrheit vollkommen entsprechende Urtheil nur von diesen Händlern im Allgemei-

Von ihrem Einfluß auf die religiösen Verhältnisse Zillerthals zu sprechen, ist hier nicht der Platz; jedenfalls war ihr Einfluß auf die Ausbreitung des Lutherthums gleich den Oelträgern ein bedeutender. Erwähnen will ich noch zum Schlusse, daß sie als populäre Volkstypen, wie die Oelträger, in Volksstücken und Volksliedern, sowie bei Fastnachtsaufzügen und ähnlichen Belustigungen eine große Rolle spielen, und daß auch in J. K. Zoller's kleinem Dialectdrama: „Der Tiroler Kirchtag" (Wagner 1819) ein Zillerthaler Handschuhhändler als komische Figur eingeflochten ist*).

---

nen. Ich kenne selbst einige derartige Familien, die als ehrenwerthe Leute jeden unredlichen Gewinn verabscheuen und dem Namen eines „ehrlichen Tirolers" im Auslande keine Schande gemacht haben.

*) Vergl. J. Engensteiner: Zur mundartlichen Dichtung in Tirol (Programm der Volks- und Bürgerschule zu Innsbruck), Innsbruck 1873, S. 8.

Das Thal Selrain und ſeine Induſtrie.

Zwei ſtarke Stunden ſüdweſtlich von Innsbruck beginnt bald hinter dem anſehnlichen Dorfe Axams das rauhe Bergthal Selrain. Der Weg ſteigt erſt über waldiges Gebirge zu einer ziemlichen Höhe, während zur Seite in dunkler Tiefe die weißſchäumende Melach brauſt, und führt dann in raſchem Abſtieg zum Thalgrunde, wo zerſtreut am rechten Ufer des Baches der Hauptort Rothenbrunn oder St. Anna liegt. Derſelbe hat nebſt Kirche und Schule auch ein Eiſenbad, das für viele Gebrechen ſehr heilſam ſein ſoll, aber an Comfort Manches zu wünſchen übrig läßt. Es ermangelt auch der prachtvollen Naturſcenerien, entzückender Ausblicke, toſender Waſſerfälle ꝛc., um als Curort zu glänzen, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß bei blauem Himmel und Sonnenſchein auch Selrain ſeine Reize hat. Man hat allerdings das Gefühl des Eingeſchachteltſeins in dieſer engen Thalſohle, die faſt nur für den lärmenden Bach Platz hat, der ſich, nach den herbeigewälzten Steinblöcken zu ſchließen, oft recht ungezogen benimmt; aber die beiderſeitigen Berglehnen ſind freundlich bis zu höchſt hinauf mit Grün überkleidet und mit Häuſern überſäet, neben denen ſich auch da und dort ein magerer Acker hinzieht. Waldige Einſchnitte und Felsgeklüft unterbrechen von Zeit zu Zeit die Matten. Ein maleriſcher Punkt iſt die uralte Kirche St. Quirin, die weithin ſichtbar von einem kleinen, ziemlich hohen Plateau

in's Thal herabgrüßt. Eine gute Stunde von Rothenbrunn einwärts gelangt man zum Dorfe Gries. Dort theilt ſich der Weg; rechts kommen wir zum Orte St. Sigmund oder Oberthal und dem Weiler Haggen; dem Melachbache folgend erreichen wir in dritthalb Stunden den von Touriſten vielfach beſuchten Sommerfriſchort Praxmar, wie Haggen bereits eine vollſtändige Alpengegend. Doch ſind es gerade die dortigen ausgedehnten Weideflächen, welche dem Selrainer Bauern die karge Exiſtenz möglich machen, freilich nicht mehr, denn da es keine Thalwieſen gibt und das Winterfutter oft mühſam zwiſchen den Felſen abgemäht und auf dem Rücken heimgeſchleppt werden muß, ſo beſchränkt ſich der Viehſtand des Selrainer auf wenige Stücke, oft nur auf ein paar Ziegen. Ebenſo ſchlimm ſteht es mit dem Ackerbau. Man ſieht allerdings an den ſteilen Halden manchen Fleck Gerſte, Hafer oder Erdäpfel. Aber, lieber Himmel, welche Mühe koſtet der Anbau! Den Pflug kann man da nicht gebrauchen, ſondern mit dem Spaten muß das Land hergerichtet werden, nachdem man Erde und Dünger in großen Körben hinaufgetragen und ausgebreitet hat. Faſt jeden Winter rutſcht bei Gelegenheit von Lawinenſtürzen, Muhrbrüchen und Felsabrutſchungen der ganze Humus mit, und wenn es im Frühjahr „ausapert“ (ſchneefrei wird), ſtarrt dem Landmanne, wo er im vorigen Herbſt Hafer geſchnitten, eine kahle Steinfläche entgegen. Wahrlich es gehört ein faſt übermenſchliches Maß von Ausdauer dazu, um dieſe Siſyphusarbeit ſtets wieder auf's Neue zu beginnen.

Doch wovon leben denn die Selrainer bei ſo ungünſtigen Bodenverhältniſſen?

Dieſe Frage kann dem Beſucher des Thales nicht lange ungelöſt bleiben. Wenn wir es an ſonnigen Sommertagen durchwandern, ſo ſehen wir überall auf langen Stricken

zwiſchen den Bäumen, auf Gängen und Zäunen ſchneeweiße Wäſche flattern, andere ruht blendend auf dem grünen Raſen ausgebreitet. Daneben an einem rauſchenden Bächlein ſpannt ſich in langen Zeilen halbweißes Leinen und gibt vom Erwerbszweige des Thales Kunde: Bleichen und Waſchen*). Noch vor fünfzig Jahren war es das Bleichgeſchäft allein, das die Selrainer für die Umgebung — Stadt und Land in weitem Umkreis — beſorgten. Später verlegten ſie ſich auf's Waſchen der ſchmutzigen Innsbrucker Wäſche, eine glückliche Speculation, die ihnen bereits zu einigem Wohlſtand verhalf. Die Gehöfte bekommen durch dieſes Handwerk ein ganz eigenthümliches Anſehen. Faſt bei jedem Hauſe ſteht eine ſogenannte Waſchhütte; es iſt dies eine hölzerne, oft nur aus rohen Baumſtämmen zuſammengefügte Barake mit zwei bis drei „Waſchöfen“ und „Waſchzübern“ verſehen. Da wird nun Sommer und Winter darauf losgearbeitet. In den Keſſeln brodelt die Lauge, gewöhnlich aus Holzaſche, die man weither, zumeiſt auch von den Kunden aus der Stadt zuſammenkauft und herbeiführt. In neuerer Zeit verſucht man auch die Sodalauge; doch wiſſen die Leute nicht recht damit umzugehen und ſchütten gewöhnlich ein zu großes Quantum der ätzenden Subſtanz auf die Wäſche. Ebenſo wenig förderlich iſt derſelben das gebräuchliche Klopfen mit dem „Bluier“**) oder gar das Bürſten, was, wie die böſe Welt ſagt, nicht ſelten vorkommen ſoll. Aber ſauber wird das Zeug, das muß ſelbſt der Neid den Selrainer Wäſcherinnen zugeſtehen. Man ſetzt einen Stolz darein,

*) Vgl. auch Amthors Alpenfreund Bd. IV, S. 148.

**) Zu bluien, mhd. bliuwen, bläuen, ſchlagen. Der „Bluier“, der Holzſchlägel, mit dem man die Wäſche klopft. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 47. Schmeller a. a. O. I, S. 320.

ſelbſt die ſchwärzeſten Stücke der Handwerker, Schmiede, Schloſſer ꝛc. in gleicher Weiße abzuliefern, wie die feine Wäſche der „Herrſchaften". Man glaubt, das beſonders milde Bachwaſſer ſei nebſt den fleißigen Händen die Urſache der vorzüglichen Reinheit. Es wird erſt zum Anmachen der Lauge benützt, in der man die Wäſche „ſeachtlt"*), d. h. ausbrüht und auswäſcht, dann ſchleppt man die ganze Laſt zum Bache, um ſie zu „ſchwoaben"**), d. h. rein auszuſpülen. Uebrigens befaſſen ſich nicht nur die Weiber mit dem Waſchgeſchäft, ſondern auch die Männer, die darin eine ſtaunenswerthe Geſchicklichkeit entwickeln. Das Trocknen geſchieht an heiteren Sommertagen im Freien, bei ſchlechtem Wetter und im Winter in der zu dieſem Zwecke ſtark geheizten Stube oder auf eigenen „Trockenböden". Der Schaden, der in erſterem Falle der Geſundheit der Bewohner erwächſt, kommt nicht in Betracht. Iſt die Wäſche trocken, ſo legt man ſie oberflächlich zuſammen, ordnet ſie nach Kundſchaften in Partien, was raſch fertig iſt, da man die zuſammengehörigen Stücke durch ein eigenes, aus gekreuzten farbigen Fäden beſtehendes „Mark" gekennzeichnet hat, ſchlägt jede derſelben in ein Tuch und vereinigt ſchließlich die Päcke in einen großen Ballen, der auf den Wagen geladen wird. Mit Bügeln gibt man ſich nicht ab, das überläßt man den Kunden ſelbſt.

Freitag oder Samstag in aller Frühe — um drei Uhr — wird zur Stadt gefahren. Wagen um Wagen rollt da die ſteinigen Wege bergab. Wer ein größeres Geſchäft hat, braucht ein zweiſpänniges Fuhrwerk allein; „kleinere" Leute miethen ſich eines gemeinſchaftlich. Eine, zwei, manch-

*) Vgl. Schmeller a. a. O. II., S. 218.

**) Mhd. ſchweiben, fegen, ſchwemmen, ſpülen.

mal drei Personen gehen mit, um die Wäsche auszutragen und gegen die beschmutzte auszutauschen. Es ist oft keine Kleinigkeit, diese Fahrt bei Sturm und Gewitter und im eiskalten Winter, wenn tiefer Schnee die holperigen Wege überdeckt. Gegen sieben Uhr langt man in der Stadt an. Tagüber kann man dann die Selrainer von Haus zu Haus wandern sehen, riesige Päcke auf dem Rücken. Es sind ebensowohl Weiber als Männer, junge Burschen und Mädeln, letztere bekannt wegen ihrer rosig blühenden Gesichtsfarbe, wie Milch und Blut. Die Geschäfte werden mit großer Accuratesse abgemacht, die Bezahlung ist ziemlich gering und wird meist sogleich, seltener von Monat zu Monat geleistet. Für das Geld werden gewöhnlich sogleich Naturalien: Getreide, Schmalz, Kaffee und Zucker 2c. eingekauft, die man nebst der „alten" Wäsche heimtransportirt. Bis drei oder vier Uhr Nachmittags, manchmal erst spät Abends, je nach der Kundenzahl, tritt man die Rückfahrt an, und da es bergauf sehr langsam geht, so kommt man jedesmal erst bei dunkler Nacht in's heimatliche Thal. In der Stadt übernachten will man aus Sparsamkeit nur äußerst ungern, spendirt sich auch in solchem Falle kein Gasthaus, sondern schläft lieber in irgend einer Bäckerstube auf der Ofenbank. Diese Sparsamkeit, verbunden mit der wahrhaft blühenden Frequenz des Geschäftes — fast die sämmtliche Wäsche der Bewohner Innsbrucks geht durch die Hände der Selrainer — bringt manche schöne Summe in das arme Thal.

Außer dem Waschen betreiben die Selrainer auch noch andere Erwerbszweige, von denen besonders der eine, nämlich das Strohhutflechten, stets größeren Aufschwung nimmt. Es sind dies freilich keine Brüsseler und Florentiner, sondern auf höchst primitive Weise aus Weizen- oder Roggenstroh verfertigte Hüte. Man flicht zuerst einfache Börtchen

und näht dann dieselben in beliebiger Form für Männer und Frauen zusammen. Das Landvolk von Selrain und Umgebung, ja auch von andern Thälern trug schon seit Jahrhunderten diese sommerliche Kopfbedeckung; in neuerer Zeit aber verstanden es die Flechter, vermuthlich von Innsbrucker Kaufleuten angeregt, ihren Producten eine gefälligere, „modernere" Form zu geben, so daß sie nun wegen ihrer Billigkeit und Dauerhaftigkeit auch von Städtern mit Vorliebe getragen und als sogenannte „Tiroler Wildschützenhüte", mit Spielhahnfedern und Gemsbart geziert, besonders für Knaben gern gekauft werden*). Auf der letzten Wiener Weltausstellung befanden sich zwei Exemplare, ein Bauernhut von 1770 und ein moderner Wildschützenhut aus der Strohhuthandlung des Peter Stemberger in Innsbruck. Der Stoff und die Art des Flechtens zeigt auch nicht den geringsten Unterschied.

Der andere Industriezweig ist die Lodenfabrication. Es ist gewöhnlich grober Bauernloden, wie ihn die Bewohner des Mittelgebirges und Oberinnthals, das Selrain sehr beschäftigt, zu Hosen und Joppen verarbeiten. Die Farbe ist braungrau, braun oder ganz grau; das Gewebe äußerst grobfaserig und dick wie ein Brett. Im Herbste nach der Schur wird die Wolle von den Kunden selbst in's Thal gebracht und dann wieder verarbeitet abgeholt. Fast in jeder dieser hölzernen, an allen Hängen zerstreut klebenden Hütten trifft man Webstühle, freilich der primitivsten Form. Der Arbeitslohn ist nicht groß und in die Arbeit theilen sich Männer (Weber) und Weiber (Spulerinnen).

*) Von der Firma A. Witting in Innsbruck gehen jeden Sommer Tausende solcher „Tiroler Wildschützenhüte" nach allen Weltgegenden. Sie zeichnen sich durch große Dauerhaftigkeit aus, schützen gegen Regen und Sonnenschein und kleiden äußerst vortheilhaft. Dazu sind sie verhältnißmäßig spottbillig.

Die Teſiner Bilderhändler.*)

Vom Dorfe Grigno in der Valſugana ſtreckt ſich das vier Stunden lange Nebenthal Teſino nordwärts bis an die Cima d'Aſta. Der Eingang desſelben iſt eine ziemlich lange, von Dolomitfelſen gebildete und vom Wildbach Grigno durchbrauſte Schlucht, die ſich weiter innen zu einem Becken ausweitet. Hier lagern ſich zu beiden Seiten des Baches die drei Kirchdörfer Piève, Cinte und Caſtello mit ungefähr 5600 Seelen. Die beiden erſtgenannten Orte liegen am rechten Ufer des Grigno, Caſtello, das größte, am linken, durch ein tiefes Thal von den andern getrennt. Es hat ſeinen Namen von einem römiſchen Caſtell, das hier vor Zeiten an einer in's Venetianiſche führenden Straße ſtand. Jetzt ſieht man kaum einige Spuren mehr davon ober dem Dorfe, da man die Steine zum Kirchenbau verwendete.

Das Thal, das ſich bald hinter den Dörfern wieder zur unwirthbaren Felſenwiloniß verengt, beſitzt nur wenige umfangreiche Felder. Der Wein gedeiht nicht, Weizen wird ſpärlich gebaut, nur an Erdäpfeln von beſonderer Güte iſt

*) Vergl. Der Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol. Innsbruck 1807 — 1809, Bd. I, S. 36 ff. Rohrer a. a. O. S. 34. B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837 — 1838, Bd. III, S. 431 ff. Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1820, Beilage VII.

das Teſino reich. Ehemals ſtand die Viehzucht, vorzüglich die Zucht der Schafe, in Blüthe, deren oft 40—50.000 gezogen wurden. Auf den fetten Alpentriften, die rings die Berge bekleiden, fanden dieſelben treffliche Nahrung; zudem verſtanden es die klugen Teſineſen meiſterhaft, die beſten Hochweiden der benachbarten Valſugana um geringen Preis an ſich zu bringen. Dennoch reichte das Erträgniß der Viehzucht nicht hin, die wachſende Bevölkerung zu ernähren. Deshalb ſuchten ſich die Teſineſen einen anderweitigen Erwerb, und ähnlich den Gröbnern, welche durch ihre Holzſchnitzereien zu Glück und Wohlſtand gelangten, verfielen auch die Bewohner des Thales Teſino, beſonders von Piève, das am wenigſten fruchtbares Erdreich beſitzt, auf den Hauſirhandel, der mit allerlei Kleinwaaren anfing und ſpäter, durch glückliche Umſtände begünſtigt, zu einem ſehr bedeutenden Großhandel erwuchs.

In der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts machte ſich ein gewiſſer Gallo als der Erſte auf die Wanderſchaft. Er verkaufte Feuerſteine, welcher Artikel aber bald durch den Bilderhandel ganz verdrängt wurde. Die Veranlaſſung dazu war die bekannte Buch- und Kunſthandlung Remondini in der nahen Stadt Baſſano, welche den Bauern von Teſino einen Vorrath von ſchlechten Kupferſtichen und roh illuminirten Heiligenbildern anvertraute, mit dem dieſelben dann von Dorf zu Dorf hauſiren gingen. Es war dies zuerſt ein mühſames, wenig rentables Gewerbe, mit Entbehrung und mannigfachem Ungemach verbunden. Im Spätherbſt, wenn die Feldfrüchte unter Dach geborgen waren, rüſteten Jünglinge und Männer ihren Bilderkaſten und zogen, denſelben auf ihrem Rücken tragend, in die weite Welt.

Nächſt Tirol und Oberitalien war es vorzüglich das deutſche Reich, welches ſie durchwanderten. Sie gingen immer

zu Fuß in ſchlechter italieniſcher Bekleidung, welche ihnen die deutſche Winterkälte doppelt fühlbar machte, und gönnten ſich nur karge Koſt, wenn ihnen nicht etwa eine mitleidige Bäuerin eine ſchmalzige Speiſe vorſetzte. Durch dieſe Sparſamkeit brachten ſie im Frühjahre ein hübſches Sümmchen Gewinn mit nach Hauſe, groß genug, um die übrigen armen Dorfbewohner zu gleichem Unternehmen anzulocken. Bald verlegte ſich die ganze männliche Bevölkerung von Piève auf den Bilderhandel; man ſah nur Weiber, Greiſe und Kinder mehr im Orte. Die Männer beſuchten nach Monaten oder Jahren ihre Heimat und ihre Familien, doch nur auf kurze Zeit, dann traten ſie, mit neuem Waarenvorrath verſehen, wieder die Reiſe an.

Die ganze Feldarbeit blieb den Weibern, die ſich wol manchesmal Taglöhner aus Primör dazu dingten, größtentheils aber ganz allein dieſelbe beſorgten. Daher ſieht man in Teſino die Weiber die ſchwerſten Arbeiten verrichten, die an andern Orten der Antheil der kräftigen Männer ſind. Der Ackerbau gerieth auch ohne deren Mitwirkung leidlich gut; aber die ehemals ſo blühende Schafzucht verfiel gänzlich und die fetten Thalweiden wurden an Auswärtige verpachtet. Man hatte das Erträgniß der Viehzucht zum Lebensunterhalt nicht mehr nöthig, denn der immer mehr ſich ausbreitende Bilderhandel brachte von Jahr zu Jahr reichlicheren Gewinn. Die wandernden Teſineſen hatten die Welt mit offenen Augen angeſchaut und ſich Alles wol gemerkt, was ihrem Gewerbe von Vortheil ſein konnte. Sie wußten die Plätze, wo die beſte Waare zu bekommen und wo dieſelbe am leichteſten abzuſetzen war; zugleich hatte die lange Uebung ihren Geſchmack gebildet und an die Stelle der rohen Heiligenbilder traten feine Kupferſtiche aus den erſten Fabriken von London, Paris, Rom, Florenz, Venedig, Wien

und Augsburg, welche faſt ausſchließlich durch Teſineſen in Umlauf gebracht wurden. Sie kamen überall hin, in Paläſte, Klöſter und Abteien und ihre Kupferſtiche prangten in den Gemächern der Fürſten und Biſchöfe. Die ſchlechte, für das ungebildete Auge des Volkes berechnete Waare ging nebenher. Auf allen deutſchen Märkten ſah man ihre Holzbuden, wo ſie nebſt den Bildern aller Art auch andere Gegenſtände feilboten, wie kunſtvolle Seidenblumen, ſeltene Bücher, Handſchuhe, Violinſaiten, Farben, feine Quinquailleriewaaren.

Das Haus Remondini, das jetzt viel beſſere Producte lieferte, hatte inzwiſchen im Thale Teſino eine Waarenniederlage errichtet. Immer ausgedehnter und blühender geſtaltete ſich der Handel. Die Teſineſen durchwanderten England, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Polen, ſogar in der ſibiriſchen Stadt Tobolsk gründeten ſie eine Kunſthandlung. Beſonders in England fanden ſie guten Abſatz mit alten Kupferſtichen, für welche ſie neue engliſche Stücke eintauſchten. Nun ward ihnen aber das Hauſiren zu beſchwerlich. Sie vereinigten ſich zu Geſellſchaften und etablirten ſich in den vorzüglichſten Handelsplätzen. Viele Kunſthandlungen der größeren Städte Europas verdanken ihren Urſprung reichgewordenen Teſineſen, ſo ſtammt z. B. die bekannte Familie Artaria in Wien von dort. Neben dieſen ſtehenden Niederlagen verſuchten noch immer Einzelne mit Hauſiren ihr Glück, gewöhnlich mit Erfolg.

In den Jahren 1750—1790 erreichte der Bilderhandel der Teſineſen ſeinen höchſten Flor. Da kam die franzöſiſche Revolution, mit ihren verheerenden Völkerkriegen im Gefolge, vernichtete den Wohlſtand zahlloſer Familien und brachte unſagbares Elend über halb Europa. Wer denkt in ſolchen ſchweren Zeiten an den Schmuck des Lebens, zu dem

die Bilder vorzüglich gehören? Viele Niederlagen gingen ein; auch das Glück des Hauses Remondini scheiterte und mit ihm brachen die Grundfesten des einst so blühenden Handels. Wol retteten sich viele der ansässigen Großhändler aus dem allgemeinen Schiffbruche, der Verkehr aber blieb gehemmt und als endlich der Friede wieder hergestellt wurde, war das ganze rührige Geschäftsleben wieder zum kleinen ärmlichen Hausirhandel herabgesunken, wie er vor anderthalb hundert Jahren bestanden hatte.

Trotzdem sind die vergangenen glücklichen Zeiten nicht ohne Nachwirkung geblieben, da die Tesinesen die Erträgnisse ihrer Handelschaft zum Ankauf von Feldern und Grundstücken in der nahen Valsugana verwendeten. Auch hatten sie schon früher die Urbarmachung öder Gründe im Thale mit Fleiß und Ausdauer betrieben, was ihnen nun gut zu Statten kam. Wo die Feldfrüchte zum Unterhalt nicht genügten, ersetzte das Uebrige die Viehzucht, zu der man gegenwärtig wieder zurückgekehrt ist. Daneben gehen noch immer Einzelne in die Fremde auf den Bilderhandel; aber die Geschäftsverbindung mit den großen Niederlagen der Städte, die jetzt nicht mehr ausschließlich als Bilder-, sondern überhaupt als Kunsthandlungen fortbestehen, wurde nicht wieder angeknüpft*). Die Herren Sebastiano und Antonio Buffa-Caporale, welche sich im Thale selbst aufhalten, besitzen

*) Gewöhnlich ziehen sich im Ausland reich gewordene Familien in die Heimat zurück und treten das Geschäft einem ihrer Landsleute ab, deren sie stets mehrere bei sich haben. So überließ der vor kurzem verstorbene Felix Avanzo, der selbst von einem Landsmanne ein Geschäft in St. Petersburg überkommen hatte, dasselbe schon nach mehreren Jahren, nachdem er sich ein Vermögen von fast einer halben Million gemacht hatte, einem andern aus dem Thale. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1874, Nr. 195.

eine unschätzbare Kupferstichsammlung, wol werth, von jedem Fremden besucht zu werden*).

Zum Schlusse müssen wir noch einiger Eigenthümlichkeiten des interessanten Tesinothales gedenken. Dazu gehört die rohe originelle Tracht der Weiber, in der italienische Schriftsteller die uralte Kleidung der Cimbern erkennen wollen, von welchen die Tesinesen abstammen sollen, und die sich in diesem Bergwinkel rein erhalten habe. Sie gehören auch in der That zum schönsten Menschenschlage in ganz Tirol; dabei sind sie aber verwegen und feindselig, ja man weiß sogar Beispiele von Blutrache. Das weibliche Geschlecht heiratet nie außer das Thal, an dem es mit der innigsten Liebe hängt. Es soll vorgekommen sein, daß Tesinesinnen, die sich ausnahmsweise auswärts verehelicht hatten, von leidenschaftlichem Heimweh getrieben, Gatten und Kinder verließen und in das heimatliche Thal zurückkehrten. Zu den eigenthümlichen Sitten der Tesinesen zählt auch, daß die Weiber beim Grüßen nach Männerart den Hut abnehmen, was übrigens wol auch anderswo vorkommt, z. B. in Mis und Sapron an der tirolischen Grenze, östlich von Primièro, so wie die Begleitung der Leichen durch Klagemänner und Klageweiber.

---

*) Sebastiano Buffa zeichnete sich durch einen seltenen Wohlthätigkeitssinn aus. Mehrere Stiftungen in Piéve, darunter eine von 12.000 fl. zur Vertheilung von Türkenkorn an arme Familien, rühren von ihm her. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1874, Nr. 195.

Das Thal Tefereggen und seine Industrie.

Dieſes ziemlich große, aber abgelegene Hochthal*) mündet vier Stunden nördlich vom puſterthaliſchen Lienz in das Iſelthal. Es würde vielleicht von dieſem Alpenwinkel keine Seele etwas wiſſen, wäre er nicht ſchon früher durch ſeine Teppichhändler in der halben Welt bekannt geworden. Die Länge des bewohnten Thales beträgt ungefähr ſechs Stunden, während der es durchſtrömende Fluß, Schwarza genannt (früher Tefer, wahrſcheinlich ein keltiſches Wort; tobar = Quelle, Bach, Fluß), noch fünf Stunden nordweſtlich gegen das Thal Taufers entſpringt. Das Klima iſt verhältnißmäßig nicht ſehr rauh, da in Folge der Richtung des Thales von Oſten nach Weſten die Sonne es ſchon im Frühjahre lange beſcheinen kann.

Um den Eingang nach Tefereggen zu gewinnen, muß man zuerſt vom Gaſthauſe Huben auf ſteilem Wege zum gleichnamigen Weiler hinaufſteigen, für welche Mühe man indeß durch eine wunderſchöne Ausſicht auf das untere Iſelthal bis gegen Lienz entſchädigt wird. Die Tiefe durchbrauſt der forellenreiche Bach, der mehrere intereſſante Waſſerfälle bildet. An den Bergwänden zur Rechten des

*) Ueber die Ableitung des Namens Tefereggen vgl. Hintner, Beiträge zur tiroliſchen Dialectforſchung. Wien 1873, I, S. 33.

Wanderers kleben auf ſteilen Matten wie Vogelneſter die Einzelhöfe, während links ein rieſiger Wald mit mächtigen Baumſtämmen die Bergkuppen bedeckt. Der erſte größere Ort oder die erſte Gemeinde iſt Hopfgarten. Einzelne Theile einer Gemeinde nennt man hier zu Lande „Rotten" (vom ſlaviſchen Red = Ordnung oder Rod = Geſchlecht, Verwandtſchaft)*). Hopfgarten liegt auf einer kleinen Ebene am linken Bachufer. Die Straße führt hart an der Seelſorgskirche vorbei, welche kaum länger als hundert Jahre ſteht; früher gehörte der Ort in ſeelſorglicher Hinſicht zu St. Veit, das eine halbe Stunde weiter oben auf dem Berge liegt und die älteſte Kirche des Thales, wie vielleicht überhaupt der ganzen Umgebung beſitzt. Ein ſonniges Gelände zieht ſich überall den Berg entlang, auf dem zahlreiche Weiler und einzelne Bauernhöfe zerſtreut liegen. Eine Stunde innerhalb Hopfgartens verengt ſich das Thal zum ſogenannten Mallnitzwald, einer Schlucht, ſo wildromantiſch und ſchauerlich, daß im Jahre 1809 die Franzoſen dort Kehrt machten, im feſten Glauben, daß weiter hinein doch kein menſchliches Weſen mehr vordringen könne. An dieſer Stelle, ſowie auch auf anderen rauhen und abſchüſſigen Fußpfaden droht beſonders im Frühjahre durch die Lawinen oft große Gefahr. So wurden, wie das St. Veiter Archiv erzählt, im Jahre 1695 nicht weniger als achtzehn Perſonen durch eine ungeheuere Schneemaſſe derart verſchüttet, daß man die

*) So theilt ſich die Gemeinde St. Jacob in die Rottſchaften: Großrotte, Feiſtritz, Unterrotte und Oberrotte. Vgl. Tinkhauſer G., Beſchreibung der Diöceſe Brixen. Brixen 1855, I, S. 627, und den intereſſanten Aufſatz H. J. Bidermanns in den „Slaviſchen Blättern", Jahrg. 1865, S. 12 ff. (abgedruckt in der „Dorflinde". Bruneck 1866, II, S. 6 ff.).

größere Anzahl der Leichen erst mehr als drei Monate später finden konnte*).

Nach dem Mallnitzwalde, wo die Ruinen des sogenannten Mauthhauses stehen, eines Ueberbleibsels aus der Zeit, in der ein Theil des Thales zu Illyrien gehörte, lenkt die Straße in freundlichere Gegenden. Die Berge treten mehr und mehr auseinander und zahlreiche Weiler erscheinen auf den bebauten sonnigen Berglehnen zur Rechten des Wanderers; die linke „Schattseite" ist natürlich sehr wenig fruchtbar, daher sich auch daselbst selten ein Haus findet. Besonders reizend präsentirt sich der Weiler Feld. Der innerste Theil von Tefereggen, das Gebiet der Gemeinde St. Jacob, gestaltet sich noch weiter und ebener zu einer lieblichen Alpenlandschaft, die der klare Bach friedlich durchzieht. Von der Thalsohle steigen bis zum Hochgebirge sanft gewölbte grüne Hügel hinauf, auf denen einzeln oder zu malerischen Gruppen vereint die Häuser stehen. Waldige Kuppen und großartige Felskolosse umschließen die Idylle, und westlich im Hintergrunde des Thales schimmern über grünen Alpenweiden die Eisflächen und Zinken des „Riesenferners", der dem Großglockner an Höhe wenig nachsteht.

In diesem Thale nun wohnt ein eigenthümliches Volk, merkwürdig ebensowohl durch Tracht und Gebräuche, als vorzüglich durch seine Handelschaft, welche die einfachen Thalsöhne gleich den Gröbnern durch halb Europa treibt. Alle Männer, mit alleiniger Ausnahme der Greise oder sonst Unfähigen, gehen hausiren, und zwar mit einem ebenfalls eigenthümlichen Artikel: mit Teppichen aus Kuhhaaren. Doch ist es nicht so fast die Kargheit des Bodens, welche

*) Auch im heurigen Jahre haben die Lawinen in diesem Thale wieder große Verheerungen angerichtet.

die Teferegger zu dieſer Art des Broterwerbes anſpornt: der Grund liegt vielmehr in den innerſten Verhältniſſen des Thales. Das Klima iſt, wie bereits erwähnt, nicht ſo rauh, als es gewöhnlich geſchildert wird. Es gedeihen, beſonders auf der ſonnigen Nordſeite, alle Getreidearten, ſelbſt der Weizen, in vorzüglicher Qualität. Dennoch iſt auf den Ertrag der Felder nie ſicher zu rechnen, da Reif und Hagel häufig genug die ganze Saat vernichten. Schuld daran iſt der obengenannte Rieſenferner. Dieſer ſteht nämlich gerade im Weſten. Bei etwas längerem Regen wirft es dort ſogleich Schnee an, und da in unſeren Gegenden bekanntlich die Weſtwinde vorherrſchen, ſo iſt das ganze Thal dem Weſtwinde, der namentlich im Frühjahre vom friſchbeſchneiten Ferner oft ſehr kalt weht, ausgeſetzt, was häufigen Reif zur Folge hat. Der zweite Grund iſt der Mangel an Alpenweiden zur Viehzucht. Nicht als ob keine ſolchen vorhanden wären, aber die einſtigen Thalbewohner haben ſie unverantwortlicher Weiſe an Gutsbeſitzer des nahen Puſterthales verkauft, nicht bedenkend, welchen Schaden ſie durch den augenblicklichen Gewinn ihren Nachkommen zufügten. So gehört z. B. die ſchöne Alpe Jagdhaus, deren Hütten ein förmliches Dorf inmitten der ſaftigſten Matten vorſtellen, nach Taufers und Bruneck, die herrliche Stalleralpe nach Antholz, andere nach Lienz und noch weiter hinunter.

So blieb alſo den Tefereggern nichts anderes übrig, als gleich den Bewohnern anderer armer Bergthäler im Hauſirhandel eine Erwerbsquelle zu ſuchen. Sie wählten als Verkaufsartikel Teppiche oder vielmehr Decken aus Kuhhaaren, Ziegenhaaren oder einheimiſcher unveredelter Schafwolle. Dieſelben ſind größtentheils gröberer Art und werden als Fußteppiche, Pferdedecken und auch als Bettdecken, beſonders für Dienſtbotenbetten gebraucht. Das Stück koſtet

fünf bis sechs Gulden. Diese Teppiche werden indeß nicht in Tefereggen selbst, sondern im naheliegenden Pusterthale, und zwar im Dorfe St. Sigmund bei Bruneck, in Welsberg, Sillian und Taufers verfertigt. Die größte Anzahl liefert St. Sigmund mit circa 12.000 Stücken (schlechtester Sorte), dann Welsberg mit 2000 Stücken (besserer Gattung) jährlich*). Auch aus Nördlingen in Baiern beziehen viele Teppichhändler ihre Waare. Die Kuhhaare werden zuerst „kartatscht"**), d. h. mittelst einer eigenen Handvorrichtung gereinigt und geglättet, dann gefärbt, gesponnen und gewoben.

Die Händler kaufen die Teppiche zusammen und tragen sie auf dem Rücken in die weite Welt; früher besonders nach Holland und Italien, jetzt nur noch nach Baiern, wo man sie auf den Dulten in München häufig finden kann. Gewöhnlich haben sie in dem Orte, wo sie hausiren, ein Depôt und tragen nur ein bis drei Decken bei sich, die sie immer als „die letzten" bezeichnen, welche sie noch, angeblich unter dem Kostenpreise, zu verkaufen haben. Durch diese Finte bringen sie ihre Waare meistens schnell an Mann***).

Der Teppichhandel ist das sogenannte Wintergeschäft. Im Frühjahre führen sie einen anderen Artikel, nämlich Wetzsteine. Der Wetzstein gilt auch als Prüfstein für jeden

*) Vgl. Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für die Jahre 1860—1862, Bozen 1864, S. 77. Der „Bericht" für die Jahre 1870—71 enthält keine diesbezüglichen detaillirten Angaben.

**) Kartatsch'n, für eine Art Bürste von feinen Drähten zum Kämmen der Schafwolle, ital. cardasso, franz. cardasse. Schöpf, a. a. O. S. 304.

***) Mit Teppichen handeln übrigens nicht blos die Teferegger, sondern auch die Bewohner anderer Thäler, z. B. die Zillerthaler.

Anfänger; der mit dieſer Waare einen erklecklichen Gewinn erzielt, hat ſich auch ſeine kaufmänniſchen Sporen verdient. Viele Teferegger handeln auch mit Uhren, Handſchuhen oder Südfrüchten.

In neueſter Zeit aber will der Hauſirhandel nicht mehr recht gehen, daher kamen die Teferegger auf den Gedanken, ſich auf die Strohhutfabrication zu verlegen. Damit haben ſie glücklich ſpeculirt. Bereits ſind zahlreiche Strohhutfabriken in allen größeren Städten, z. B. Wien, Prag, Graz (Veider), Innsbruck (Stemberger), Linz, Wels, Salzburg, Lemberg in den Händen von Teferegger Thalkindern. Beſonders berühmt iſt die Wiener Firma „Ladſtätter und Söhne".

Man ſieht, es fehlt den Tefereggern keineswegs an Unternehmungsgeiſt und kluger Berechnung, da ſie mit einem Luxusartikel von kaum zweimonatlicher Saiſon einen derartigen Erfolg erzielten. Sie ſind aber auch zum Handel wie geſchaffen. Von Natur aus ein großer ſchöner Menſchenſchlag, und meiſtens ſehr talentirt, eignen ſie ſich in der Fremde bald eine gewiſſe Bildung und Umgangsform an, die ihnen nebſt dem Rufe der Ehrlichkeit, den ſie allgemein genießen, raſch die Gunſt des Publicums erobert. Dabei ermangeln ſie jedoch durchaus nicht der kaufmänniſchen Schlauheit; der Teferegger Hauſirer iſt meiſt ein verſchmitzter Patron, der es, wie man zu ſagen pflegt, „dick hinter den Ohren hat". Er verſchmäht es indeß, durch nationalen Schwindel Geſchäfte zu machen, wie z. B. der Zillerthaler; er ähnelt in dieſer Beziehung mehr dem Gröbner. Gleich dieſem kleidet er ſich nach modernem Schnitt, lebt ſich ſchnell in die Landesſitten hinein und erlernt ſehr leicht fremde Sprachen. Sobald er ſich aber derartiger Kenntniſſe bewußt iſt, ſpielt auch er gern den nobeln Herrn und gibt ſich für

einen Franzosen oder Engländer aus. Wehe aber, wenn er seine Muttersprache gebraucht. Nach den ersten zehn Worten erkennt jeder Kundige sofort den „Teferegger Grafen", wie diese Leute im Pusterthal spottweise genannt werden. Ihres eigenthümlichen Jargons entwöhnen sie sich fast nie. Eine besondere Specialität bilden hierin die (auch bei Lienz) häufig eingestreuten Interjectionen: Lappe! Narre! (Verwunderung ausdrückend.) Der Teferegger setzt diesen Wörtern noch die räthselhafte Vorsilbe „Schu" hinzu und sagt: Schulappe! Schunarre! Man kann sicher sein, daß Keiner fünfzig Worte spricht, ohne einen dieser seltsamen Rufe einzuflechten.

Während nun Gatte und Sohn die weite Welt durchwandern, wirthschaften daheim im Thale die Weiber allein und verrichten alle Arbeiten, selbst die schwersten in Stall und Feld. Die Besitzungen sind eben nicht allzu groß, daher findet sich sogar noch Zeit zu einer — Badereise. Wenn man in den Sommermonaten eines der zahlreichen Bäder Pusterthals besucht, so trifft man gewiß allenthalben einige Tefereggerinnen, die gewöhnlich wegen offener Schäden am Fuße, an denen sie wohl in Folge allzugroßer Anstrengung häufig leiden, einige Zeit da verweilen.

Ihre eigenthümliche Tracht zeichnet sie vor allen Bewohnerinnen der Umgegend aus und macht sie auf den ersten Blick kenntlich. Wir dürfen sie zur Vervollständigung des Bildes nicht auslassen. Der kurze Rock — „Kittel" — besteht aus schwarzgefärbtem Tuch, das, wenn es mit Haaren unterſponnen ist, „Râs" genannt wird, und hat unten einen sogenannten Stoß, d. i. einen Besatz aus braunem Loden. Einen gleichen Besatz erhält auch das Fürtuch, und zwar je breiter, für desto „rarer", d. i. nobler gilt es. Früher bestand Rock und Schürze vollständig aus Loden. Um den Hals schlingt sich ein buntgefärbtes Tuch, das „Handtuch";

darunter trägt die Tefereggerin ein aus weißem Tuche gefertigtes „Goller". Vorne an der Brust glänzt der aus allerlei bunten Fleckchen zusammengestellte „Busenfleck", über dessen Mitte sich eine seidene Schnur, „Kloben" genannt, herabzieht. Darüber kommt eine kurze offene Lodenjoppe, das sogenannte Hamit (mhd. Hemede), dessen Vordertheile ebenfalls oft farbige Bänder zieren. Auch kleine Täschchen, die sogenannten Hamitlapseln, befinden sich daran. Die Aermel sind nicht von Loden, sondern von feinem Stoff. Um die Mitte trug man früher immer, jetzt seltener, einen ledernen, mit Pfauenfedern ausgenähten Gürtel, an welchem Schlüssel und eine lange bis zu den Füßen reichende Kette aus Silberdraht oder Messing hangen; ebenso statt der Aermel bei der gewöhnlichen Arbeit häufig die sogenannte Halspfoat oder „Schalch". Die Waden, aber auch nur diese, bedecken die sogenannten Hosen oder „Rohrhosen", jetzt oft durch „Socken" ersetzt. Die Schuhe zierten ehemals große Lederlappen (Lapsen), die aber jetzt ganz abgekommen sind*).

Ebenso originell als der Anzug ist der Haarschmuck der Tefereggerinnen. In die Zöpfe wird nämlich ein Geflecht von rother Wolle geschlungen, das vorn in ein Bündel aus rother, blauer und weißer Wolle endigt (Zopfboschen). Die Zöpfe werden sodann künstlich zu einem sogenannten Aufsatz verflochten, so daß die „Zopfboschen" wie zwei Augen herausschen. Auf diese seltsame Frisur wird ein rundes, braunes Lodenhütchen ohne Krempe keck hinaufgesetzt. Eine bunte Schnur verziert dasselbe, bei den Mädchen eine rothe, bei den Verheirateten eine blaue oder grüne, seltener eine

*) Eine gelungene Abbildung einer solchen „Tefereggerin" enthält der 3. Bd. von Amthors Alpenfreund S. 217 sammt einem sehr belehrenden Texte von H. (Hintner), dem ich manche Notiz verdanke.

gelbe. Wenn sie „klagen", d. h. Trauer tragen, so ist die Schnur von schwarzer Farbe.

Kehrt dann der Herr Gemahl von seinen Handelsreisen heim, so bildet ein solches Ehepaar einen eigenthümlichen Contrast. Seine Kleidung ist von feinem Tuch und städtischem Schnitt; auch bemüht er sich, reindeutsch zu sprechen, während das Weib im Teferegger Dialect antwortet und seit Jahrhunderten nur um Weniges die Mode verändert hat. Das mag wohl seinen Grund in ihrer Abgeschlossenheit haben; denn außer besagter Badereise oder bei großen Messen bekommt man eher eine moslemitische Haremsschöne zu sehen, als eine der Bewohnerinnen des Teferegger Thales.

Ebenso interessant wie Tracht und Lebensweise sind auch die Sitten und Gebräuche der Teferegger. Ueberhaupt ähneln sie mehr den benachbarten Kärntnern als den Tirolern und sind wahrscheinlich, wie erstere, größtentheils windischer Abstammung. Besonders feierlich wird Verlobung und Hochzeit begangen. Geht ein Jüngling werben, so bäckt ihm die Hausmutter zur Stärkung auf den delicaten Gang die sogenannten Werberstrauben. Erhält der Freier einen Korb, so sagt man, er hat den „Schlägel" bekommen. Am Vorabende des Hochzeitstages werden die Habseligkeiten der Braut durch das sogenannte Truheführen in die neue Heimat geliefert. Dabei wird „gereimt", das heißt, es wird dem Pferde, welches das auf einem Leiterwagen hochaufgestapelte Heiratsgut zieht, durch eine quergehaltene Stange der Weg versperrt („Klause gemacht"), während man Knittelverse hersagt, die natürlich mit witzigen und groben Anspielungen auf Personen und Zustände der Nachbarschaft gewürzt sind. Der „Truheführer", der ein buntfarbiges Tuch — ein Geschenk der Braut — auf seinen Hut genäht hat, muß vom „Reimer" durch ein Geldgeschenk den Durchlaß erkaufen.

Der erste der Reimer — es stellen sich gewöhnlich deren mehrere dem Gefährte in den Weg — ist meist ein naher Verwandter der Braut und erhält einen Thaler. Selbstverständlich krachen bei allen Hauptmomenten der Feierlichkeit die obligaten Böller. Noch mehr Pulver aber wird am folgenden Hochzeitstage verpufft. Die Gäste sind schon einige Zeit vor dem Feste eingeladen worden, und zwar einerseits durch Bräutigam und Brautführer, andererseits durch Braut und Brautmutter, welche zu diesem Zwecke von Haus zu Haus die Verwandten und Bekannten aufsuchen. Dies ist zugleich eine Sammlung zu Gunsten des neu zu gründenden Hausstandes; man gibt ihnen Geld, Leinwand zu Windeln ꝛc. zum Geschenke. Auch beim Feste selbst erscheint man nicht mit leerer Hand, sondern beladen mit einem ledernen Sack voll Getreide, den man dem Bräutigam präsentirt.

Die Braut macht für diesen Tag gewählte Toilette. Schon seit der Verlobung bezeichneten weiße „Nesteln“ (Schuhbänder) ihre baldige Standesveränderung; heute trägt sie dazu einen Rock von blauem Tuch und weißwollene Strümpfe. Die Zöpfe sind statt des rothen Wollengeflechtes mit vergoldeten Bändern geziert und hangen frei über den Nacken hinunter. Dem Ringwechsel folgt ein feierliches Amt in der Kirche, wobei alle Anwesenden zum Opfer gehen. Die Jünglinge und Männer machen beim Offertorium den Anfang; gleich nach der Wandlung gehen die Brautleute, begleitet vom „Altvater“ (Brautführer), der auch zugleich Zeuge ist, und schließlich folgen vor der Communion die Mädchen und Weiber. Nach vollbrachter Andacht begibt sich die Gesellschaft in's Wirthshaus zum Hochzeitsschmaus und Tanz. Während sich die Gäste an den seltenen Speisen delectiren, fassen in einer Ecke die Musikanten Posto. Ihre Instrumente bestehen gewöhnlich aus einer Geige, einer

Clarinette und einem „Hackebrett“*). Sobald die obligaten Knödel mit Sauerkraut aufgetragen werden, fallen sie mit einem luſtigen Walzer ein und alsbald drehen ſich die Paare. Man nennt dies „über's Kraut tanzen“. Der Tanz dauert bis drei Uhr Nachmittags, dann gehen die Brautleute fort und werden von der Muſik bis zur Thüre ihres Hauſes begleitet, förmlich „hineingegeigt“.

Damit iſt aber das Feſt keineswegs zu Ende, ſondern fängt erſt recht an. Die Burſchen holen ihre „Menſchinnen“ aus den verſchiedenen Häuſern und bald beginnt im Wirthshausſaale abermals der Tanz. Nun heißt es aber „in die Geige geben“, d. h. jeden Tanz extra bezahlen, während früher der Bräutigam die Muſik beſtritt. Das koſtet manchem Burſchen ſchweres Geld. Keiner will knickeriſch erſcheinen; jeder legt mindeſtens einen Guldenzettel auf den Teller der Spielleute. Auf dieſe Weiſe verbraucht ein Tanzluſtiger nicht ſelten 50—60 Gulden an einem Abend. Freilich folgt am andern Morgen doppelter Katzenjammer, um ſo mehr, wenn man bei leerem Beutel noch vom Wirthe die Liſte der Delicateſſen präſentirt erhält, mit denen man geſtern ſeinen Schatz fetirt hat. Das Zahlen geht dann gar langſam und ſchwer, aber die Zeit läßt alle guten Vorſätze vergeſſen, und wenn eine neue Hochzeit gefeiert wird, macht man es gerade ſo wie das vorige Mal.

Das Thal iſt übrigens nicht arm, denn der Handel trägt manch ſchönes Stück Geld ein. Gewöhnlich bringen die Händler ihre Erſparniſſe nach Hauſe, wählen ſich aus den heimiſchen Mädchen ein Weib und werden für die Zeit ihres Daheimbleibens vollſtändig Bauern, nur Kleidung und

*) „Ein Saiteninſtrument, das mit zwei Hämmerchen geſpielt, gleichſam geſchlagen wird.“ Vgl. Hintner a. a. O. S. 91.

Sprache bleiben, wie bereits erwähnt, ſtädtiſch. In neueſter Zeit jedoch, wo das Hauſiren mit den Teppichen im Abnehmen, der Strohhuthandel aber im Aufblühen begriffen iſt, kommen Anſiedlungen in der Fremde häufiger vor, wohin ſie entweder die Frauen mitnehmen oder auch, und zwar mit Vorliebe, Mädchen aus den Städten zu Gattinnen wählen, da letztere weit brauchbarer und geſchickter zum Handel ſind. Die Gehilfen für ihre Strohhutfabriken requiriren ſie meiſtens aus dem Heimatthale, welches die jungen Männer der beſſeren Bezahlung willen gerne mit den Städten vertauſchen, ein für Tefereggen etwas bedenklicher Umſtand, da ſich bereits ein bedeutender Mangel an jungen Arbeitskräften fühlbar macht.

Die Grödner Schnitzwaaren-Industrie.

Zwischen Bozen und Klausen, unweit der Bahnstation Waidbruck, erblickt man östlich das kleine Seitenthal Gröden*). Ehemals war der Zugang zu diesem abgeschlossenen Eldorado ziemlich beschwerlich; seit einigen Jahren (1856) führt eine bequeme Fahrstraße hinein.

Dieses Thal bietet dem eintretenden Wanderer, besonders in der Beleuchtung eines hellen Sommerabendes, einen herrlichen Anblick. Die nördliche Thalwand ist mit Wäldern und Alpentriften bis an die höchsten Kuppen hinauf bekleidet, im Osten und Süden aber starren ungeheuere nackte Dolomitfelsen in den abenteuerlichsten Formen und mit wildzerrissenem Scheitel in das Blaue. In malerischem Contraste ruhen diese riesigen, graugelben Pyramiden und Obelisken, wie hereingeschleudert von Titanenmacht, bald einzeln, bald zu Gruppen vereint, auf einem Fußgestelle von üppig grünem, sanft gewölbtem Hügelland, das manchmal dunkler Nadelwald umsäumt. Diese Alpenmatten verflachen sich allmählich zur Thalsohle, die der Grödner Bach, in früherer Zeit Plan-Dürsching genannt, durchschneidet. An den beiden

*) Den Namen Gröden leitet Dr. L. Steub in seinem Werke über rhätische Ethnologie S. 187 von der rhätischen Grundform cartena ab.

Ufern liegen die Ortschaften ausgebreitet, rechts der Hauptort St. Ulrich (Ortisei) und St. Christina, links Pufls, Runggaditsch und Ueberwasser. Die weißen Häuser, oft recht schmuck und zierlich gebaut, blinken wie ausgestreut in den Wiesen und auf den grünen Hügeln bis zu dem stattlichen Schlosse Fischburg und weiter hinein bis zu den Felscolossen des kleinen Bezirkes Wolkenstein, der Heimat des gleichnamigen Minnesängers, wo das Thal fast spitzwinkelig endet.

Da Gröden sehr hoch und rings von Wäldern und Felsen eingeschlossen liegt, so ist das Klima rauh und kalt. Weizen wird fast gar nicht gebaut, Roggen sehr spärlich; nur die Gerste gedeiht in reichlicherem Maße, doch bei weitem nicht genug, um den Bedarf zu decken. Größeren Vortheil bringt den Grödnern die Viehzucht, denn das Thal hat viele und üppige Weideplätze, besonders um die schöne Seiser Alpe. Doch auch der Ertrag, den das verhandelte Mastvieh abwirft, reicht nicht hin, der Bevölkerung, die auf dem kleinen Flächenraume von kaum einer deutschen Quadratmeile vierthalbtausend Köpfe zählt, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen.

So zwang also die karge Natur den Grödner, sich eine andere Erwerbsquelle zu suchen, und er fand sie. Das feine, weiche Holz des Zirbelbaumes, der in ausgedehnten Beständen die Berge bedeckte, führte ihn fast von selbst zum Schnitzhandwerk. Johann de Metz zu Schnaut bei St. Ulrich war der Erste, der den Wink der Natur begriff und damit der größte Wohlthäter seines Heimatthales wurde *). Im Jahre 1703 fing er an, Bilderrahmen zu schnitzen, die Anfangs blos aus einfachen, halbovalen Stäben bestanden,

*) Vgl. Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Innsbruck 1807, Bd. II, S. 1 ff.

wie man sie noch zuweilen an alten Bildern sieht. Da er damit seine Rechnung fand, so richtete er seine Söhne und andere junge Leute ebenfalls zur Schnitzerei ab. Man verzierte die Rahmen mit allerlei Laub- und Muschelwerk, wie es damals Mode war. Später kam man auf den Gedanken, Figuren zu schnitzen. Crucifixe, Heiligenbilder, Krippenfiguren und Kinderspielzeug: Hunde, Pferde, Löwen, Gliedermänner ꝛc. wurden verfertigt. Im Verlaufe von fünfzig Jahren war die Bildschnitzerei schon durch ganz Gröden verbreitet.

Daneben hatten sich die Mädchen und Weiber noch einen eigenen Industriezweig erfunden: das Spitzenklöppeln. Es war dies freilich kein Brüsseler Gewebe, was sie da aus dem groben Zwirn knüpften, aber doch gut genug, um die weißen Hemdärmel der tirolischen Bäuerinnen zu schmücken. Eine grödnerische Bauernstube sah nun aus wie eine Fabrik. Der Vater und die Söhne schnitzten oder „schnitzelten", wie man in Gröden sagt; selbst die kleinsten Buben von sechs und sieben Jahren nahmen, aus der Schule gekommen, das Schneideisen zur Hand, um eine freilich in doppeltem Sinne hölzerne Figur zuwege zu bringen. Daneben saß der weibliche Theil der Familie, beschäftigt, nach papiernem Modelle über Kissen Spitzen zu knüpfen. Kleine Mädchen, sowie achtzigjährige Mütterchen waren dabei thätig; jede freie Zeit, die von Feld- und Hausarbeit erübrigt werden konnte, ward zum Schnitzen und Klöppeln verwendet.

Anfangs verkaufte man die Schnitzwaaren an Kaufleute, die von Ammergau in das Thal kamen. Bald aber versuchte der Grödner, schon durch die Natur zum speculirenden Kopf gemacht, mit seinen Fabrikaten selbst auf die Handelschaft zu gehen. Junge Leute von achtzehn bis dreißig Jahren rüsteten sich im Frühjahre zur Fahrt. Sie zogen nach Italien, nach Spanien, dann nach Deutschland. Das

Geſchäft ging ausnehmend gut, der Abſatz verbreitete ſich immer mehr und bald war, vielleicht mit Ausnahme der Türkei, in Europa kein Land mehr, welches die Gröbner Burſchen mit ihren Schnitzwaaren nicht durchwanderten. Sogar nach Amerika wagten ſich die unternehmenden Händler. Hatten ſie dann ihre Waare verkauft, gewöhnlich in einem oder zwei Jahren, ſo kehrten ſie mit wohlgefülltem Geldbeutel in die Heimat zurück, um neuen Vorrath zu holen.

Bei dieſen Reiſen kam ihnen vorzüglich das allen Ladinern und ſomit auch ihnen angeborene Sprachentalent zu ſtatten, das in ihren Schulen tüchtig entwickelt wird; denn da lernen die Kinder deutſch und italieniſch leſen und ſchreiben. Um ſie das Deutſche gut ſprechen zu lehren, ſchickt man ſie wohl auch auf einige Zeit in die benachbarten deutſchen Orte zum Schulbeſuch. Selbſtverſtändlich wird den Romanen das Verſtändniß des Italieniſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen viel leichter, weswegen ſie auch dieſe Länder mit Vorliebe durchzogen*).

Auch die Weiber, beſonders die unverheirateten Mägde, gingen mit ihren Spitzen hauſiren; doch kamen ſie ſelten über die Grenzen des Landes hinaus. Anfangs brachte der Spitzenhandel reichen Gewinn. Später aber fand die grobe Arbeit, durch die feinere und billigere Maſchinenarbeit verdrängt, weniger Abſatz. Darum legten ſich die Verkäuferinnen auch Schnittwaaren, Bänder, Strümpfe ꝛc. bei, die ſie im Großen auf den Bozner Märkten kauften. Bei dem gefälligen

*) Ueber die Sprache der Gröbner vgl. das intereſſante Werk des Herrn Curaten J. A. Vian in St. Ulrich: Gröden, der Gröbner und ſeine Sprache. Bozen 1864. Im Uebrigen verweiſen wir noch auf die herrliche Schilderung des Gröbner Thales in L. Steub's: Drei Sommer in Tirol. 2. Aufl. Stuttgart 1871, Bd. III, S. 172 ff.

Wesen und der Geschwätzigkeit, die den Grödnerinnen eigen ist, brachten sie ihre sieben Sachen leicht an Mann. Verlockt durch den Gewinn der weiblichen Bevölkerung, fingen die Männer ebenfalls den Handel mit allen möglichen Waaren an, und zwar vorzüglich im Auslande. Der Hauptartikel jedoch blieben immer die Holzschnitzereien, und mit der Abnahme des Spitzenhandels concentrirte sich der ganze Gewerbfleiß mehr und mehr auf diesen Erwerbszweig.

Hatte sich nun der Hausirer ein anständiges Vermögen gesammelt, so kehrte er in sein armes Heimatthal, an dem der Grödner überhaupt mit Liebe hängt, zurück, um sich dort häuslich niederzulassen. Er kaufte sich Grundstücke und ein Haus, das er zierlich, oft sogar nach italienischen und spanischen Musterformen umbauen ließ und hübsch möblirte. Dann wählte er sich aus den vaterländischen Schönen ein Weib und erfreute sich mit seiner Neuvermählten des erworbenen Wohlstandes, ließ sich wol auch in modischen Kleidern von den armgebliebenen Verwandten und Bekannten bestaunen.

Das geschah aber nur in den ersten Jahrzehnten der Holzschnitzerei.

Das rauhe, unfruchtbare, der commerciellen Verbindung entlegene Heimatthal genügte den reichgewordenen Händlern bald nicht mehr. Sie ließen sich im Auslande nieder und gründeten dort Geschäfte, die bescheiden anfingen, bald aber zur Reihe der ersten Handelshäuser zählten. In allen größeren Städten trifft man nun die grödnerischen Firmen, die mit der Heimat in steter Handelsverbindung stehen. Dadurch erfuhren die Verhältnisse Grödens eine ganz andere Gestaltung. Gegenwärtig geht selten mehr ein Einzelner selbständig hausiren.

Die Thalbewohner verlegen sich ausschließlich auf die Verfertigung von Holzwaaren und liefern sie für einen

beſtimmten Preis an die „Exporteurs", welche die Waaren an die auswärtigen Handlungshäuſer verſenden. Die Anzahl der Schnitzer beläuft ſich gegenwärtig auf 2500—3000*); doch beſchäftigen ſich die meiſten nur im Winter ausſchließlich mit dieſem Erwerbszweige, indem ſie im Sommer ihr kleines Beſitzthum bearbeiten müſſen. Da die Weiber den Hauſirhandel bald aufgaben und ſich ebenfalls dem einträglicheren Geſchäfte der Schnitzerei hingaben, ſo umfaßt die Werkſtätte jetzt faſt die ganze Familie; ſelbſt die Hausmutter benützt ihre freie Zeit zum Schnitzen.

Die Arbeitszeit beträgt täglich zwölf Stunden, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Jeder Arbeiter hat etwa dreißig Schneideiſen vor ſich liegen, von denen er bald dieſes, bald jenes zur Hand nimmt. Gewöhnlich verfertigt jeder nur eine einzige Art von Figuren, daher erlangt er mit der Zeit eine ſtaunenswerthe Fertigkeit. Vor ihm, an die Wand genagelt, hängt ſein „Modell", d. h. irgend ein ſchlechter Kupferſtich oder eine Photographie, ſelten erſchwingt ſich einer zu einem Kopf oder einer Figur von Gips. Die Kinderſpielwaaren, Thiere, Gliedermänner u. ſ. w. werden ganz ohne Muſter fabricirt, da Niemand auf deren Schönheit, wol aber auf deren Wohlfeilheit ſieht. Neben den Schnitzern oder „Schnitzlern", wie ſie die Grödner Kunſtſprache benennt, hantiren die „Maler", d. h. diejenigen, welche die Schnitzwaaren bemalen und die „Faſſer", welche dieſelben ornamentiren.

Am Ende der Woche bringt dann der Arbeiter die verfertigte Waare dem „Verleger", der ihm dafür den Lohn

*) Vgl. Statiſtiſchen Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für die Jahre 1860—62 und 1870—71. Bozen 1864 und 1871, S. 78.

bezahlt. Dieſer richtet ſich nach den Leiſtungen. Ordinäre Pferdchen in der Größe von 3", mit Leimfarbe angeſtrichen, werden mit 12 kr., ſolche von 14" mit 4 fl. 70 kr. per Dutzend bezahlt; geſchnitzte und bemalte Gliederpuppen von 3" Größe werden das Dutzend zu 6 kr., von 12" zu 36 kr. ö. W. berechnet. Der Werth der ſtatuariſchen Arbeiten wird nach der Höhe derſelben bemeſſen; ſo iſt z. B. der Preis einer Statue von 24" ohne Faſſung 4 fl., von 36" 10 fl., von 48" 18 fl., von 54" 20 fl. u. ſ. f.

Die obengenannten gröberen Schnitzwaaren kommen jedoch ſelten aus dem Grödner Thale ſelbſt, ſondern werden in den Nachbarthälern Faſſa und Gaderthal (Enneberg) verfertigt und nach Grödn herübergebracht, was im Winter nur mit ſchwerer Anſtrengung möglich iſt, indem die Leute, je eine Laſt auf dem Rücken und den langen Bergſtock in der Hand, das lawinengefährliche Joch überſetzen müſſen. Am Fuße des Joches, zu Plan in Wolkenſtein, werden ſie von den Käufern erwartet, die ihnen dann ihre Waare abnehmen. Früher wurde dieſelbe nach St. Ulrich gebracht und dort von einem Verlaggeſchäft zum andern hauſiren getragen, wie es auch die einheimiſchen Schnitzer thun mußten. Da wurde dann gehandelt und gemäkelt und nicht ſelten kamen Fälle vor, daß der Verleger den Schnitzer nicht einmal mit Geld bezahlte, ſondern ihm eine Anweiſung auf ſeinen Kramladen ausſtellte, aus dem er ſich einen Theil Waaren holen konnte, um ſie dann auf gut Glück los zu werden. Gegenwärtig iſt ein ſo ſklaviſches Abhängigkeitsverhältniß nicht mehr möglich, da ein ſolches Vorgehen dem Commiſſionär ſelbſt Schaden brächte.

Die Leiſtungsfähigkeit der Schnitzer iſt ſtaunenswerth. Ein tüchtiger Arbeiter macht z. B. eine Statue von 30—36" Höhe der Hauptſache nach in einem Tage fertig. In

gleichem Verhältniß ſtehen auch die Leiſtungen der Spielwaarenſchnitzer und der Anſtreicher der ordinären Waare. So erhielt z. B. eine Grödner Familie, die aus dem Vater und drei noch nicht erwachſenen Kindern beſteht, unlängſt aus England eine Beſtellung von 18.000 Dutzend Puppen — ein ſchönes Stück Arbeit. Doch werden dieſelben im Verlaufe eines Winters ſicher fertig, da die Schnitzer in der Regel 100 Dutzend in 24 Stunden zu Stande bringen. Freilich muß dabei Tag und Nacht gearbeitet werden, indem der eine Theil der Familie vor Mitternacht der Ruhe genießt, während der andere bis 5 Uhr Morgens arbeiten muß, und ſich nur ein paar Stunden Schlaf gönnen kann, worauf Alle wieder zur Arbeit gehen. Der Ertrag einer ſolchen Lieferung beläuft ſich ungefähr auf 800 fl.

Ueberhaupt hat der Handel mit Holzſchnitzwaaren in der letzten Zeit einen ungeahnten, ja verhältnißmäßig rieſigen Aufſchwung genommen. Die Ausfuhr beträgt jährlich 8000 Centner im Werthe von ungefähr 250.000 fl., während ſie vor 20 Jahren nur halb ſo viel und ein Drittel des Werthes erreicht haben dürfte. Ein Fünftel davon findet im Inland Abſatz, vier Fünftel gehen in's Ausland, nach England, Frankreich, Nordamerika, Oſtindien ꝛc. Urſache davon iſt die durch die neue Straße erleichterte Communication, vermehrte Concurrenz unter den „Verlegern“ (Exporteurs) und neue Abſatzwege; die directe Folge Preiserhöhung aller Waaren, die noch lange nicht in der geforderten Menge geliefert werden können.

So erfreulich nun einerſeits der Aufſchwung der Induſtrie iſt, ſo traurig ſind die Folgen, die derſelbe hinſichtlich des Waldes nach ſich zog, da der maſſenhafte Holzverbrauch denſelben ſehr in Anſpruch nimmt. Damit berühren wir eine brennende Frage Gröbens, nämlich die Holzfrage.

Die Holzgattung, aus der sowol die feineren als gröberen Schnitzwaaren erzeugt werden, ist größtentheils die der Zirbelkiefer. Das Zirbelholz ist sehr fein und weich, daher vorzüglich zum Bearbeiten geeignet. Dieser Baum kommt nur in den höchsten Regionen vor, gedeiht daher in den Privatwaldungen, deren es in Gröden überhaupt sehr wenige gibt, gar nicht; hingegen enthalten die ziemlich ausgedehnten Gemeindeforste bedeutende und schöne Zirbelbestände. Nun hegt aber die Gemeindevertretung den unvernünftigen Grundsatz, keinen einzigen Stamm weder umsonst noch käuflich den Arbeitern abzugeben, sowie überhaupt kein Holz zu verkaufen, obwol eine regelmäßige Ausnutzung und Nachforstung den Waldungen einerseits nicht schaden, andererseits der Gemeinde pecuniär nützen würde, und rechtfertigt dieses Vorgehen durch die sehr zweifelhafte Annahme, daß das abgegebene Holz nur weiter verkauft und so wie so — gestohlen werden würde*).

So ist also der Schnitzarbeiter, wenn er das Holz nicht um schweres Geld von den Nachbargemeinden kaufen will, in der That gezwungen, dasselbe zu stehlen. Dies geschieht denn auch in reichlichstem Maße. Man kann rechnen, daß alljährlich 2000 Stämme entwendet werden. In der Regel benützt man dazu die Nacht, geht $^1/_2$ — $^3/_4$ Stunden weit in den Wald, fällt den geeignet scheinenden Baum, entästet und sägt ihn, indem man den Stamm vorsichtig mit der Jacke umwickelt, um den Klang der Axt und Säge zu dämpfen. Der Stamm wird sodann im Sommer geschält, um leichter fortgebracht zu werden, an einem Stricke weiter

*) Der oben erwähnte Bozener Handelskammerbericht gibt allerdings als Bezugsquelle „die Gemeinde- und Privatwälder Grödens, dann der Nachbargemeinden Kastelruth und Layen“ an.

geſchleift und zuweilen gewälzt, um die Spur unkenntlich zu machen. Dies erfordert ſelbſtverſtändlich viele Mühe und Strapazen, und bringt nebenbei noch die ſtete Sorge mit ſich, vom Aufſeher als Waldfrevler ertappt oder mit einer unliebſamen Hausſuchung überraſcht und empfindlich abgeſtraft zu werden. Auch die jeweilige Gemeindevorſtehung kommt durch dieſes unnatürliche Verhältniß in eine rechtswidrige Situation, indem die in der Gemeinderepräſentanz ſitzenden Verleger öffentlich über die Frevler ſchmähen, während ſie daheim in ihren Bureaux die Arbeiter zu immer neuen Waarenlieferungen auffordern, wohl wiſſend, daß das Material dazu aus dem Gemeindewald defraudirt wird.

Daß eine ſolche Sachlage höchſt demoraliſirend wirkt, liegt auf der Hand. Die Arbeiter ſind gewohnt, alle Schuld auf die Vorſtehung zu ſchieben, von der ſie beſtändig die Abgabe von Holz fordern, welcher Forderung, wie geſagt, nicht genügt wird, ſitzen oder zahlen ihre Strafe, wenn ſie als Walddefraudanten entdeckt wurden, unter Schimpf und Groll ab und beeilen ſich nachträglich, den durch die Strafe erlittenen Schaden durch weiteren Holzbezug auszuwetzen. In neueſter Zeit richtete die Gemeinde St. Ulrich ein Geſuch an die Statthalterei um die Bewilligung der Auftheilung der Gemeindewälder unter die Beſitzer, welches Geſuch jedoch abgewieſen wurde.

Das Aerar beſitzt einen ſchönen Waldcomplex im nahen, bequem zu erreichenden Thale Villnöß, woraus jährlich Tauſende von Stämmen verkauft werden, darunter zahlreiche prächtige Zirbelſtämme, die als Mercantilholz nach Bozen und Brixen gehen, während ſie doch für die Grödner Induſtrie ſo nothwendig wären. Vor mehreren Jahren, unter der Bürgermeiſterſchaft des für die Hebung ſeiner Heimat

überhaupt hochverdienten J. B. Purger*) wurden durch drei oder vier Jahre bestimmte Quantitäten Holz aus jenem Forste nach Gröden abgegeben; leider geschieht dies gegenwärtig nicht mehr. Würde also entweder aus den Gemeindewaldungen jährlich eine Anzahl Stämme gegen mäßiges Entgelt abgelassen und für Nachforstung gesorgt, oder würde der Gemeindewald unter die Besitzer vertheilt, mit Beibehaltung der Oberaufsicht seitens der Gemeinde und des Forstamtes, und dabei besonders der unerlaubte Holzverkauf aus diesen Theilwäldern scharf geahndet, und würde nebenbei der Zirbelreichthum des ärarischen Schwarzwaldes von Villnöß dem kunstfleißigen Grödner Thale zugewendet, so wäre dessen Industrie für die Zukunft gesichert, und würde, befreit von dem Gespenste einer drohenden schweren Calamität, doppelt herrlich aufblühen.

In neuerer Zeit versucht man wol auch Schnitzereien aus anderen compacten Holzgattungen, wie Nuß-, Aepfel-, Ahorn-, Birken-, Bux- und Rotheibenholz. Man verfertigt daraus Erzeugnisse feinerer Art: Cassetten, Rahmen ꝛc. Zu der ordinärsten Waare verwendet man Fichten- und Föhrenholz. Auch mit dem schönen Alabaster, der im Thale selbst gebrochen wird, machte man bereits Versuche.

Auf dieser höheren Stufe von Kunstfertigkeit stehen indeß nur einzelne begabtere Köpfe, denen doch wenigstens ein Funke von Schönheitssinn innewohnt. Die übrige Masse der Schnitzer betreibt ihr Handwerk so mechanisch wie das Steineklopfen, obwol es jedem Unbefangenen einleuchten muß,

---

*) Leider starb dieser wackere Mann am 21. December 1872. Eine biographische Skizze befindet sich im Boten für Tirol u. Vorarlberg. Jahrg. 1872, S 2076 ff.

daß dem volkswirthſchaftlichen Intereſſe mehr gedient wäre, wenn in künſtleriſcher Beziehung vollkommenere Arbeiten geliefert, dabei der gleiche oder noch beſſere Verdienſt erzielt und das jetzt ſo theuere Material geſpart würde. Zwar wurde ſchon 1825 eine Zeichnenſchule zu St. Ulrich errichtet, die ſpäter einging und nach einigen Jahren wieder eröffnet wurde. Aber was war das für eine Anſtalt! Was konnte man von einem Lehrer verlangen, der jährlich nur 210 Gulden Beſoldung hatte, zu der ihm die Gemeinde noch einen Beitrag von 70 Gulden gab? Um die Methode kümmerte ſich kein Menſch; der Lehrer ließ die etlichen Kinder, welche die Zeichnenſchule beſuchten, Thiere oder Ornamente nach irgend einer ſchlechten lithographirten Vorlage zeichnen, wie es ihm eben beliebte, ſo daß die Anſtalt im wahren Sinne des Wortes zum Geſpötte der Schüler herabſank.

Dieſem Uebelſtande konnte nur durch eine wohlorganiſirte Kunſtſchnitzſchule abgeholfen werden. Das Haupthinderniß zur Errichtung einer ſolchen waren bisher die „Verleger", die um ihres Beutels willen das Concurrenz ſchaffende Project mit allen Mitteln bekämpften. Die einzige rühmliche Ausnahme hievon machte der bereits einmal genannte J. B. Purger, der ſich von jeher die Vervollkommnung der Schnitzkunſt angelegen ſein ließ. Die Uebrigen bemühten ſich im Verein mit den Geiſtlichen, welche die Schule als ſittenverderblich zu verdächtigen ſuchten, die Erlernung einer beſſeren Arbeitsmanier als überflüſſig zu ſchildern, und wirklich theilten auch viele junge Leute, irregeführt von dem Drängen der Arbeitgeber und dem leichten Verdienſte, dieſe Anſchauung. Die Eltern waren gewöhnt, ihre Kinder ſchon im zarteſten Alter zum Schnitzhandwerk anzuhalten und wollten nicht einſehen, daß ihnen der durch den

Schulbesuch augenblicklich entgehende Verdienst später doppelt hereinkommen würde.

Der erste erfolgreiche Schritt in dieser Hinsicht geschah erst in neuerer Zeit durch die unausgesetzten Bemühungen des Directors des Museums für Kunst und Industrie in Wien, Herrn Hofrathes R. v. Eitelberger. Schon im Jahre 1868 bereiste dieser um die Hebung der österreichischen Kleinindustrie hochverdiente Mann Gröden, um die dortigen Mißverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die gemachten Erfahrungen finden sich in den „Mittheilungen" des genannten Instituts, dem er vorsteht, in zwei auf verläßlichen Daten beruhenden Aufsätzen (Jahrgang 1868 und 1871) niedergelegt, worin er die dortigen Mißstände schonungslos aufdeckt und zugleich die Mittel zu deren Abhilfe angibt. Er sieht diese erstlich in der Sicherung des Holzbedarfes aus den Staats- und Gemeindewäldern und zweitens in einer Schule für Holzsculptur, ähnlich der, wie sie bereits in Berchtesgaden existirt. Dieselbe sollte in St. Ulrich selbst auf Landeskosten errichtet werden. Wie sehr eine solche Schule den Aufschwung der Holzschnitzindustrie bedingt, beweisen eben einerseits die Fortschritte der Berchtesgadener und andererseits die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung, welche die Grödner Arbeiten auf den Kunstausstellungen von London, Paris, Leipzig, München und Wien einnahmen. Und doch schaut aus manchem charakteristischen Figurenkopf ein unverkennbares, ursprüngliches Talent, das nur geweckt zu werden bedarf, um die schönsten Früchte zu bringen. Gerade gegenwärtig zieht ein solcher Hausirer mit Grödner Schnitzwaaren im Lande herum, deren feine und kunstvolle Bearbeitung allgemeines Aufsehen erregt.

Dieses Project der zu errichtenden Sculpturschule hat sich nun, Dank den Bemühungen der Leitung des österrei-

chiſchen Muſeums und dem bereitwilligen Entgegenkommen der Regierung doch endlich realiſirt. Seit 15. October 1872 beſteht zu St. Ulrich eine k. k. ſubventionirte Fachſchule für Holzbildnerei, mit deren Leitung Herr Ferdinand Demetz, ein in München und Wien geſchulter Bildhauer und geborener Gröbner betraut iſt. Derſelbe bezieht vom Handelsminiſterium jährlich eine Beſoldung von eintauſend Gulden, dazu zweihundert Gulden für Beleuchtung, Beheizung ꝛc., und einhundert Gulden zur Anſchaffung von Lehrmitteln.

Die Schule ſteht zu den früheren Hauptfirmen, ſowie zur Gemeinde, die zur Errichtung derſelben keinerlei Unterſtützung hergab, in gar keiner Beziehung; erfreut ſich aber, wie vorauszuſehen, eines ſehr ſtarken Beſuches, ſo daß derſelbe die aufzunehmende Zahl von 25 Schülern beſtändig überſteigt. Der Unterricht umfaßt das Zeichnen, Modelliren nach Zeichnungen und Gypsmodellen und Schneiden in Holz, woraus Figuren, Rahmen, Schmuckkäſtchen und verſchiedene andere Sachen angefertigt werden. Auf der Schulbank ſitzen vierzehnjährige Knaben neben graubärtigen Männern, und bewundernswerth iſt die Fertigkeit, mit welcher die Leute die ungewohnte Kunſt des Modellirens ausführen. Die Anſtalt befindet ſich ſeit October 1873 in einem neuen Schulgebäude, das Herr Demetz mit eigenen Mitteln aufführte, und wozu die Regierung ein für alle Mal 2000 fl. ohne Intereſſen als Miethzins für das Schullocale auf die Dauer von fünf Jahren bezahlte. Damit iſt das letzte Hemmniß hinweggeräumt und wir können der hoffentlich neu auflebenden Kunſtinduſtrie Gröbens ein fröhliches Glückauf zurufen. *)

*) Als Beweis für den Aufſchwung kann bereits der durchſchlagende Erfolg der Gröbner Schnitzarbeiten bei der heurigen Kunſtausſtellung in München gelten.

Die Eiſenſchmieden im Stubaithale.

Vom Wippthal, an deſſen ſteil abfallenden Lehnen ſich nun die großartige Brennerbahn hinwindet, zweigt wenige Stunden von Innsbruck gegen Südweſt ein Querthal ab, das wegen ſeines landſchaftlichen Reizes, wie wegen ſeiner Bewohner dem Touriſten und Culturhiſtoriker ein erhöhtes Intereſſe bietet. Es iſt Stubai, nächſt dem Oetzthal wohl das ſchönſte der nordtiroliſchen Seitenthäler. Beſonders der Einblick in daſſelbe iſt überraſchend. Man genießt ihn am beſten unweit der Höhe des ſogenannten alten Schönberges, über deſſen ſtreng anſteigenden Rücken die frühere Brennerſtraße führte und ſo dem Reiſenden Gelegenheit bot, neben den keuchenden Poſtgäulen mit Muße das herrliche Bild zu betrachten. Denn gerade hier beim aufgelaſſenen Zollhäuschen, wo etwas weiter oben die von Göthe erwähnte majeſtätiſche Zirbel ſteht, ſieht man das Thal wie eine natürliche Schaubühne offen ausgebreitet*).

Zwei gewaltige Felſenthürme, der Sonnenſtein (Serlesſpitze) und die hohe Säule, bewachen den Eingang desſelben. An ſie ſchließen ſich als Fortſetzung beiderſeits

*) Es iſt ſonderbar, daß dem naturbegeiſterten Dichter dieſer überwältigende Anblick entgangen iſt. Wenigſtens geſchieht in ſeiner italieniſchen Reiſe keine Erwähnung.

mächtige, unten bewachsene, oben kahle Bergkolosse, die sich wie riesige Coulissen, das Thal allmählich verengend, hintereinander schieben. Den Hintergrund bildet über duftigen Vorbergen die Eiswelt der Stubaier und Ridnauner Gletscher mit ihren scharfgeschliffenen Hörnern und blendenden Schneefeldern, ein prachtvoller Gegensatz zu der untenliegenden grünen Thalsohle voll blühender Wiesen und Felder, heller und dunkler Waldpartien, freundlicher Weiler und niedlich zerstreuter Einzelhöfe. Mitten in dieser Idylle hat sich der wilde Rutzbach in tiefer Schlucht sein Bett ausgegraben und theilt Stubai in zwei ziemlich breite Mittelgebirge, die sich erst weiter innen zum eigentlichen Thalgrunde verflachen.

Auf dieser Mittelebene zu beiden Seiten des Bachbettes liegen die Dörfer Schönberg, Mieders, Telfes, Vulpmes und Neustift; dieses blickt noch mit seiner großen Kirche wie ein weißer Punkt aus dem innersten Thalwinkel heraus. Dahinter beginnt die Enge des Bergthales. Doch ist diese innere Hälfte durchaus nicht unbewohnt; zahlreiche Weiler mit seltsam klingenden Namen, Mühlen und Hammerwerke beleben die wilde Bergeinsamkeit bis zur letzten Häusergruppe Ranalt. Von dort erst tritt man über Bergwiesen und saftige Almen in die Region des ewigen Eises mit allen ihren Schönheiten und Schrecken.

Unser Weg führt heute blos nach Vulpmes, dem Hauptorte des Thales, berühmt durch seine Eisenwaarenfabrication. Da es etwas vertieft an das Bett des wilden Schlickbaches hingebaut ist, der seine Hammerwerke treiben muß, so kann man es von unserem Standpunkte beim Zollhäuschen, von dem wir gerade den Ueberblick des Thales genossen haben, nicht erschauen. Nur der rothe Kuppelthurm guckt vorwitzig über den vorliegenden Hügelrand. Vulpmes

ist der Mittelpunkt des geselligen und gewerbthätigen Lebens in Stubai, und es verlohnt sich schon der Mühe, ihm einen Besuch abzustatten; zugleich gibt uns der Weg dahin Gelegenheit, Land und Leute etwas mehr anzuschauen. Wir steigen also noch die hundert Schritte bis zum Plateau des Schönberges; von dort gelangt man dann auf bequemer Straße in das Thal.

Auf der Höhe steht außerordentlich schön gelegen das alte Wirthshaus „Zum Domanig" mit prachtvoller Aussicht in's Wipp- und Innthal. Es hat einst bessere Tage gesehen, als noch der Verkehr diese Route einhielt und Tausende von Postchaisen und schweren Frachtwägen, die dem Brenner zufuhren, hier Halt machten, dem guten Tropfen des bewährten Gasthauses zu Ehren, und wir nehmen es auch dem wackern Herrn Wirth nicht übel, wenn er etwas scheelsüchtig auf die Eisenbahn hinabschaut, die sich tief unten an der jenseitigen Berglehne des Sillthales hinwindet und ihn täglich drei- bis viermal an die gute alte Zeit mahnt. Auch von trüben Tagen weiß der gesprächige Wirth zu erzählen, als hier der Sandwirth Quartier hielt, und er erinnert sich noch ganz gut, wie dieser Bauernführer im „Herrenstübele" mit seinen Leuten zu Mittag speiste und ihm zurief: „Geh' herein, Büebel, und iß a an Knödel, daß d'stark wirst!"

Das war am 1. April 1809, ehe es zum Sturm auf Innsbruck ging, das die Baiern besetzt hielten. Da waren die Stubaier auch nicht die letzten, sondern stellten ihr Contingent, dreihundert und fünfzig verwegene Schützen, die der alte Pfurtscheller Michele aus Vulpmes anführte. Stubaier Waghälse waren es auch, die — ihrer Sechs — Tags darauf vom Berg Isel herab in's Dorf Wilten drangen und die baierischen Dragoner angriffen; sie büßten ihre Tollkühnheit mit dem Leben. Doch weg von diesem traurigen Bilde,

wo Tirol auf ſeine deutſchen Brüder feuern mußte, eine Zeit, von der unſer Hermann von Gilm ſingt:

„Mit dem Eiſen eurer Pflüge,
Wo der Grund am tiefſten iſt,
Grabt ſie ein die alte Lüge
Von dem deutſchen Bruderzwiſt.“

Wir drücken alſo dem wackern Wirthe die Hand und wenden uns thaleinwärts gegen das nächſte Dorf Mieders. Kühl und prickelnd weht uns die herrliche Gletſcherluft entgegen, Nerven und Lunge ſtärkend, aber nicht ſo günſtig der Vegetation, die unter dieſem ſcharfen Anhauch leidet; daher kommt auch nur an ſonnigen geſicherten Stellen des äußeren Thalgrundes Weizen und ſparſamer Mais zur Reife, und der übrige Getreidebau beſteht in Roggen, Gerſte, Hafer und Erdäpfeln, ohne den Bedarf der Thalbewohner zu decken. Bei Gaſteig hört er ganz auf und macht den Heimwieſen Platz.

Deſto reicher und ausgedehnter ſind die Alpen Stubais, die Elemente einer blühenden Viehzucht. Die Zahl der jährlich veräußerten Rinder ſteigt auf zweihundert; nicht minder ſteht die Zucht der Schweine und Schafe in Blüthe, die durch ihre Ausfuhr dem Thale manchen Gulden eintragen, wozu noch der „Grasvergelt“ kommt, den fremdes Vieh den Weidenbeſitzern abwirft. Daher trübt kein grelles Bild der Armuth den ländlichen Frieden dieſes reizenden Thales, das beſonders in Mieders, in das wir jetzt treten, den Eindruck des Wohlſtandes und der ländlichen Behäbigkeit macht. Die Häuſer ſind größtentheils aus Stein gebaut, die Gaſſen ſauber und freundlich. Es iſt einer der beliebteſten Sommerfriſchorte, zu denen es die reine Luft, das friſche Quellwaſſer und die entzückende Lage wie geſchaffen haben. Dahinter erhebt ſich die gewaltige Dolomit-

pyramide des Sonnensteins. Gegenüber, jenseits des Rutzbaches, leitet von Kreith aus ein lachendes Gelände den Berg entlang zum höchst malerisch gelegenen Pfarrdorfe Telfes. Es liegt hoch oben am Sonnenhange des Thales, mitten in schönen Aeckern und Wiesen; höher hinauf ziehen sich grüne, von Lärchstämmen unterbrochene Bergmähder.

Eine tiefe Schlucht, durch die der Rutzbach sein wildes Wasser zwängt, trennt die beiden Ufer. Durch dieselbe gelangt man auf rauhem Weg hinüber zum genannten Orte, wenn nicht etwa die Fluthen, wie es öfter bei Regengüssen oder Hochgewittern geschieht, die Holzbrücke fortgerissen haben. Denn die entfesselten Elemente hausen hier furchtbar und lassen zahlreiche Spuren der Zerstörung zurück. Nach solchen Ereignissen bedeckt den Boden hergeschwemmtes Gerölle, dazwischen liegen mächtige Felsblöcke, die die Gewalt des Wassers mit sich geführt, riesige Fichtenstämme, wie Halme geknickt, und Ruinen von Häusern, die einst hier gestanden, vollenden das schaurige Bild, das durch das Dunkel der es umgebenden Fichtenwaldungen nur noch mehr hervorgehoben wird. Etwa eine Viertelstunde hinter Mieders kommen wir durch das liebliche Mühlthal. Am rauschenden Waldraster Bache stehen einige Mühlen und Sägen, zwischen Obstbäumen und Gebüsch gar anmuthig gruppirt. Von hier aus geht es durch einen wunderschönen Lärchenwald. Allmählich steigt das Flußbett an und wird mit den beiden Mittelebenen zu einer ziemlich breiten Thalsohle vereinigt. Hart neben uns schäumt in breitem Bette die Rutz. Jetzt nahen wir uns der Holzbrücke, die uns auf das linke Ufer führt, an dem die ersten Vorposten von Vulpmes sichtbar werden.

Schon von Weitem kündet sich der Fabriksort durch die rauchenden Schlote und durch das dumpfe Gepolter der Hammerwerke an. Je näher wir kommen, desto geschäftiger

wird das Treiben und der Lärm; das Waſſer brauſt, die Räder knarren; aus ſiebenundſechzig Gewerken tönt der Hammer, der zweihundert rüſtige Geſellen in Athem hält. Freilich gegen die Regſamkeit einer bevölkerten Fabrikſtadt verſchwindet das Getreibe dieſer arbeitenden Schmiede; aber in unſerem abgeſchiedenen Thale iſt dieſer Eindruck ungewohnt und contraſtirt mit dem Frieden der Umgebung.

Vulpmes liegt eng am Bette des wildfluthenden Schlickbaches, der quer von den Kalkwänden des hohen Burgſtall herabſtürmt und die Gewerke dieſes Ortes belebt. Die Häuſer ſind faſt durchgängig von Stein und zeichnen ſich durch viele Gewölbe und alterthümliche Bauart aus, beſonders iſt dies in der „Herrengaſſe" der Fall, welche deutlich die Spuren einſtiger Bergwerksgebäude verräth*). Wirklich ſoll einſt unweit des Weilers Neder ein Eiſenſteinbergbau im Betrieb geweſen ſein, bis der Sage nach ein Elementarereigniß denſelben plötzlich beendete. Dieſem Umſtande verdankt Stubai, wie die mündliche Ueberlieferung weiter berichtet, die Entſtehung ſeiner Eiſeninduſtrie, deren Wurzeln bis in's 13. Jahrhundert zurückgreifen**).

Den erſten thatſächlichen Beweis liefert eine alte Schmiede in der Mitte des Dorfes Vulpmes, die wahrſcheinlich in Folge oftmaliger Muhrbrüche tief im Boden ſteckt.

---

*) Vergl. Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol. Innsbruck 1807—9, Bd. I, S. 121.

**) Wir verweiſen hinſichtlich der folgenden geſchichtlich ſtatiſtiſchen Skizze auf den vom Secretär der Innsbrucker Handelskammer, Herrn Karl Payr (Docenten an der Hochſchule), eminent ausgearbeiteten „Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Innsbruck für die Jahre 1868—70" (Innsbruck 1871), S. 106 ff., dem auch, nebſt gütigſt überlaſſenen Daten des Herrn Univerſitätsprofeſſors Dr. Jg. H. Bidermann, die meiſten Angaben entnommen ſind.

Sie trägt die deutlich lesbare Jahreszahl 1413. Die älteste bekannte Urkunde, die einer Schmiede in Stubai erwähnt, datirt aus dem Jahre 1562 und befindet sich im Salinenarchive zu Hall. In der nachfolgenden Zeit muß der Handel einen raschen Aufschwung genommen haben, denn ein Bericht des Stubaier Waldhüters an das Haller Pfannamt vom Jahre 1675 spricht bereits von 45 „Hueff-Segensen- und Messerschmieden". Anfänglich bestimmt, die Bedürfnisse des Thales zu decken, überschritt bald der Handel mit Eisenwaaren die Grenzen Stubais, und Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Fabrikate schon auf „Kraxen" außer Thals von Ort zu Ort getragen. Man zog nach Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Polen, Baiern, Baden, Würtemberg, in die Lombardei, ja bis in die Levante*).

Dazu gehörten allerdings die eisenfesten Schultern eines Stubaier Bauern, um solche Lasten Land aus, Land ein zu schleppen. Die Volkssage spricht von drei baumstarken Brüdern Tanzer aus Neustift, von denen einer — der Georg — einmal mit acht Centnern Eisenwaaren auf dem Rücken beim Mauthhause von Schaffhausen angekommen sein soll. Bald sah man jedoch ein, daß der Waarentransport zu Wagen sich besser rentire, als das Hausiren, und in den letzten zwei Decennien des 17. Jahrhunderts waren schon 1680 Fuhren jährlich in Bewegung.

Um jene Zeit scheint übrigens jene oben erwähnte Eisenquelle schon versiegt gewesen zu sein, denn im Jahre

---

*) Nach dem Copey-buche des Gerichtsarchives von Mieders waren schon im Jahre 1699 viele Hausirer mit dem Verschleiße der in Stubai erzeugten Eisenwaaren im Auslande, namentlich im churmainzischen Gebiete, in Würtemberg und Lothringen beschäftigt. Vergl. Innsbrucker Handelskammerbericht vom J. 1868—70, S. 106.

1700 klagen die Stubaier bitter über die Unmöglichkeit, aus dem schlechten Zillerthaler Eisen, das ihnen allein zugänglich war, gute Waare zu erzeugen, und bitten daher 1702 die Landesstelle Kärnten, Eisen beziehen zu dürfen*). Auch Regierungsverbote stellten sich dem Handel hindernd in den Weg, welchen jedoch der kluge „Segensenhändler" Veit Schwaiger erfolgreich zu begegnen wußte, indem er sich unterm 15. Juli 1810 vom Zolleinnehmer in Zirl ein Zeugniß ausstellen ließ, daß er wiederholt, insbesondere 1706, fast 70 Centner Sensen bei diesem Zollamte auf dem Wege in's Ausland verzollt habe, also das Aerar großen Nutzen aus diesem Export ziehe, „zu geschweigen noch vieler dergleichen Handler, so mit unterschidlicher gestählet- und ungestähleter ditto Eisenwahr in copia traffigiren und solche auf dem Ruggen außer Landes tragen" (Innsbrucker Statthalterei-Archiv).

Auf solche Weise nahm die Industrie der Stubaier stetig zu. Ein ämtlicher Bericht von 1785 weist die ansehnliche Zahl von 2596 Centnern neues Eisen auf, welches im selben Jahre verarbeitet worden. Die Waaren, unter denen vorzüglich die Pfannen, Hacken, Messer und Kaffeemühlen hochgeschätzt wurden, gingen nach Holland, Frankreich, England und Rußland. Besonders günstig wirkte auch der Umstand, daß Kaiser Josef den Zunftverband löste, in dem die sogenannten Commercialschmiede bisher gestanden hatten.

Da sich der Handel dadurch, sowie durch wohlberechnete Speculation immer mehr erweiterte, und in Folge der gesteigerten Anforderungen die Capitalien der Einzelnen nicht mehr hinreichten, so entstanden Handelscompagnien und wurden Niederlagen im In- und Auslande etablirt, die von

*) Gerichtsarchiv von Mieders. Innsbrucker Handelskammerbericht a. a. O.

den Mitgliedern der Gesellschaft von Zeit zu Zeit besucht wurden. Diese trugen dann einen langen Rock von feinem blauen Tuche, Beinkleider aus feinem Manchester mit grünen Hosenträgern, schwarzseidene Halstücher und grüne Hüte. Kamen sie wieder in ihr Thal, so ward die Kleidung gleich wieder mit der schönen einheimischen Tracht vertauscht: violette Joppe, hochrothe Weste mit grünen Tragbändern, auf dem Kopfe der gelbe mit grüner Seide ausgeschlagene breitschattige Hut.

Den größten Aufschwung nahm Fabrication und Geschäft der Stubaier, als das Jahr 1804 den Commissionshandel in's Leben rief und an die Stelle der Reisen die Correspondenz trat*). Doch ging der Hausirhandel lebhaft nebenher. Allerdings hatte die kräftig erblühte Industrie im Laufe der Zeiten harte Kämpfe zu bestehen mit der vielseitigen und energischen Concurrenz, welche ihr im In- und Auslande erwuchs, und durch billigere Roh- und Brennstoffe begünstigt, die Preise der Waaren fort und fort drückte und den Markt mit ihren Erzeugnissen überschwemmte; doch die rührigen Stubaier erlahmten nicht und der Erfolg krönte ihre Ausdauer.

Der alljährlich consumirte Rohstoff von Eisen, Blech und Draht stieg gegen 4000 Centner, den 29 Groß- und Hammermeister und gegen 60 Kleinmeister mit ihren Gesellen verarbeiteten. Man bezieht den Bedarf größtentheils aus Kärnten und Steiermark, kaum ein Drittel aus Tirol, da das Eisen aus letzterem einestheils zu grob, andererseits

*) Am Beginn des laufenden Jahrhunderts erreichte der bearbeitete Rohstoff bereits 2902 Centner. Kochgeschirre und Bauwerkzeuge waren die Hauptproducte. Vgl. Innsbrucker Handelskammerbericht S. 107.

zu theuer ist. Messing, Kupfer und Tombak liefert Achenrain bei Rattenberg, die Kohlen Stubai selbst, Ebenholz, Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, Silber, Schmirgel ꝛc. kommt von allen Seiten. Man kann die Gesammtauslage für das Rohmaterial auf 65.000, den Gewinn zur Zeit der Blüthe auf 115.000 fl. anschlagen, der immerhin ein erfreulicher und nennenswerther ist, wenn man bedenkt, daß dies Alles blos Handarbeit ist, und nicht die Verhältnisse eines Krupp zum Maßstab machen will. Der Gewinn wanderte größtentheils wieder in's Thal zurück und wurde nach dem Maßstabe des eingelegten Capitals an die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, die ihn meist zum Ankauf eines Grundstückes verwendeten, wo sie an der Seite eines einheimischen Weibes behaglich ihre alten Tage zubrachten.

Im Verlaufe der Zeit ist allerdings Manches anders geworden; das Wandern hat fast ganz aufgehört und die meisten Händler haben sich, gleichgiltiger gegen die Heimat, mit ihrem Vermögen im Auslande niedergelassen. Gegenwärtig weilen nur noch zwei bedeutende Handelsfamilien in Vulpmes, die geachteten Firmen Pfurtscheller und Hellrigl, wegen ihrer Solidität im In- und Auslande geschätzt. Letzterer, der unternehmende Peter Hellrigl, gab in der letzteren Zeit der Eisenindustrie Stubais einen neuen Schwung durch die Fabrication dauerhafter, aus einem Stück gepreßter und silberblank verzinnter Küchengeräthe, während diese früher nur durch Hammerwerke erzeugt werden konnten. Diese beiden Firmen repräsentiren den ganzen Eisenwaarenhandel Stubais. Ihre Niederlagen sind zugleich Ablagerungsstätten der übrigen Groß- und Kleinschmiede des Thales, welche auf die Ortschaften Vulpmes und Medratz, Plösen, Mühlthal, Neder und Unterberg vertheilt sind. Im Ganzen sind gegenwärtig 28 Hammer- und Schleifmühlen und 43 Hammerschmieden in Betrieb.

Erzeugt werden alle Arten von Werkzeugen, Ackerbau-, Haus- und Küchengeräthen ꝛc. Nur optische und musikalische Instrumente sind ausgeschlossen. Im Jahre 1870 zeigte der Ausweis des Innsbrucker Handelskammerberichtes einen Verbrauch von 3552 Centnern Rohstoffe, aus denen 3430 Centner Eisenwaaren erzeugt wurden*). Dieselben repräsentiren einen Werth von 174.400 fl. ö. W. und finden in der österreichischen Monarchie, in Deutschland, der Schweiz, Italien, Serbien und der Walachei ihren Absatz.

Man kann sich nicht leicht einen malerischeren Anblick denken, als den einer solchen Kleinschmiede, die für das Landschaftsbild die wünschenswertheste Staffage bildet. Das Innere der Werkstatt ist tief geschwärzt, der Raum ungewöhnlich hoch; das Licht bricht von oben durch geöffnete Läden und glitzert auf dem blanken Ambos und den Hämmern. Ein rußiger Geselle drängt uns plötzlich auf die Seite, ein gewaltiges Stück durchglühten Eisens in der Hand — ein Ruck an einem eingehakten Strick — draußen rauscht das Wasser stärker — und der größte Hammer hebt sich und fällt mit donnernden Schlägen auf das untergeschobene Eisen; man meint, die Felsstücke müssen bersten, in denen die Amboße ruhen — der Boden zittert — und der ganze

---

*) Auf der Wiener Weltausstellung (1873) war die Stubaier Eisenindustrie durch den Hauptrepräsentanten Michael Pfurtscheller (schon im Jahre 1855 zu Paris mit der Medaille bedacht) in würdiger Weise vertreten. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Kästchen mit vier Schränken, deren jeder eine Unzahl von allen erdenklichen Werkzeugen und Geräthen in kleiner, aber geschmackvoller Ausführung in sich schließt; es ist ein Präsent der Stubaier (Pfurtscheller) an das Ferdinandeum in Innsbruck. Vgl. Bote für Tirol ꝛc. Jahrg. 1873, Nr. 234. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission. Innsbruck, 1874, S. 34.

ſchwere Holzbau kracht in ſeinen Fugen; ruhig aber, ſeine Pfeife im Mund und von den Funken umſprüht, ſteht der markige Geſelle; unter wohlberechneten Drehungen hat ſein Eiſen die beſtimmte Form erhalten, er hängt den Strick wieder ein und unbeweglich ruht der Hammer. In gleichmäßiger ſteter Bewegung bleibt nur das Rad, welches vermittelſt einer Welle die Blasbälge hebt und drückt.

Im hinterſten und dunkelſten Theile der Werkſtatt dreht ſich langſam und wuchtig der Schleifſtein, ſo groß wie ein Mühlſtein; vor ihm, über und über mit dem Schlamm des Steines beworfen, ſitzen zwei Männer auf Schwungbrettern, welche bis ziemlich zur Mitte des Steines reichen; das Eiſen, welches ſie unter dem Brett anlegen und mit allem Kraftaufwand mit dieſem zugleich gegen den knirſchenden Stein drücken, iſt nur roh geſchmiedet und trotz des reichlich zufließenden Waſſers ſprühen Funken umher; es iſt eine harte Arbeit, vermittelſt welcher die ſo zum Schneiden beſtimmten Artikel, wie Pflugſchar, Senſen, Aexte und Werkzeuge der verſchiedenſten Handwerke, aus dem Gröbſten zugeſchliffen werden. In einem anderen, eine Stiege höher befindlichen Raume, finden wir eine Reihe kleinerer, feinerer, ſchnurrender Schleifſteine; hier bekommen die Artikel das glänzende Ausſehen und hier werden auch die Schneiden vollendet.

Neben der eigentlichen Werkſtatt ſind noch kleine abgeſonderte Räume, in denen gefeilt und die nöthige Schloſſerarbeit geliefert wird; ſeitwärts führt ein ſchmaler Gang in ein freundliches Zimmer, wo junge Mädchen und Kinder bei luſtigen Liedern die letzte Hand an's Werk legen; dort entſteht die glitzernde Politur der feinen Artikel, die einzelnen Theile werden durch Schräubchen zuſammengeſetzt, die fertigen Gegenſtände verpackt u. dgl.

Noch einmal gehen wir zurück, um das hübsche, anregende Bild der Werkstatt zu überschauen — da klingt ein helles Glöckchen durch das Hämmern und Prasseln hindurch — ein Ruck des Altgesellen an einer herabhängenden Schnur, die Räder draußen stehen still, das Wasser verläuft sich, die Feuer sinken auf dem Herde zusammen — es ist Mittag. Die Werkstatt ist verlassen; draußen im Dorfe läutet die Glocke den Mittagssegen — der alte Meister aber mit seinen Gesellen steht, die Hände gefaltet, um den einfachen Tisch — die helle Stimme der Schaffnerin des Hauses betet vor und tiefen Tones fallen die Männer in den altherkömmlichen Segen ein ....."

Der Hauptherd der Fabrication bleibt immer Vulpmes, dem die ergiebige Wasserkraft des Schlickbaches zur Verfügung steht. Leider hat dieser Brotwater oft schlimme Launen und bedroht bei heftigen Gewittern nur zu oft die gewerbthätigen Stätten mit arger Verwüstung. Ueberhaupt ist Stubai gefährlichen Hochgewittern mit Wolkenbrüchen sehr ausgesetzt. Gegen die vernichtende Wuth des entfesselten Elementes hilft kein Wehren und Dämmen. Schauerlich wimmert dann die Sturmglocke von Ort zu Ort, wie losgerissene Ungethüme fluthen die hochgeschwellten Wasser mit donnerähnlichem Gebrause einher, Häuser, Ställe, Brücken mit sich fortreißend, während pechschwarze Nacht über dem Thale liegt. Und solche Unglücksfälle ereignen sich mehr oder minder fast jedes Jahr und sind besonders den tiefer drinnen liegenden Ansiedlungen verderblich, denen sie das gute Erdreich von Wiese und Acker wegschwemmen, so daß die Getroffenen dasselbe handvollweise sammeln und in Körben auf die verödete Stelle tragen müssen. So riß der Bach im Jahre 1807 21 Wohnhäuser und Schmieden weg, und die Schreckensnächte des Herbstes 1869 sind noch in frischem

Gedächtniſſe. Wohnhäuſer und Fabriken wurden da überſchwemmt und vermuhrt, und im wilden Anprall der Fluthen Brücken, Dämme und Werkseinrichtungen mit fortgeriſſen. Der hiedurch verurſachte Geſammtſchaden, wovon der bei weitem größte Theil auf die Induſtriellen des Dorfes fiel, wurde auf 130.000 fl. geſchätzt, ohne den durch den Stillſtand der Gewerke zugefügten Verluſt zu rechnen. Allerdings wurde den Verunglückten aus Landes- und Privatmitteln ſchnelle und ausgiebige Hilfe zu Theil, und Manches iſt bereits geſchehen, um der Wiederholung ſolcher Unglückstage vorzubeugen; aber der größere Theil der Aufgabe, nämlich die Wurzel des Uebels zu heben, harrt noch der Löſung.

Auch ein anderer Uebelſtand ſei hier erwähnt, der dem Aufblühen der Stubaier Induſtrie von Jahr zu Jahr größere Hemmniſſe entgegenſetzt. Es iſt dies die Schwierigkeit der Communication zwiſchen dem Hauptſitze der Production, Vulpmes, bis zur Eiſenbahnſtation Innsbruck, beziehungsweiſe Patſch. Die Anlegung einer der ſanften Steigung der Thalſohle folgenden Vicinalſtraße würde der Sache abhelfen; auch iſt bereits vor ein paar Jahren der Koſtenvoranſchlag dazu gemacht worden; da aber die erforderliche Summe die Geldmittel der Thalbewohner weit überſteigt und der Plan höheren Ortes bis jetzt keine Unterſtützung fand, ſo iſt der Bau vorläufig unterblieben*).

*) Um das Project der Herſtellung einer neuen Straße hat ſich beſonders Herr Ingenieur Rokita verdient gemacht, indem ſeine zur Vorlegung eines die neue Thalſtraße betreffenden Koſtenvoranſchlages nöthigen Arbeiten nun vollendet vorliegen. Nach ſeinem Plane ſollte die neue Straße, von der Stefansbrücke ausgehend, dem linken Ufer des Rutzbaches entlang zu erbauen ſein, und eine Länge von 4740 Klafter enthalten. Sie würde in die Mitte des Dorfes Vulpmes einmünden. Doch wäre zu ihrer Herſtellung, welche die Geldkräfte der

Trotz Waſſergefahr und ähnlicher Drangſale, wie ſie faſt jedes tiroliſche Thal mit ſich bringt, ſind die Stubaier ein fröhliches Völkchen, das auf Zucht und Sitte hält, aber nach gethaner Arbeit gerne lebt, ſingt und einen luſtigen Kirchtag feiert. Wer ein geſundes Volksleben ſehen will, der komme nach Vulpmes, am beſten an einem Feiertage, wenn die brauſenden Räder und die polternden Hammerwerke ſchweigen und ein ſonntäglicher Frieden über dem Dorfe ruht. Da ſieht man ſie dann ſtehen, die Ehrenmänner mit den ſchwieligen Händen, ihre kurzen Holzpfeifen im Munde, in Gruppen vergnügt plaudernd oder vorübereilende Dirnen neckend. Wer möchte in dieſen ſchmucken Burſchen mit den blutrothen Nelken und der Trutzfeder am Hute die rußigen Geſellen erkennen, die noch geſtern an der praſſelnden Eſſe die wuchtigen Hämmer ſchwangen! Aus dem Wirthshaus aber tönt heller Jubel, Tanz und Geſang:

„Luſtig wir Schmiedler,
Müſſen uns plagen,
Müſſen die Guldenzettel
Aus dem Eiſen außerſchlagen.“

Der gellende Jauchzer darauf beweiſt, daß die harte Arbeit den guten Humor nicht verdorben hat.

Thalbewohner weitaus überſteigt, eine Reichs-, beziehungsweiſe Landesunterſtützung, die auch, glaube ich, in Ausſicht geſtellt wurde, abſolut nothwendig.

Skizzen und Fragmente.

Es erübrigt noch über eine Reihe von bedeutenderen und minder bedeutenden Händlern und Industriellen zu berichten, die, eingehend und an der Hand von statistischen Daten behandelt, wohl geeignet wären, die gezeichneten Culturbilder zu ergänzen, die wir aber, um die Drucklegung nicht unnöthig in die Ferne zu schieben, trotzdem hier nur summarisch verwerthen können, da das vorhandene Material für etwas Größeres nicht ausreicht, und es gegenwärtig dem Verfasser dieser Skizzen nicht möglich ist, die Quellen — gewöhnlich ist es der bloße Volksmund — selbst aufzusuchen und zu benützen. Die weitere Ausführung mag einer überhaupt zu vervollständigenden zweiten Auflage vorbehalten bleiben.

1. Sensen- und Wetzsteinhändler. Eines sehr bedeutenden Rufes erfreuen sich die tirolischen Sensen, weniger im Inlande, wie uns der „Bericht der Innsbrucker Handelskammer vom Jahre 1868—1870" S. 96 ff. lehrt, als in den Staaten des deutschen Zollvereines und Italien. Die Thatsache ist auffallend, aber verbürgt, daß, die wenigen Sensen ausgenommen, welche die Bauern von inländischen Fabrikanten, respective deren Unterhändlern, die hausiren gehen oder sie zu Markt bringen, kaufen, nahezu keine tirolischen Sensen im Lande bleiben, und unser Bauer heute wie ehedem die Kärntner Sense mit der Marke Wetterkreuz

vorzieht. Es ist das ein Stück seiner „Eigenthümlichkeiten"; denn das heimische Product steht dem ausländischen nicht nur nicht nach, sondern übertrifft dasselbe in vielen Punkten, was auch der sehr in's Gewicht fallende Umstand bezeugt, daß die tirolische Sense jede Concurrenz mit den französischen, belgischen und rheinländischen Fabrikaten aushielt und heute gesuchter ist als je. Drei Ursachen sind es zunächst, welche diese Nachfrage verursachen. Die vorzügliche Eignung des inländischen Rohstoffes*) (Gußstahl aus den Werken von Jenbach, Kleinboden, Pillersee, Kössen ꝛc.) zu Sensen und Sicheln, die erprobte Geschicklichkeit der tirolischen Arbeiter, die noch jetzt mechanische Hilfsmittel verschmähen und nur durch die Behendigkeit und Kraft der Arme den Vortheil der Maschine wett machen, ja dieselbe sogar überbieten, und endlich als dritter Factor die völlig ausschließliche Verwendung der Holzkohle zur Sensenfabrication, da derartige Kohle bei der Verbrennung keine der Güte des Stahles abträglichen Beimengungen zeigt, wie: Schwefel und Phosphor. Gefördert wird diese Art von Industrie noch durch die patriarchalischen Verhältnisse des Landes, in welchem Schmieden 150 Jahre in einer und derselben Familie geblieben sind, so daß sich alle Vortheile, welche während dieses langen Zeitraumes gewonnen wurden, vom Vater auf den Sohn vererbten. Im Kammerbezirke Innsbruck gibt es dermalen 27 Sensen- und Sichelschmieden. Davon fallen 19 Werke auf das Unterinnthal (Zell, Stumm, Hopfgarten, Jenbach u. s. w.), die 95 Procent aller Waare lieferten; der Rest kommt auf das Oberinnthal (Tarrenz), Außerfern (Bieberwier und Ehrwald).

*) 0·8 Procent des gesammten Rohmaterials liefern die heimischen Gewerke.

In den letzten Jahren wurde in Nordtirol von 266 Arbeitern erzeugt: 470.000 Stück Senſen und 140.000 Sicheln. Von geringerem Belange iſt dieſe Induſtrie in Sterzing und am Sulzberge. Der größte Theil der Schmieden arbeitet auf Beſtellung und hat vollauf zu thun, will er nur den alten Kunden mit ihren ſich ſtetig ſteigernden Anforderungen genügen. Einen eigenen Handlungsreiſenden hält gegenwärtig nur einer dieſer Induſtriellen, Franz Hueber in Jenbach. Dieſem Manne gebührt auch, nebenbei geſagt, das Verdienſt, das jede Induſtrie hemmende Feiertagsunweſen zuerſt energiſch und nachgerade mit Erfolg bekämpft zu haben, da er Nachfolger fand, die ebenfalls ihre Arbeiter dazu verhielten, an den „abgebrachten" Feiertagen zu arbeiten. Da das Product, wie geſagt, faſt ausſchließlich über die Grenze wandert, ſogar nach Polen, Rußland und der Türkei, ſo iſt der Handel im Lande ſelbſt ein kaum nennenswerther. Wol gibt es einzelne Händler, die, ſei es auf Commiſſion oder eigene Rechnung, mit Senſen und Sicheln die Jahrmärkte beſuchen, oder auch mit einer Anzahl derſelben auf dem Rücken von Haus zu Haus gehen, ihre Waare abzuſetzen; doch iſt das bei dem oben erwähnten Conſervatismus unſerer Dörfler und ihrer Vorliebe für das Hergebrachte zeit- und koſtſpielige Geſchäft von keinem Belang.

Als mit dem Senſengebrauch zuſammenhängend, ſoll auch hier mit einigen Worten der Wetzſteinhändler*) Erwähnung geſchehen. Der Wetzſchiefer kommt beſonders brauchbar vor im Wattenthale unter Hall, im ſogenannten Schwarzachtobel (Bezirk Bregenz) und im Emſer-Felſen bei Dornbirn, dann auch im unterinnthaliſchen Kramſach. Ebenſo werden Wetzſteine im Wattenthale aus der Lizum geholt,

*) Beſonders aus Bregenz und dem Bezirk von Reutte.

und Steinſchleifen, wie im Schwarzenbache, hat Tirol in Stubai; das Material dazu kommt aus dem nahen Figar. In der Gemeinde Schwarzach wird der als der beſte erkannte Wetzſtein auf 14 Steinſchleifen zum Gebrauche verarbeitet. Die Zahl der Wetzſteine kann auf circa 250.000 Stück mit einem Geſammtwerthe von 4000 fl.*) angegeben werden. Der Hauptzug des Handels, zwei Drittheile, geht in die Schweiz, das Uebrige in die öſterreichiſchen Alpenländer, das angrenzende Deutſchland (Baiern, Baden, Würtemberg) und ſelbſt nach Frankreich. Außer den Hauſirern findet noch eine Anzahl von Perſonen, die mit drei- und zweiſpännigen Fuhrwägen die Wetzſteine weiter befördern, das ganze Jahr hindurch Beſchäftigung.

2. Stickerinnen und Strickerinnen. Bekannt durch ihre Gewandtheit und Kunſtfertigkeit ſind die Stickerinnen Vorarlbergs, namentlich die aus dem Bregenzer Walde, die auf Beſtellung für Schweizer Fabrikanten arbeiten. Beſonders St. Gallen und Appenzell-Außer-Rhoden beſchäftigt viele fleißige Hände. Es iſt feines Baumwollenzeug zu Frauenkleidern, Tücheln ꝛc., was dort geſtickt wird. Die Waare geht nach Italien, Frankreich, England und Nordamerika und wird theuer bezahlt, natürlich nicht den Arbeiterinnen, die ſich kaum einen halben Gulden täglich verdienen. Das Spitzenklöppeln**) iſt dort jetzt mehr im Schwung als das Sticken. Gänzlich eingegangen iſt aber das Geſchäft der Schwazer Strickerinnen, das ſeiner Zeit, d. h. noch in den Dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts, bei 1600

*) Staffler a. a. O. I, S. 335. Das war 1838, gegenwärtig wohl bedeutend mehr.

**) Auch im Thale Taufers beſchäftigt das Spitzenklöppeln mehr als 500 Frauensperſonen, hat aber in Gröden ſehr abgenommen.

Personen, freilich kümmerlich, ernährte. Sie verfertigten Strümpfe, Schlafmützen aus Baumwolle, dann Winterschuhe und vorzüglich die sogenannten Schwazer Hauben für das weibliche Landvolk, die jetzt auch nirgends mehr gesehen werden. Ganze Schiffsladungen gingen auf dem Inn nach Wien und eigene Unterhändlerinnen hatten den Vertrieb der Waare im Lande selbst in der Hand. Erwähnt mögen da auch die oberinnthalischen Strumpfhändler werden, welche Industrie auch im nachbarlichen Paznaun in Blüte steht. Die dort fabricirte Waare wird von Händlern zusammengekauft und im Herbst in die Schweiz geliefert, mitunter auch von Frauenzimmern.

3. Samen- und Früchtenhändler. Einen ziemlich beträchtlichen Handelsartikel bildet in Tirol der Samen der Waldbäume: Fichten, Föhren, Lärchen u. s. w. Besonders in letzterer Zeit hat er bedeutenden Aufschwung genommen. Den Handel in's Ausland betreiben nur Wenige, denn er erfordert, wie die Sachen jetzt stehen, immer ein schönes Anlagecapital, um eine Concurrenz aushalten zu können. In Nordtirol sind es besonders die Gebrüder Michael und Anton Jenewein, ersterer in Inzing, letzterer in Innsbruck, die sich damit abgeben. Schon ihr Vater, damals noch fast allein, knüpfte mit Deutschland — Hauptabsatzort ist Darmstadt — Handelsverbindungen an; doch wanderte er noch stets zu Fuß und verkürzte sich mit Rosenkranzbeten die Länge des Weges. Seine Söhne, denen er schon ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen konnte, haben nun allerdings die primitive Art, Handelsreisen zu machen, aufgegeben und ihr Geschäft sehr weit ausgedehnt. Hören wir den Statistiker*). Der Export von Lärchensamen allein betrug im

*) Innsbrucker Handelskammerbericht für 1868—1870, S. 230.

Kammerbezirke 1869 14—1600 Centner. Die Preiſe ſtellten ſich für Lärchſamen 52—72 kr., Fichten 32—48 kr., Föhren 72 kr. bis 1 fl. 18 kr. das Wiener Pfund. Die Preiſe wechſeln natürlich ſehr ſtark, je nach Qualität und Menge der Waare. Auch das Agio beeinflußt ſie bedeutend, da das Meiſte davon nach Norddeutſchland, etwas Weniges nach Böhmen, Frankreich und England geht. Die kleinen Händler verkaufen ihre Waare, die ſie oft ſtarweiſe von kleinen Leuten erhandeln, natürlich um einen Spottpreis an die größeren Geſchäftsleute. Die Fruchtzapfen werden gedörrt, dann „ausgeklengelt", d. h. vom Samen befreit. Solcher „Samenklengeleien" gibt es in Tirol 17: 12 im Innsbrucker Kammerbezirke, 5 im Puſterthale und Vintſchgau; doch auch von den letzteren gehören die bedeutendſten den Gebrüdern Jenewein. Bei der Wiener Weltausſtellung erhielt M. Jenewein ein Anerkennungsdiplom für Waldſamen und einige Jahre früher A. Jenewein bei einer Induſtrie-Ausſtellung ebendaſelbſt eine goldene Medaille. Der Kleinhandel im Inlande, der eine ziemliche Anzahl armer Leute im Herbſte durch Klauben der Fruchtzapfen und eine beträchtliche Menge Zwiſchenverkäufer beſchäftigt, iſt begreiflich nicht von ſolchem Belange und wird dies Geſchäft auch wohl nur nebenher betrieben.

Hieher zu rechnen iſt auch der Handel mit Flachsſamen (Linſet). Er wird „maßelweiſe" den Bauern abgeſchachert. Mit einem großen Sacke gehen die Leute von Dorf zu Dorf, bis eine anſtändige Menge davon beiſammen iſt. Der Handel hat ſchon deswegen Bedeutung, weil der ſelbſterzeugte Samen zur Ausſaat auf eigenem Felde nie ſo geeignet iſt, wie guter fremder. Natürlich ſind es die großen Flachsdiſtricte Nordtirols: Axamer Boden und Oetzthal, die wegen ihres berühmten Productes auch vorzüglich begehrten

Samen oft weithin verſenden. Der Gewinn iſt bedeutend. Das Star Oetzthaler Leinſamen zu 8 — 10 fl. findet noch reißenden Abſatz und kann mit dem in erſter Linie ſtehenden belgiſchen ganz wol concurriren.

Eine ganz ungeahnte Höhe hat ſeit der Eröffnung der Brennerbahn der Handel mit Südfrüchten gewonnen*). Die Obſtausfuhr erſtreckt ſich außer den öſterreichiſchen Nachbarländern auch auf Deutſchland und beſonders Rußland. Die Beſtellungen ſind ſo zahlreich, daß ſie beim beſten Willen nicht Alle effectuirt werden können, und das Ganze iſt darum ſo verlockend, daß viele Etſchländer Bauern beim mißlichen Stande der Seidenernte ſich von der Pflege des Maulbeerbaumes ab und der Obſtcultur ſich zugewandt haben. Beſonders iſt es der weiße Rosmarinapfel, der ausgeführt wird, und die friſche Traube. Ausgeführt wurden z. B. im Jahre 1870 aus dem Kammerbezirke Bozen blos Rosmarinäpfel 7000 Centner im Werthe von 165.000 fl., Kaſtanien 10.000 Centner, Werth 65.000 fl., Geſammt-Obſtausfuhr 53.670 W. Centner, Werth 455.000 fl. ö. W. Begreiflich iſt auch der Früchtenhandel ein Klein- und Großhandel. Die Producenten ſelbſt, die um Bozen, Meran und Innsbruck ausgenommen, bringen ihre Früchte ſelten zu Markte, ſondern geben ſie an Zwiſchenhändler und Händlerinnen, die oft mit ihrem leinwandüberſpannten Karren von Ortſchaft zu Ortſchaft ziehen, um ihre Fracht dann nach Baiern zu ſchaffen. Der Preis iſt natürlich verſchieden, von 50 kr. bis 1 fl. das Star. Im Herbſt begegnete man — denn jetzt hat die Eiſenbahn auch dies Geſchäft lahm gelegt — zahlreichen ſolchen Dörcherfuhren ähnlichen Karren. Heimwärts wurde nicht ſelten in Tirol geſchätzte baie-

*) Bozner Handelskammerbericht für 1866—1871, S. 120 ff.

rische Töpferwaare geführt. Wer in der Nähe der Stadt wohnt, schickt seine Dirne mit einem Korbe dahin oder fährt mit seinem Wagen zu Markt. Gewöhnlich gibt er seine Waare an „Vorkäuferinnen“ ab, weil das schneller geht. Oft aber — besonders im Etschthale — wird die Frucht von Großhändlern schon auf dem Baume gekauft „über haps*). Früher gingen auch Teseregger und Passeirer mit Südfrüchten hausiren. Gegenwärtig betreiben diesen Detailhandel besonders Wälschtiroler mit Limonen und Orangen (nebenbei mit Lorbeerblättern und Knoblauch). Sie sind aber ständig in den Städten und beziehen ihre Waare meist von Triest. Ueberhaupt ist derartiger Kleinhandel sehr im Abnehmen, oder besser gesagt, Aussterben begriffen, was auch von den kleinen Samenhändlern aus Telfs und Wilten gilt. Die Eisenbahn machte einen großen Strich durch die Zahl solcher Händler. — Ebenso wird es, wenn einmal die Arlbahn in Betrieb ist, den noch immer ein Geschäft machenden „Käsziehern“ gehen, die zu zweien oder dreien mit einem Karren in's Unterland fahren, um dort von den Besitzern großer Viehstände Käse einzuhandeln, den sie oft schon unterwegs wieder losschlagen. Für die Anstrengung, einen schwerbeladenen Karren Thal aus- und einziehen zu müssen, ist der Gewinn oft nur ein sehr bescheidener. Ganz dasselbe gilt von den Leinwandhändlern vom Sulzberge.

4. Proletarier der Industrie. Dahin rechnen wir die Lodenweber in Sellrain, die besonders von Oberländern etwas verdienen, die Fabrikanten von Holzschuhen, sogenannten Knospen, Kumpfen**), Holzschüsseln, Löffeln und der-

*) Ueberhaupt d. i. ohne die Stücke zu zählen. Schöpf a. a. O. S. 243. Schmeller a. a. O. I, S. 1144.

**) Holzbehältniß für den Wetzstein.

gleichem Zeug aus dem Lechthale, die beſonders auf Märkten erſcheinen. Außer dem Lechthal und Oberland beſchäftigt dieſe Arbeit, beſonders das Schüſſeldrehen, auch die armen Bewohner von Dornauberg (Zillerthal)*); das dort häufig vorkommende Zirmholz eignet ſich gut zu derlei Dingen. Fein ausgeführt iſt die Sache nicht, doch gut genug für Alpenhütten. Hieher gehören ferner die eigentlich nomadiſchen Keſſel- und Pfannenflicker, Glaſer, Schleifer u. ſ. w., welche alle Dörfer abſuchen, auf freien Plätzen im Schutze eines Zaunes ihre Werkſtätte aufſchlagen und dort Reparaturen an zerbrochenen Küchengeräthen vornehmen. Weiters die Korbflechter — oft ſind es eigentlich Laninger — die aus Weidenzweigen Körbe für den Dorfbedarf anfertigen, und ebenfalls ein etwas waldurſprüngliches Daſein führen, ſo recht eigentlich „herumzigeunern“. Wenn der Herbſt da iſt und die Bauten eingeſtellt werden, beſchäftigen ſich die heimgekehrten Maurer und Zimmerleute — das Hauptcontingent ſtellt nach Innsbruck das weſtliche Mittelgebirge (Axams, Birgitz, Götzens) und Zirl — mit Beſenbinden. Die Zweige der Birken werden zu ſogenannten Reiſerbeſen — für Stall- und Tennenzwecke oder zum Straßenkehren — gebunden und kommen in großen Büſcheln auf den Markt. Der Erlös iſt nicht groß, aber in verdienſtloſer Winterzeit ſieht man auch tägliche 30—40 kr. an. Manche beſonders behende bringen es ſogar auf 1 fl. täglich. Einige gehen damit auch in die Dörfer oft weitum hauſiren. Auf einer nicht viel höheren Stufe ſtehen die Schweinſchneider, wanderndes Volk, das junge Schweine, Hunde u. dgl. caſtrirt. Zu den Nomaden dürften auch die Unterländer Mäher und Mäherinnen, Dreſcher und Kornſchneider, ſowie die Jäte-

*) Vgl. auch Schaubach, deutſche Alpen, 2. Aufl., Bd. I., S. 389.

rinnen zu zählen ſein, die aus dem Puſterthal in's Innthal und Salzburgiſche ziehen. Ihr Lohn als Tagwerkerinnen war wenigſtens früher ein „Zwanziger“ für gute Arbeit, ein „Zwölfer“ für die weniger gewandte. Etwas mehr bezogen Dreſcher, Schnitter, Mäher. Beſonders Taufers ſchickte bei geringerem eigenem Feldbau eine hübſche Zahl ſolcher Leute aus. Solche Herumzieher ſind auch die in's frühe Mittelalter hineinreichenden „Maulwurffänger“, die nach der Heumahd, der Aetze oder beim „Aperwerden“ im Frühjahre mit aufgerichteten ſogenannten „Galgen“ den Maulwürfen nachſtellen; auch auf Feldmäuſe, Wieſel und dergleichen Gethier geht ihre Jagd. Sie ſcheinen früher eigene Statuten gehabt zu haben und ordentlich organiſirt geweſen zu ſein*).

5. Bettelleute und Conſorten. Nachdem wir noch in Kürze der Kirchtagsgeiger gedacht, jener Art von Kunſthandwerkern, die mit ihrem Fidelbogen als Inſtrument auf Kirchweihen und ähnlichen Feſten ſich das Bischen Brot ſuchen, und wozu nicht ſelten auch der Landſchulmeiſter der guten alten Zeit gehörte — nebenbei bemerkt, gab es ganze Geigerfamilien, z. B. in Wenns — wollen wir zum Schluſſe noch eine Sorte kennen lernen, bei denen das „gute Mundſtück“ Anlagecapital, Arbeitskraft, Maſchine, kurz Alles in Allem iſt. Wir hätten ſie auch bei den Dörchern, mit denen ſie ſo ziemlich auf gleicher geiſtiger und moraliſcher Höhe ſtehen und an Zudringlichkeit und Unverſchämtheit ſicherlich in Eine Kategorie gehören, unterbringen können, wollen ſie aber doch eigens bedenken, als in dieſer Art ganz allein ſtehend und völlig typiſch. Eine Species davon ſind die Profeſſionskirchfahrter, die auf Be-

*) Der Heune in Scheffels Ekkehard iſt ein bekannter Vertreter dieſes Metiers.

ſtellung und um entſprechenden Lohn für die durch Arbeit gehinderten Landleute Bußgänge unternehmen, Abläſſe gewinnen, Heilige, beſonders die „Himmelmutter" beſtürmen, und was dergleichen fromme Speditionsgeſchäfte der Bötinnen in Sachen des Seelenheiles mehr ſind. Sie ſind ein wahrer Felſen Petri für Aberglauben der gröbſten Art und eine traurige Illuſtration der religiöſen Verwilderung. In der Regel ſind es alte häßliche Weiber, die ſonſt nichts mehr verdienen können oder auch wollen, indem ihre kleinen Tagreiſen ſie nicht ermüden. Das Eſſen und Nachtlager wird bei einem Bauern „gelottert", oder mit einem Roſenkranzverſprechen bei der und jener Mutter Gottes honorirt. Sie ſind auch die wirkſamſten Colporteure aller Wundergeſchichten, durch deren Erzählung ſie ſich ein Mittageſſen oder ein Stück Geld „ergattern". In welchen Säckel das ihnen aufgegebene Meſſengeld und dergleichen fällt, erräth man leicht, ſchwerlich auf den Opferteller des Gnadentempels. Abſam, beſonders aber Maria-Einſiedeln, ſind die Abſatzorte für die aufgegebene Gebetsfracht. Dieſe commis voyageurs, die „in Sündennachlaß und Heiligenprotection machen", ſind noch dazu angeſehene Leute und ſtehen ſich gut. Eine zweite Art ſind die Bettler, die alle Dörfer und am liebſten die Einödhöfe, oder im Sommer die Almhütten in der Runde abſtreifen und durch ihr keckes Auftreten, namentlich wenn die Männer nicht zu Hauſe ſind, nicht weniger als durch ihre Bitten ſich herausſchlagen. Bei unſeren Gemeindezuſtänden, wo Ortspolizei, Armenverſorgung, Hintanhaltung des Landſtreicherthums noch größtentheils fromme Wünſche ſind, iſt ſo ein Bettelpatent nicht ſchwer zu erhalten. Zwar hat man in einzelnen Orten, z. B. Oberinnthals, den erlaubten Bettel auf den Freitags Vormittag beſchränkt; doch da keine Controle geübt wird und man die Zudringlichen am liebſten

bald los ist, gibt man auch außer der bestimmten Zeit Erlaubniß. Recht eigentlich ein Betteltag ist das Allerseelenfest (2. November), wo Alles „geht"; Stadt und Land ist förmlich überschwemmt. In der Regel wird an diesem Tage eigenes Gebäck, sogenannte Buchelen, vertheilt. Sonst gibt der Bauer sein Hausbrod, eine „Gatze" voll Mehl, Erdäpfel, seltener Schmalz oder Hülsenfrüchte, nie aber Geld; das überläßt er dem Städter. 30 — 40 Personen, die an einem Vormittage „um der Gottswillen" kommen, sind keine Seltenheit. Eine recht ergiebige Zeit ist für dies Volk auch der Neujahrsmorgen, wo die Bettler in der Stadt und Umgegend „Neujahranwünschen" gehen und oft 1 fl. und darüber zusammenbringen. Wohl sind es in der Regel die „Fratzen", d. h. halberwachsene Kinder, die geschickt werden; doch schämen sich auch schon kräftige Mädeln und noch rüstige Weiber nicht, besonders an echten Fechttagen, „bitten" zu gehen. An einem Arm trägt die Bettlerin einen Korb, das Gesammelte aufzunehmen, auch wol ein sackartiges Tuch für das Mehl, auf der anderen ein Kind als Herzbrecher, das erbärmlich schreit. Das Kind ist entweder eigen, denn die Bettler haben immer großen Kindersegen, ob ledig oder nicht, verschlägt nichts, sollte eine solche Dirne wirklich noch keines „aufgeklaubt" haben, so — borgt sie sich eines. Es gibt eigene Districte, wo dieses Geschäft auch wirklich geschäftsmäßig betrieben wird, so St. Nicolaus und Hötting bei Innsbruck, Telfs im Oberinnthal, das ganze obere Vintschgau u. s. w. Wie es unter solchen Umständen mit der Moralität, vor Allem aber mit der Kindererziehung aussieht, wenn die Jungen vom dritten Jahre an in dieses Vagantenleben eingeführt, zum Lügen und Heucheln förmlich abgerichtet werden, und auch gelegentlich — stehlen lernen („Flieh' oder ich nehm' dich"), bedarf keines Nachweises. Seelsorger und

Gemeindevorsteher können ein trauriges Lied davon singen. Von einer Dankbarkeit ist bei dieser Armuth keine Rede. Man betrachtet das als eine Art von Zehent, den der „verfluchte Bauer" einfach schuldig ist. Scheint die Gabe zu gering, so geht das Schimpfen und Spotten über den „Leutschinder" oder „Nothnagel" los. Die gesammelte Waare wird nun häufig nicht selbst verbraucht, sondern an wirkliche arme Teufel verkauft, denn ein „rechter" Bettler lebt besser, als ein mittelmäßiger Bauer; darum sagt man: „Wem der Bettelstecken in der Hand einmal warm geworden, der legt ihn nicht mehr weg." — Nur durch sein Jagdrevier vom vorigen verschieden, ist der Almbettler. Der streicht mit Rucksack und „Gschpatl", wo er die erbettelte Butter aufbewahrt, von Kaser (Almhütte) zu Kaser, um seinen Theil vom Almnutzen einzuheimsen, ehe der Bauer davon weiß. Seine Ausbeute während einer Sennzeit, besonders in ergiebigen Jahren, ist durchaus nicht gering und wird dann wieder zum Theile losgeschlagen. Ist der Senner gerade nicht in der Kaser, so sieht der „Lotter" häufig genug etwas liegen, das sich nicht sträubt, mitzugehen. — Wie man sieht, ist diese Bettlerzunft von einer Gaunerbande nicht sehr verschieden. Die Leute haben übrigens schon alles Gefühl für das Beschämende und Entehrende ihres Standes verloren; nur der Gewinn und müheloſe Erwerb kommt in Betracht.

„'s Ma soll sie (sich) salt öppas verdianen,
Die Hönd haben decht nix dervun,"

können sie mit den Dörchern singen. Ja, sie fühlen in freien Stunden sogar Mitleid mit dem armen Bauern, dessen Korn verderben und dessen Vieh verunglücken kann. Ihnen passirt das nicht. So singen sie — und damit seien sie unsererseits entlassen, in humoristischem Uebermuth:

„Ja ja ſell (ſolches) ſag' i,
D' Bettelleut haben's gut! haben's gut!
Sch.... uns kein' Maus in's Korn,
Bricht uns kein Ochs ſein Horn,
Ja ja ſell ſag' i,
D' Bettelleut haben's gut!"

Bevor wir von den Induſtrieproletariern ſcheiden, müſſen wir noch einen dankbaren Blick auf die halb und halb hieher gehörigen „Käſtenbrater" werfen, dieſe Verherrlicher aller Jahrmärkte und fleißigen Hüter der Innsbrucker Innbrücke von Kirchweih bis Weihnachten. Seitdem die hölzernen „Käſtenhütten" vom Magiſtrate abgeſchafft wurden, betreiben auch dieſe ſtändigen „Brater" und „Braterinnen" ihr Geſchäft wie die Collegen vom Jahrmarkt und an der Eisbahn. In einer durchlöcherten großen Bratpfanne werden die früher geritzten Kaſtanien geröſtet, bis die Schale abfällt und der Kern ſich hübſch bräunt. So werden ſie kreuzerweis (3—4 für 1 kr.) oder „maßelweis" verkauft. Auch geſotten, dann in einem Backofen gedünſtet und an Schnüren angefaßt, gehen ſie als „Kranzkäſten" in den Kleinhandel. In einem mit einem Tuche bedeckten Korbe, daß ſie hübſch warm bleiben, tragen ſie Männer und Weiber in Gaſthäuſer zum „Verhauſiren". Zwar beanſpruchen die Dörcher, wie ſchon ihr Lied ſagt, dieſes Käſtenbraten und Verkaufen zur Marktzeit als ihr Privilegium; doch ſind ſie in den Städten überall von anſtändigen Verkäuferinnen aus dem Felde geſchlagen und occupiren nur noch unumſchränkt das Dorf. Da der Conſum dieſer beſonders zum Wein äußerſt wohlſchmeckenden Frucht ein ſehr bedeutender iſt, ſo verdienen ſich die Händler bei den hohen Verkaufspreiſen en detail ein ganz anſtändiges Sümmchen.

Inhalt.

	Seite
Die Wilderer	1
Die Robler und Raufer	11
Die Schwärzer	31
Die Dörcher	39
Die Holzleute, Trifter und Flößer	58
Die Fuhrleute	75
Die Botenleute	92
Die Schwabenlandkinder	100
Die Montafoner Krautſchneider	107
Der Bauerndoctor	113
Die Saltner	126
Die Kohlenbrenner und Kohlenzieher	140
Die Wurzengraber	146
Die Pecher und Lärgetbohrer	154
Die Züchner	159
Die Beererinnen	164
Die Ameiſenhexen	169
Die Granatler	174
Die Zillerthaler Oelträger	185
Steinölbrenner und Steinölträger	201
Die Imſter Vogelhändler	210
Die Zillerthaler Handſchuhhändler	218
Das Thal Selrain und ſeine Induſtrie	224
Die Teſiner Bilderhändler	230
Das Thal Teſereggen und ſeine Induſtrie	236
Die Gröbner Schnitzwaaren-Induſtrie	248
Die Eiſenſchmieden im Stubaithale	262
Skizzen und Fragmente	277

11.
Opd.

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn ist erschienen:

Selbstbiographie des Malers
Karl Blaas
1815 — 1876.
Herausgegeben von **Adam Wolf.**
3 fl.

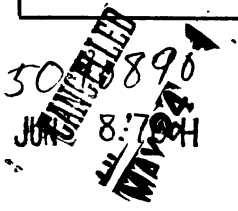
Dorfleben im achtzehnten Jahrhundert.
Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich.
Von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst.
2 fl.

Aus den Tauern.
Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen.
von
Dr. **Anton v. Ruthner.**
Mit 6 Farbendrucken und einer Karte. 6 fl., gebunden 7 fl.

Aus Tirol.
Der Berg- und Gletscherreisen neue Folge.
Von
Dr. **Anton v. Ruthner.**
Mit 4 Farbendrucken und einer Karte. 6 fl., gebunden 7 fl.

Das Gebiet der Rosanna und Trisanna
(Sannengebiet in West-Tirol)
Mit besonderer Berücksichtigung der orographischen, glacialen, botanischen, zoologischen, geognostischen und meteorologischen Verhältnisse.
dargestellt von
Josef Ritter von Trentinaglia-Todtenburg.
Mit zwei Abbildungen in Farbendruck und einer Gebirgskarte.
5 fl.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.